


BIBLIOTECA NAZIONALE VITT. EMANUELE
201
45 E
19

Des

Pater Alexander von Rhodes

aus der Gesellschaft Jesu

Missionsreisen

in

China, Tonkin, Cochinchina

und anderen asiatischen Reichen.



Aus dem Französischen

von

einem Priester derselben Gesellschaft.

Mit Genehmigung der Oberen.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1858.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort des Uebersetzers.

In den nämlichen dreißig Jahren, als einer der unglückseligsten Kriege Unheil und Verwilderung über Deutschland brachte, von 1618 bis 1648, verkündete ein heldenmüthiger Nachfolger des hl. Franz Xaver, Alexander von Rhodes aus der Gesellschaft Jesu, das Licht des Evangeliums in jenem Erdtheile, von welchem wir selbst es vor Jahrhunderten erhalten haben. Als er blühende Gemeinden in Tonkin und Cochinchina gegründet hatte, aber die Thore der beiden Reiche am Ende für seine Person verschlossen sah, eilte er im höheren Alter nach Europa zurück, um Bischöfe und eine hinreichende Anzahl jüngerer Kräfte aus der Gesellschaft Jesu zu werben und in die fernen asiatischen Länder zu führen. Während er sich zu Paris mit Vorbereitungen zu dem neuen, großartigen Feldzuge gegen den Herd des Heidenthums rüstete, gab er in seinem zweiundsechzigsten Lebensjahre das vorliegende Werk heraus: „Voyages et Missions en la Chine et autres royaumes de l'Orient;" Paris 1653. Mit der liebenswürdigsten Einfachheit schildert er darin seine

Erlebnisse und die reichgesegneten Fortschritte der Kirche in Ländern, welche den Europäern vorher kaum dem Namen nach bekannt waren, und läßt nur den einzigen Wunsch übrig, er möchte bei Erzählungen und Schilderungen, wo seine eigenen Verdienste in den Vordergrund treten, weniger zurückhaltend sein. Auch in der neuen Zeit erregte das Werk wieder die verdiente Aufmerksamkeit und erschien zu Paris 1854 in neuer Auflage, welche unserer Uebersetzung zu Grunde gelegt ist. Wir haben unsererseits nur Weniges vorauszuschicken. Pater von Rhodes liebt in der Darstellung nicht den äußeren rhetorischen Schmuck. Wo Thaten leuchten, braucht man nicht den Prunk der Worte. Anspruchslos und ungekünstelt, aber innigst durchdrungen vom höheren Feuer eines felsenfesten Glaubens, wie er den Asiaten gepredigt hatte, schrieb er auch zu Gottes größerer Ehre seine Missionsreisen. Die Satzbildung ist naiv, die gleichen oder ähnliche Wörter kehren oft in kurzen Zwischenräumen wieder, nirgends offenbart sich ein Streben nach gedrängtem, vielsagendem Ausdrucke. War es aber bei der Uebersetzung geboten, da und dort auf unsere jetzige Darstellungsweise Rücksicht zu nehmen, so durfte doch auch das Original nicht gänzlich verwischt werden. Wer sich endlich an den Wundern, welche der Allmächtige in jenen jugendlich sprossenden Gemeinden wirkte, stoßen möchte, der bedenke, daß dieselben Erscheinungen noch häufiger in der ersten christlichen Kirche vorkamen, wie sie denn überhaupt nach den Worten des hl. Paulus (I. Cor. 14, 22) nicht für die schon Gläubigen, sondern für die Ungläubigen gegeben sind. Als unser Herr auf dem Oelberge, bevor er gegen Himmel fuhr, die Apostel in alle Welt

sandte, gab er ihnen feierlich die Versicherung, daß ihnen die Wunderzeichen zu Gebote stehen, ja, daß sie noch größere als Er selbst wirken werden. Wir finden bei den neubekehrten Tonkinesen und Cochinchinesen einen Glauben und eine Liebe trotz den feurigsten Christen der Apostelzeit, und können nicht begreifen, warum Gott gegen sie hätte zurückhaltender sein sollen, als gegen die Gläubigen von Jerusalem und Antiochien.

Inhalt.

Erster Theil.

Reise von Rom nach China.

Zweiter Theil.

Missionen in Tonkin und Cochinchina.

Seite

Dritter Theil.

Rückkehr von China nach Rom.

A. M. D. G.

Vorwort

der französischen Ausgabe.

Pater Alexander von Rhodes hat uns in seinen „Reisen und Missionen" ein Musterbild hinterlassen, welches man Allen, die ihre zu Gottes Ehre verrichteten Werke zugleich zu dessen größerer Ehre veröffentlichen wollen, vor Augen stellen darf. Dieser Apostel von Cochinchina und *Tonkin* spricht von seinen unermeßlichen Arbeiten mit soviel Biederkeit, Bescheidenheit und Einfachheit, daß man ihn zu hören nicht müde werden kann; und wenn er sich durch seinen erhabenen Eifer und Muth bewunderungswürdig zeigt, so gewinnt ihm seine unbegrenzte Nächstenliebe nicht weniger die Herzen. Unaufhörlich zeigt sich seine Herzensgüte in der rührendsten Natürlichkeit; und mit einer gewissen übersprudelnden Erkenntlichkeit gedenkt er der kleinsten Dienste, die man ihm erwiesen hatte.

Pater von Rhodes hat die Geschichte seines Lebens und seiner Arbeiten in Asien selbst geschrieben, und wir brauchen daher nur wenige Punkte zu größerer Vollständigkeit vorauszuschicken. Geboren zu Avignon den 15. März 1591, trat

er im Jahre 1612 in die Gesellschaft Jesu, mit dem glühenden Verlangen, sich der Bekehrung der Ungläubigen zu weihen. Nachdem er lange Zeit und mit lebhafter Innigkeit um die indische Mission nachgesucht hatte, wurde ihm diese Gnade durch den hochw. Pater Vitelleschi, General der Gesellschaft Jesu, zu Theil. Mit dem Segen des Papstes Paul V. begab er sich zu Land nach Lissabon und schiffte sich am 4. April 1619 ein. Nach einer Fahrt von sechs Monaten zu Goa angelangt, arbeitete er daselbst noch einige Zeit, und reiste hierauf nach Cochinchina und Tonkin, dem Schauplatze seiner ungeheuren, beinahe dreißigjährigen Arbeiten.

Als sich Pater de Rhodes in seinem vorgerückten Alter außer Standes fühlte, ein so unermeßliches und so fruchtbares Ackerfeld länger zu bearbeiten, entschloß er sich zur Rückkehr nach Europa, um eine hinreichende Zahl von Arbeitern zu werben, und so der Eroberung jener Königreiche, welche sein Eifer kurz vorher dem Evangelium erschlossen hatte, die Krone aufzusetzen. „Nach vierthalbjähriger Reise, so lauten seine eigenen Worte, unter so vielen Gefahren zu Wasser und zu Land, so vielen Stürmen, so vielen Schiffbrüchen, so vielen Kerkern, Wüsten, wilden Völkern, Heiden, Irrgläubigen und Türken, stets von den Flügeln der Vorsehung getragen," langte er endlich am 27. Juni 1649 wieder zu Rom an und warf sich dem heiligen Vater zu Füßen, ihn um Bischöfe und Priester für seine lieben asiatischen Missionen anzuflehen.

Von Innocenz X. und seinen eigenen Oberen erhielt er den Auftrag, nach Frankreich zu gehen und einen neuen Kreuzzug zu predigen. Mit Wohlwollen wurde er von allen Schichten der Einwohnerschaft aufgenommen.

Der ehrwürdige Missionär begeisterte durch sein persönliches Auftreten und seine Reden eine große Zahl von Priestern zu gleichem Seeleneifer. Unter diesen neuen Aposteln

bemerkt man drei der vorzüglichsten geistlichen Söhne des P. Bagot, Directors jener frommen Genossenschaft, welche nach Herrn Boudon als der Keim des Seminars der auswärtigen Missionen zu betrachten ist.

„Olier selbst erbot sich großmüthig, nach dem Berichte seines Geschichtschreibers *), den Pater von Rhodes zu begleiten. Aber was er befürchtete, wurde zur That. Unser Ordensmann zweifelte nicht, daß Gott Herrn Olier dazu auserseben habe, in Frankreich an der Erneuerung des Priesterstandes zu arbeiten, und wies ihn daher mit seinem Anerbieten ab. Nichtsdestoweniger erneuerte der Diener Gottes seine Bitten; und obgleich er von körperlichen Gebrechen ganz niedergebeugt war, warf er sich dennoch ihm zu Füßen und beschwor ihn mit allen Beweggründen, welche ihm sein großer Eifer für das Heil der Seelen eingab, er möge ihn annehmen. Alles umsonst, Pater von Rhodes blieb unerschütterlich. Da erkannte Olier in der abschlägigen Antwort unseres Missionärs, sowie in dem einstimmigen Dafürhalten aller Personen, welche er um Rath gebeten hatte, den Willen Gottes, und unterwarf sich demüthig, indem er sich einer solchen Gnade nicht für würdig hielt. „„Vor acht Tagen, schrieb er damals, ließ ich den Stolz meines Herzens laut werden, indem ich mein Verlangen kund gab, diesem großen Apostel von Tonkin und Cochinchina zu folgen. Aber nachdem ich mit ihm meinen Entschluß, oder vielmehr mein Vorhaben gründlich besprochen hatte, hielt mich der heilige Mann, oder vielmehr unser Herr Jesus Christus durch den Mund desselben, für unwürdig.""

Selig über die Anwerbung so vieler Mitarbeiter, welche das in Cochinchina und Tonkin begonnene Werk fortzusetzen geeignet waren, ging Pater von Rhodes trotz seines hohen

*) Vie de M. Olier, fondateur du séminaire Saint-Sulpice, par M. l'abbé Faillon, 2. éd. II. p. 470.

Alters daran, eine neue Mission in einem großen Königreiche, welches er auf seiner Rückkehr nach Europa nur erst durchreist hatte, zu eröffnen. Er zog nämlich im November des Jahres 1654 nach Persien und starb nach vierjährigen Arbeiten, welche er in einem andern Werke schilderte, zu Ispahan am 16. November 1660, voll an Tagen und Verdiensten.

Den Wiederabdruck der „Reisen und Missionen des P. Alexander von Rhodes" besorgten wir getreu und ohne alle Abänderung nach der ersten Ausgabe des Cramoisy *) vom Jahre 1653, welcher sie unter den Augen des Verfassers bearbeitet hatte.

---

*) Cramoisy war königl. Hofbuchhändler zu Paris. Anmerk. des Uebers.

Werke des Pater Alexander von Rhodes.

1. Relatione de' felici successi della santa fede predicata da' patri della Compagnia di Gesù nel regno di Tunchino, del P. Alessandro de Rhodes. Roma 1650.

Pater Rhodes veröffentlichte das nämliche Werk auch in lateinischer Sprache mit dem Titel:

Tunchinensis historiae libri II., quorum altero status temporalis hujus regni, altero mirabiles evangelicae praedicationis progressus referuntur, coeptae per patres Societatis Jesu ab anno 1627 ad annum 1646. Lugduni 1652.

Bald nach Erscheinen dieses Werkes besorgte P. Heinrich Alby aus der Ges. Jesu eine französische Uebersetzung.

---

2. Dictionarium annamiticum, lusitanum et latinum. Romae typ. Congr. de Propag. Fide. 1651.

Nach Hervas verfaßte P. von Rhodes auch eine anamitische oder tonkinesische Sprachlehre.

---

3. Catechismus pro iis, qui volunt suscipere Baptismum, in octo dies divisus. Phép giàn tâm ngày cho he muàm chin rica toi, ma Aeàe dao thanh dwc chûa blâi. — Ope s. Congr. de Prop. Fide. Romae. Typis ejusd. Congr. 1651.

In zwei Colonnen befindet sich hüben der lateinische Text, drüben die tonkinesische Uebersetzung. Dieser Katechismus wurde in das Siamesische übertragen von Herrn Laurent, Sohn des Barkalor, früheren obersten Ministers des Königs von Siam; ob diese siamesische Bearbeitung gedruckt wurde, weiß man nicht. S. Catal. d'Abel Rémusat. Nro. 98.

---

4. Relations des progrès de la foi au royaume de la Cochinchine vers les derniers quartiers du Levant, envoyées au R. P. Général de la Compagnie de Jésus, par le P. Alex. de Rhodes, employé aux missions de ces pays. Paris 1652.

---

5. Breve relatione della gloriosa morte, che il P. Antonio Rubino della Comp. di Gesù, Visitatore della provincia del Giappone e Cina, sofferse nella città di Nangasacchi dello stesso Regno del Giappone, con quatro altri Patri della medesima Compagnia; civè il P. Antonio Pacece, il P. Alberto Micischi, il P. Diego Morales ed il P. Francesco Marquez, con tre secolari. Roma 1652.

Das Jahr darauf erschien zu Douai eine französische Uebersetzung dieser Schrift.

---

6. La glorieuse mort d'André, catéchiste de la Cochinchine, qui a le premier versé son sang pour la querelle de Jésus-Christ en cette nouvelle église. Par le P. A. de Rhodes, qui a toujours été présent à cette histoire. Paris 1653. Douai 1654.

Die italienische Originalausgabe war bereits zu Rom im Jahr 1652 erschienen.

---

7. Divers voyages et missions du P. Alex. de Rhodes en la Chine et autres royaumes de l'Orient, avec son retour en Europe par la Perse et l'Arménie: le tout divisé en trois parties. Paris 1653. 1666. 1685.

---

8. Relation de ce qui s'est passé en l'année 1649 dans les royaumes où les Pères de la Compagnie de Jésus de la province du Japon publient le saint Evangile. Paris 1655.

---

9. Relation de la Mission des Pères de la Compagnie de Jésus, établie dans le royaume de Perse par le P. Al. de Rhodes. Dressée et mise au jour par un Père de la même Compagnie. Paris 1657 *).

Dieses Werk war nach den Bemerkungen des P. von Rhodes durch P. Machault besorgt worden.

Druckbewilligung

des hochw. Pater Provincial.

Ich Unterzeichneter, Provincial der Gesellschaft Jesu in der Provinz Frankreich, erlaube dem Sébastian Cramoisy, königlichem Hofbuchhändler, Schöppen und Consularrichter der Stadt Paris, das Werk „Verschiedene Reisen und Missionen des Pater Alexander von Rhodes in China und in anderen Reichen", welches drei unserer Väter durchgesehen und gebilligt haben, im Drucke herauszugeben.

Paris im November 1653.

Franz Annat.

---

*) Aug. et Alois de Backer, Biblioth. des écriv. de la Compagnie de Jésus.

Reisen und Missionen

des

Pater Alexander von Rhodes

in China und andern asiatischen Reichen, nebst seiner Rückreise nach Europa über Persien und Armenien.

Seitdem ich einen kurzen Abriß meiner Reise veröffentlicht habe, sind mehrere hochgestellte Personen, welche sich die Mühe genommen hatten, meine Schrift zu lesen, in mich gedrungen, das ganze Werk, welches ich im Eingange des genannten Abrisses in Aussicht gestellt hatte, drucken zu lassen. Aber ich muß aufrichtig gestehen, daß ich mich nur mit Widerstreben dazu entschloß, weil ich erkenne, daß ich bei allen meinen Wanderungen fast ebenso viele Fehler als Schritte gemacht habe. Mein Geist ist so sehr beschäftigt, Mittel und Wege zu finden, um von Europa fort an die alten Orte zu gelangen, daß ich weder Zeit noch den Willen habe, mich an die Vergangenheit zu erinnern.

Weil ich mir überdieß auf meinen Reisen nicht zum Ziele gesetzt habe, Schönes zu sehen, sondern vielmehr Gutes zu thun, so habe ich mich in keiner Beziehung bemüht, die bedeutenderen Merkwürdigkeiten jener Weltgegenden, durch welche ich gekommen bin, oder wo ich mich aufgehalten habe, zu beobachten, oder auch nur zu sehen. Ich hatte immer weit größere und erhabenere Rücksichten, als die Dinge der Welt, und nachdem ich den schönsten und größten Erdtheil durch-

wandert habe, finde ich Nichts, was nicht klein und verächtlich wäre im Vergleiche mit so vielen Seelen, welche Jesus Christus höher schätzte als sein eigenes Blut; denn er hat es bis zum letzten Tropfen vergossen, um nur zu verhindern, daß nicht Alle zu Grunde gehen.

Ich habe Nichts gegen den Plan so vieler großen Männer, welche verschiedene Gegenden der Welt bereisen, und dann schöne Bücher verfassen, in welchen sie Alles, was sie beobachteten, erzählen, und ihre Leser, welche weder die nöthigen Kräfte noch Lust haben, ihre behagliche Heimath zu verlassen, in den Stand setzen, gefahrlos die Meere zu durchschiffen und, ohne etwas von ihrer Ruhe einzubüßen, sich in den schönsten Städten der Welt aufzuhalten. Diese Bücher sind allerdings sehr merkwürdig, und ihre Verfasser verdienen großes Lob, weil sie die schönsten Dinge der Welt in einem Werke, das man in etlichen Tagen lesen kann, zusammenstellen.

Für meine Person muß ich gestehen, daß ich weder die Fähigkeiten habe, noch jemals die Absicht hatte, solche schöne Bücher zu schreiben, oder mich mit derartigen Beobachtungen zu bereichern. Meine ganze Thätigkeit bei allen Reisen bezweckte die Ehre Jesu Christi, meines obersten Feldherrn, und das Heil der Seelen, welche er durch seinen Tod erobert hat. Ich bin gewandert, nicht um reich oder gelehrt zu werden, nicht um mich zu ergötzen. Durch Gottes Barmherzigkeit habe ich keine andern Perlen gesucht, als solche, welche unser Herr Jesus Christus in seine Krone einzureihen sich würdigt, — keine andere Wissenschaft, als jene, welche der Heidenapostel Paulus predigte, nachdem er von seiner Verzückung bis in den dritten Himmel zurückgekommen war, — keine andere Ergötzlichkeit, als den Engeln des Himmels Freude zu bereiten, indem sich viele Sünder bekehrten. Mein lieber Leser! Erwarte also von mir nicht solch schöne Dinge, wie von den großen Geistern, welche die Gewohnheiten der Völker auf der

andern Halbkugel der Erde, die Fruchtbarkeit der Länder, die Lage der Städte, die Gesetze der Reiche schildern. Ich weiß wohl, all' das befriedigt mehr die Wißbegierde als die Frömmigkeit, erzeugt eher Bewunderung als Erbauung. Was ich von fünfunddreißig Jahren auf Reisen zu erzählen weiß, sind die Führungen der Gnade bei Bekehrung der Seelen, sind die Triumphe des Glaubens über den Irrthum, ist die Ausbreitung der Kirche in mehreren neuen Ländern, wo vorher die bösen Geister angebetet wurden. Dieß ist der Hauptzweck des vorliegenden Buches. Mische ich bisweilen andere Dinge ein, so geschieht es nur im Vorbeigehen und gelegenheitlich. Und weil ich von Rom nach China schiffte, daselbst mich mehrere Jahre aufhielt, und dann auf einem andern Wege nach Europa zurückkehrte, so hat meine Schrift drei Theile: Hinreise, Aufenthalt, Rückkehr.

Erster Theil.

Reise von Rom nach China.

I.

Abgang von Rom, Reise durch Frankreich und Spanien.

Zu derselben Zeit, in welcher unser Herr aus ganz besonderer Gnade mir den Beruf zu der Gesellschaft Jesu schenkte, gab er mir auch den Entschluß, Europa zu verlassen, und nach Indien zu gehen. Dieß war hauptsächlich der Beweggrund, warum ich den Jesuiten-Orden lieber als die anderen wählte, weil ich in ihm größere Leichtigkeit zu finden glaubte, in jene schöne Länder zu kommen, wo so viele Seelen aus Mangel an Glaubensboten verloren gehen. Gott führte mich so glücklich in seinen heiligen Rathschluß ein, welchen er mir in die Seele gegeben hatte, daß ich durch seine Huld mein Land in einem Alter von achtzehn Jahren verlassen durfte, um nach Rom zu gehen, und dort in die Gesellschaft Jesu eintrat, um das Kleid der Apostel in jener schönen Stadt, wo so viele heilige Blutzeugen durch ihren Tod die christliche Religion pflanzten, zu erhalten.

Kaum hatte ich mein Noviziat vollendet, so begann ich um die Mission nach Japan zu werben, eben um jene Zeit, als die Verfolgung daselbst ausbrach. Ich reichte ein Gesuch bei unserem General, dem hochw. Pater Claudius Aquaviva, ein. Dann wiederholte ich während meiner vierjährigen theologischen Studien dieselbe inständige Bitte bei seinem Nachfolger, dem hochw. Pater Mucius Vitelleschi, und empfahl diese Angelegenheit unaufhörlich dem gütigen Gott.

Und um seinen Willen, welchen ich zur einzigen Richtschnur des meinigen erwählte, besser zu erkennen, machte ich eine Pilgerfahrt nach Loretto und flehte hier von ganzem Herzen zur Mutter Gottes, sie möge mir in dieser Angelegenheit mit ihrer mütterlichen Fürsorge beistehen, und über mich, als über ein Eigenthum, welches ihr rückhaltslos gehöre, verfügen. Von Loretto nach Rom zurückgekehrt, fand ich, daß meine heiligste Gebieterin und Mutter mächtig zu meinen Gunsten gearbeitet hatte. Der hochw. Pater General berief mich gerade am hohen Ostertage in sein Zimmer, und theilte mir die frohe Kunde, wornach ich so sehr verlangt hatte, mit. Er sagte mir, er habe lange zu Gott gebetet, um zu erkennen, ob mein Vorhaben, nach Japan zu gehen, von seinem heiligen Willen herkomme, oder ob Gott anders über mich verfüge; aber je mehr er gebetet und die Angelegenheit betrachtet habe, desto mehr habe er sich bestimmt gefühlt, mir zu willfahren; von ihm aus könne ich abreisen, er glaube, daß Gott mich führe.

Niemals erinnere ich mich der freudigen Entzückung, welche ich in jenem Augenblicke fühlte, ohne daß mein Herz von Tröstung übervoll wird. Ich konnte nur mit meinen Augen und mit reichlich strömenden Freudenthränen antworten. Ich warf mich dem General zu Füßen, dankte ihm von Herzensgrunde für die mir erwiesene Gnade, und begann alsbald mich zur Abreise zu rüsten, welche im September stattfinden sollte.

Meine Hauptbeschäftigung innerhalb dieser sechs Monate war das Studium der Mathematik, welche mir seither vielfach gedient hat. Ich ermangelte keinen Tag an irgend einem heiligen Orte dieser großen Stadt die hl. Messe zu lesen, um die Fürbitte der erhabenen Heiligen, welche man daselbst verehrt, anzurufen und sie zu bitten, daß mir ein Theil ihres Geistes zukommen möge.

Einige Tage vor meiner Abreise hatte ich das Glück,

unserm hl. Vater, damals Papst Pius V., die Füße zu küssen und seinen Segen zu empfangen. Ich muß gestehen, daß der Trost, welcher mir dabei zu Theil wurde, sehr groß war; denn da der Papst erfahren hatte, daß ich nach Japan bestimmt sei, erwies er mir außerordentliche Rücksichten. Er begnügte sich nicht, mir den erbetenen Segen zu geben, sondern verlieh mir auch aus eigenem Antriebe eine große Zahl von Ablässen und sagte mir, ich solle im Namen Gottes abziehen und in jenen neuen Ländern wirken, wo ich ein so schönes Feld hätte, um für Gott Seelen zu gewinnen; er wolle für mich zu Gott beten. Diese Worte des Stellvertreters Christi hafteten mir bisher immer im Herzen, und ich schrieb ihrer Wirksamkeit alle Erfolge zu, welche Gott meinen armseligen Arbeiten in jenen Missionen geschenkt hat.

So reiste ich also im October des Jahres 1618 von Rom ab und begab mich auf dem Landwege nach Lissabon. Mein erstes Geschäft war, nach Loretto zurückzugehen, der hl. Jungfrau für die mir erwiesene Gnade zu danken, und zugleich eine neue von ihr zu erbitten, daß ich nämlich das begonnene Werk gut vollenden möge. Wir gelangten auf das Fest des hl. Karl Borromäus nach Mailand und überschritten glücklich die mit Eis und Schnee bedeckten Alpen. Von da begab ich mich, auf ausdrücklichen Befehl meiner Oberen, nach Avignon, um mich von allen meinen Verwandten zu verabschieden. Ich blieb einige Tage in ihrem Kreise und sagte ihnen dann Lebewohl, im festen Glauben, daß ich sie auf Erden nie wieder sehen würde.

Aber kaum hatte ich meine Geburtsstadt verlassen, so lief ich Gefahr, meine Reisen im Rhoneflusse zu beschließen. Als ich nämlich von Lyon an den Fluß hinabging, bestieg ich einen Kahn, auf welchem mehrere sehr übermüthige Calvinisten waren. Sie begannen sogleich ganz laut ein ketzerisches Buch zu lesen, welches tausend Lästerungen gegen die hl. Geheimnisse der katholischen Religion enthielt. Sie legten es darauf

an, daß mehrere Anwesende die Irrthümer hören und das Gift verkosten sollten. Ich nahm gleich das Wort, und begann die falsche Lehre, welche sie an den Mann bringen wollten, zu widerlegen. Das brachte sie so sehr auf, daß sie mich in das Wasser werfen wollten; und sie hätten es gethan, wenn ihnen die Katholiken nicht in den Weg getreten wären. Ich für meine Person leistete keinen andern Widerstand, als daß ich sagte, ich wäre ihnen sehr zu Dank verpflichtet, wenn sie mir schon hier dasjenige, was ich am Ende der Welt aufsuche, schenken würden. Was aber die Ketzereien betreffe, welche sie lesen wollten, so werde ich mich denselben so lange widersetzen, als ich das Leben behalte. Sie beruhigten sich, und Gott wollte, daß sie das schändliche Buch bei Seite legten.

Bei der Abreise aus Avignon mußten wir die Rhone in einem Kahne übersetzen, um nach Languedoc zu kommen. Als wir aber mitten in der Strömung waren, erhob sich der Nordostwind so mächtig, daß er die Kraft aller unserer Ruderer überstieg und unser Fahrzeug gegen das Gemäuer einer Brücke, welche vor kurzer Zeit eingestürzt war, hinriß. Wir dachten insgesammt nicht mehr anders, als daß Alles in Stücke gehen müsse. Und wirklich stießen wir mit unglaublicher Gewalt gegen die Quadersteine. Aber Gott wollte, daß das Fahrzeug nicht in Stücke ginge, und der Wind trug uns mit gewaltiger Hast noch eine französische Meile weiter, ohne daß wir ein anderes Unglück hatten, als unsere Furcht. Hier sagten mir mehrere Leute von Stande und einige meiner Verwandten, welche beinahe den Tod gefunden hatten, während sie sich die Mühe machten, mich zu begleiten, unter vielen Thränen das letzte Lebewohl. Nachdem ich dem Herrn gedankt hatte, zog ich munter durch Languedoc weiter gegen Spanien, welches wir seiner ganzen Breite nach durchreisten.

Am Vorabende vor Weihnachten kam ich zu Barcelona an. Sogleich ging ich nach Manresa, um jene hl. Grotte

zu sehen, welche unser großer Patriarch, der hl. Ignatius, durch die ersten Gluthen seiner Andacht geweiht hat. Ich wünschte daselbst eine kurze Zeit meinen Aufenthalt zu nehmen, worauf wir die Wallfahrtskirche unserer lieben Frau von Montserrat besuchten; und am ersten Tage des Jahres 1619 zogen wir in Saragossa, der Hauptstadt von Aragonien, ein. Unter den schönen Sachen, welche wir hier sahen, betrachtete ich mit der größten Rührung jene so berühmte Säule, wo nach einer alten Ueberlieferung unsere liebe Frau, welche damals noch am Leben war, dem hl. Apostel Jacobus erschien und ihm Muth einsprach in den vielen Mühen, welche er hatte, um jene noch götzendienerischen Völkerschaften zu bekehren. Diese Säule ist von einer sehr schönen Kapelle am Ufer des Ebro eingeschlossen, und das Zusammenströmen der Pilger an dem Gnadenorte ist bedeutend.

Von Aragonien gelangten wir nach Castilien. Ich umging die Stadt Madrid aus Furcht, man möchte mich am spanischen Hofe als Franzosen erkennen und an meiner Abreise nach Indien verhindern. Wir schlugen den Weg über Toledo ein, und nachdem wir die berühmte Kirche von unserer lieben Frau von Guadalupa besucht hatten, kamen wir gegen Mitte Januars nach Portugal, wo unser erstes Nachtlager in Villa Viciosa war. Wir trafen daselbst den durchlauchtigsten Herzog von Braganza, welcher uns alles Liebe und Gute, was ein Prinz armen Ordensleuten thun kann, erwies. Sodann gingen wir in das königliche Collegium zu Ebora und endlich gegen Ende Januars nach Lissabon.

II.

Unser Aufenthalt in Lissabon, Einschiffung nach China.

Lissabon ist eine in ganz Europa so bekannte Stadt, daß es unnöthig ist, noch Weiteres über ihre Größe oder Schönheit zu sagen. Ihr Umfang kommt mir etwas kleiner vor als der von Mailand, aber man sagte mir, daß es wohl vierhunderttausend Einwohner zähle. Sein Hafen ist wunderschön, jedoch die Einfahrt in denselben unbequem. Immer liegt in ihm eine große Zahl von Schiffen. Besonders prachtvoll ist der Hafendamm, welcher sehr lang, und nicht bloß für den Handel, sondern auch für die Spaziergänger sehr geeignet ist. In dieser schönen Stadt haben wir vier Häuser, und unsere Väter arbeiten mit viel Erfolg in allen Dingen, welche im Kreise der Gesellschaft liegen, oder welche, mit anderen Worten, zum Heile der Seelen dienen.

Hier hielt ich mich ungefähr zwei Monate auf, während welcher ich nach Kräften allen den zahlreichen Franzosen, welche sich des Handels wegen daselbst aufhalten, beistand. Pater Nuño Mascareñas, welchen ich als Assistenten für Portugal zu Rom kennen gelernt hatte, wollte mir zu Gefallen, daß ich unserer Universität zu Coimbra meinen Besuch machte. Ich fand da ein in jeder Beziehung bewunderungswürdiges Collegium; und in wie vielen anderen Häusern unseres Ordens ich auch schon gewesen bin, so sah ich doch niemals ein so herrliches Haus, welches zugleich so ge-

eignet wäre, um die Ordnung eines Ordenshauses aufrecht zu erhalten, wie jenes. Es sind sechzehn große Hauptgebäude mit vier schönen Höfen, ohne die Kirche, welche nicht kleiner ist als die Al Gesù zu Rom. Außerhalb aller dieser Gebäude ist der Speisesaal, welcher leicht dreihundert Ordensleute, die gewöhnlich in diesem Hause wohnen, faßt. Das Gebäude für die Vorlesungen ist sehr prachtvoll und unter den genannten sechzehn Hauptgebäuden nicht mitbegriffen.

Der hochw. Pater Franz Mendoza war damals Rector dieser schönen Academie und erhöhte ihren Ruhm durch den Glanz seiner Heiligkeit und Gelehrsamkeit, von welch' letzterer die schönen Werke, welche er verfaßte, deutliches Zeugniß geben. Er nahm mich mit all' jener Liebe, die man von einem Heiligen erwarten kann, auf, und einige Tage darauf begab ich mich nach Lissabon zurück; denn die Zeit der Einschiffung war nahe.

Es war am 4. April 1619, als wir auf drei schönen Schiffen abreisten; das unsrige hieß Sancta Theresia; wir waren sechs Jesuiten, drei Patres und drei Studirende der Philosophie. Der Erste von Allen war P. Hieronymus Maiotica aus Neapel, von welchem ich weiter unten viel sprechen muß. Er war eine hochbegabte Persönlichkeit und einer der besten apostolischen Arbeiter, welchen wir seit langer Zeit in Asien gesehen haben, wo er seit mehr als fünfunddreißig Jahren unermüdlich arbeitet und wunderbare Erfolge in Tonkin und Cochinchina zu Stande bringt. Der Zweite war P. Diego Mursius, welcher einige Jahre später als Rector des Noviziats zu Goa starb. Ich war der Dritte. Unter den drei Studirenden der Philosophie waren zwei Portugiesen und ein Italiener.

Wir begannen dann sehr frohen Muthes unsere große Reise. Aber nach einigen Tagen wurde der Sturm so heftig, daß wir alle Hoffnung auf Weiterfahrt verloren. Und in der That war eines unserer Schiffe gezwungen, in den Hafen

zurückzukehren, weil ihm der Sturm den Mast abgeknickt hatte; das andere verlor sich, ein Spiel der Wellen, aus unserem Gesichtskreise und mußte einen andern Weg einschlagen. Wir blieben allein, und Gott wollte, daß das Unwetter sich endlich legte. So fuhren wir unter der Leitung unserer Schutzengel munter auf diesem Meere, viele hundert Meilen vom Land entfernt weiter, ohne etwas Anderes zu sehen, als den Himmel, der uns leitete, und das Wasser, auf dem wir segelten.

Unsere hauptsächlichste Sorge ging dahin, daß man Gott auf dem Schiffe diente, und daß die Sünde davon verbannt würde. Alle Tage las wenigstens Einer von uns die hl. Messe, vorausgesetzt, daß uns der Sturm nicht daran verhinderte. Nach dem Mittagessen hielten wir immer eine lange Christenlehre, welcher Alle anwohnten. Selbst der Schiffskapitän, Franz von Lirea, ein hochangesehener und in Portugal sehr einflußreicher Herr, war der Erste dabei und trug Sorge, daß Niemand davon wegbliebe, wer nicht sonst beschäftigt wäre. Wir suchten uns die Liebe des ganzen Schiffsvolkes, welches vierhundert Personen zählte, zu erwerben, indem wir Jedem mit christlicher Liebe dienten. Wir trösteten und pflegten sie in ihren Krankheiten, und standen ihnen in allen Anliegen bei.

Unser Schiff schien ein schwimmendes Kloster zu sein, und Gott schenkte uns seine Gnade, daß Alles in bester Ordnung war. Man hörte keinen Fluch, keine Klage, keine unsittliche Rede; Mehrere beichteten oft, und während der sechsmonatlichen Fahrt hielten wir an den einfallenden Hauptfesten fünf Mal Generalcommunion für alle Mitfahrenden. Am Frohnleichnamsfeste trugen wir das allerheiligste Sacrament in Procession auf eine große Altane, welche man auf dem Oberverdecke aufgerichtet hatte, was allen Jenen, welche noch nie Processionen auf dem Meere gesehen hatten, zu großer Erbauung diente.

Am Tage des hl. Antonius von Padua feierten wir ein großes Fest auf dem Schiffe; der Morgen verging in Andachtsübungen; gegen Abend wollte man zu Ehren dieses großen Heiligen, welcher bei den Portugiesen in hohen Ehren steht, einige Spiele veranstalten; aber es ereignete sich ein Unglück, welches uns tief betrübte. Einer unserer Soldaten, ein sehr braver Mensch, welcher an jenem Tage zu Ehren seines hl. Namenspatrons — er hieß Franz Anton — gebeichtet hatte, näherte sich gegen Anbruch der Nacht dem Schiffsrande so weit, daß er mit dem einen Fuße ausglitt und in das Meer stürzte; leider konnten wir ihn nicht wieder aus dem Wasser ziehen, noch ihm geistlicher Weise zu Hülfe kommen. Wir wußten nicht einmal, wer es war. Sein größtes Glück war, daß er seine Seele einige Stunden zuvor in guten Stand gesetzt hatte. Dieß tröstete uns und gab Stoff, um die Anderen zu belehren, wie man immer bereit sein müsse, Rechenschaft vor Gott abzulegen. Mehrere nahmen sich eine heilsame Lehre und drangen in uns, ihre Beichten zu hören.

Als wir unter der Linie angekommen waren, verließen uns die Winde gänzlich, und wir befanden uns in solcher Hitze, daß wir, ohne uns auch nur von der Stelle zu bewegen, ganz in Schweiß gebadet waren; wir mußten diese Unbequemlichkeit fünfundzwanzig Tage lang ausstehen. Unter den vier Malen, welche ich die Linie passirte, hatte ich niemals so viel wie das erste Mal zu leiden. Die anderen drei Male nahmen wir kaum wahr, daß die Sonne über unserem Scheitel stand, weil uns günstige Winde zu Hülfe kamen.

Nach einer Fahrt von drei und einem halben Monate bekamen wir, ungefähr am 20. Juli, Gott sei Dank, das Vorgebirg der guten Hoffnung in Sicht; wir waren gut dreißig Wegstunden vom Land entfernt und umsegelten es gefahrlos. Zur Danksagung lasen wir alle Drei die hl. Messe, weil wir eine so große Gefahr hinter uns hatten und uns schon wie versichert hielten, in Indien anzulangen.



Aber bald schlug unsere Hoffnung in Furcht um, ja wir verzweifelten fast, je Goa zu sehen. Es erhob sich nämlich am 25. Juli ein so heftiger und so andauernder Sturm, daß wir nur mehr an das Paradies dachten. Die Fluthen peitschten uns mit furchtbarem Ungestüm, und wir waren fortwährend wie im Wasser begraben. Dennoch verloren wir das Vertrauen auf Gott und die glorreiche Jungfrau nicht, sondern verdoppelten stets unsere Gebete, welche denn auch durch Gottes Güte nach achtzehntägigem unausgesetztem Sturm erhört wurden. Am Tage der hl. Clara theilten sich gegen Morgen die Wolken, welche immer noch sehr dicht waren; der Himmel wurde endlich klar, das Meer ruhig, der Wind günstig. Wir fühlten uns verpflichtet, dem gütigen Gott zu danken, und zu bekennen, daß er, dem die Stürme gehorchen, Hand angelegt hatte. Kaum war diese Gefahr überstanden, so geriethen wir in eine andere, nicht geringere. Wir waren in der großen Meerenge, welche Madagaskar, bei uns auch die Insel des hl. Lorenz genannt, vom Festlande Afrika's scheidet. Hier gibt es auf beiden Seiten Klippen und Sandbänke, zwischen welchen man so geschickt fahren muß, daß man stets in der Mitte bleibt; kommt man zu nahe gegen rechts oder links, so darf man sicher sein, daß man strandet und zu Grunde geht; man nennt die gegen Afrika hin gelegenen Klippen die von Sofala, und die anderen, welche in der Richtung nach Madagaskar liegen, die Klippen der Juden.

Unser Steuermann hatte sich geirrt und, indem er uns von den einen Klippen fern halten wollte, das Schiff den andern zu nahe gebracht. Aufmerksam auf unsere Gefahr machte uns der Umstand, daß wir fast auf dem Spiegel des Wassers gewisse große Fische, — den sogenannten Knorrenfisch, Tuberus, — welche sich nirgends an tiefen Stellen des Meeres finden, erblickten. Man warf das Senkblei und fand nur noch zwanzig Faden Wasser, was uns Alle in Schrecken

setzte; bald darauf fand man bloß noch zwölf Faden; wir glaubten jeden Augenblick auf dem Sande auffahren zu müssen. Aber Gott wollte, daß der Wind sehr gut war. Wir wendeten nach rechts und entrannen der Gefahr. Von da an verlief die Fahrt ganz glücklich.

Als aber das Meer aufhörte uns zu beunruhigen, stellte sich eine ansteckende Krankheit auf dem Schiffe ein und setzte unsere Geduld und Nächstenliebe auf eine harte Probe. Gott hatte uns während fünf Monaten gnädig vor bösartigen Krankheiten bewahrt; aber kaum hatte der sechste Monat angefangen, so bekamen wir eine große Zahl von Kranken, welche an dem berüchtigten Scharbock, von den Portugiesen Coanda genannt, litten. Diese sehr schlimme Krankheit bringt die Glieder zum Faulen, und treibt insbesondere die Lippen und den ganzen Mund so schrecklich auf, daß sie in Verwesung übergehen. Das Uebel kommt von der Meerluft und hauptsächlich von dem täglichen Genusse des gesalzenen Fleisches.

Mehrere Soldaten und Matrosen wurden davon ergriffen; wir standen ihnen mit allen geistlichen und leiblichen Heilmitteln bei, welche wir in einem Zustand, wo es uns an Allem, nur nicht an Muth fehlte, auftreiben konnten. Unter so vielen Kranken verloren wir nur fünf durch den Tod; dieselben starben an den letzten fünf Tagen unserer Reise, welche im Ganzen sechs Monate und fünf Tage dauerte. Die Verheerungen der Krankheit wären weit größer geworden, wären wir nicht durch Gottes Hülfe endlich im ersehnten Hafen angelangt, wo wir alle unsere Mühen vergaßen. Wir landeten zu Goa am 9. October 1619, am Tage des hl. Dionys, des Apostels von Frankreich, welchen ich seitdem auf allen meinen Reisen zum besonderen Schutzheiligen genommen habe.

III.

Aufenthalt in Goa.

Goa ist eine sehr schöne Stadt der Portugiesen am indischen Ocean; es liegt in der heißen Zone, fünfzehn Grade vom Aequator; aber dennoch ist es sehr gesund und vollauf versehen mit den gesuchtesten Ergötzlichkeiten Europa's und mehreren anderen, welche ihm eigenthümlich sind. Es ist theils umflossen vom Meere, theils von einem Flusse, welcher es einer Insel gleich in ein Gebiet von fünfthalb Stunden im Umkreise einschließt; eine wunderbar feste und angenehme Lage. Man kann Goa unsern schönsten Städten an die Seite stellen; seine Größe kommt der von Lyon oder Rouen ziemlich gleich; die Mauern sind fest wie die regelmäßigen Vertheidigungswerke; ferner ist daselbst eine starke Festung. Die Gebäude sind prachtvoll, hauptsächlich zeichnen sich die Kirchen durch Größe und reichen Schmuck aus.

Nichts aber ist schöner, als der große und für alle Fahrzeuge sichere Hafen. Es landen in ihm Schiffe aus ganz Indien, aus Persien und mehreren Inseln jenes Erdstrichs; man bringt dahin die kostbarsten Waaren des Morgenlandes. Der Vicekönig mit zahlreichem Adel nimmt hier seinen Aufenthalt; ferner gibt es mehrere portugiesische Kaufleute, die, nachdem sie sich bereichert haben, lieber in Frieden in jenem Lande leben, als nach Portugal zurückkehren wollen. So beschließen sie ihr Leben da, wo ihr Glück angefangen hat.



Man findet eine zahlreiche Geistlichkeit unter einem Erzbischof, welcher die Aufsicht über alle Kirchen jener Länderstriche bis nach China hat, und außerdem viele schöne Männer- und Frauenklöster.

Unsere Gesellschaft besitzt drei sehr schöne, reichlich besetzte Häuser, deren Insassen unermüdlich für das Seelenheil arbeiten; eine große Schatzkammer, aus welcher man Arbeiter für alle Königreiche des Morgenlandes bezieht. Hier hat Indiens großer Apostel, der hl. Franz Xaver, seine Eroberungen begonnen, von hier aus hat er alle jene Reiche mit Christen und den Himmel mit Heiligen bevölkert. Man führt als Thatsache an, daß er mit eigener Hand wenigstens drei- bis viermalhunderttausend Personen getauft hat. Aus einem seiner Briefe ersehen wir, daß er in einem Jahre hunderttausend Heiden taufte. In zehn Jahren hat er dreihundert Reiche durcheilt und Jesum Christum gepredigt; die edlen Handlungen seines Lebens übertreffen Alles, was wir je durch Hörensagen vernahmen, und die Wunder, welche er vor und nach seinem Tode wirkte, sind so zahlreich, daß wir Mühe haben, sie zu zählen. Zum wenigsten wissen wir, daß er durch sein Gebet achtundzwanzig Todte auferweckte; und während ich eben diese Zeilen schreibe, erhalte ich aus Rom einen Brief mit der Versicherung, daß einer unserer Väter im Königreiche Neapel, welcher letzten Monat April auf Mission war, ein Bild dieses großen Heiligen bei sich trug, vermittelst dessen Gott mehr als zweihundertundfünfzig durchaus bewährte Wunder, deren Bekanntmachung durch den Druck man uns versprochen hat, wirkte.

Der Geist des großen Heiligen findet sich durch Gottes Gnade in allen Häusern dieser Gesellschaft; aber im Profeßhaus zu Goa haben wir auch seinen heiligen Leib, welcher noch ganz unversehrt und so frisch ist, als wäre er bei Leben. Der Papst Paul V. bezeigte sein Verlangen, jenen Arm, welcher so oft über der Taufe der Neubekehrten ermüdet sich ge-



senkt hatte, zu sehen. Als er ihn aber noch so frisch sah, war er betrübt, daß man mit einer Art von Grausamkeit diese kostbare Reliquie von dem übrigen heiligen Leibe abgenommen hatte.

Er liegt seiner Länge nach in einem silbernen Sarge verschlossen; man sieht das verehrungswürdige Antlitz durch ein großes Kristallglas bis unter die Brust herab. Die Andacht der Gläubigen, welche von allen Seiten herbeiströmen, ehrt den großen Heiligen mit Gelübden und werthvollen Geschenken aller Art; aber durch die Gnaden, welche er ihnen erwirkt, bereichert er sie in demselben Augenblicke, wann sie ihr irdisches Gut zu seiner Ehre opfern.

In der Stadt und Umgegend gibt es noch mehrere Heiden, an deren Bekehrung man arbeitet. Aber ich muß gestehen, zwei Umstände verursachten mir ein sehr empfindliches Mißfallen, so lange ich mich in jenen Gegenden befand; Umstände, welche nach meiner Meinung nicht wenig zur Verstocktheit der Ungläubigen beitragen, und deren Lösung ich trotz alles Nachdenkens nicht finden konnte. Für's Erste wußte ich, daß man denjenigen, welche noch Heiden sind, gewöhnlich große Ehre und viele Freundlichkeiten erweist, sie aber nachher, wenn sie getauft sind, kaum eines Blickes würdigt. Für's Zweite verpflichtet man sie bei der Bekehrung, die bei allen Heiden übliche Landestracht abzulegen. Man glaubt kaum, wie sehr ihnen dieß vor den Kopf stößt; und ich kann nicht begreifen, warum man von ihnen Etwas verlangt, was unser Herr Jesus Christus nicht gebietet, und was sie doch von Taufe und Himmel fern hält. Für meine Person widerstand ich in China lebhaft allen Jenen, welche unseren Neugetauften die Verpflichtung auflegen wollten, ihre Haare, welche von den Männern ebenso lang wie von den Frauen getragen werden, kurz zu schneiden. Sie könnten sonst nicht einmal mehr frei im Lande reisen, noch hätten sie Zutritt in die Gesellschaften. Ich sagte ihnen, das Evangelium verlange von

ihnen, die Irrthümer ihres Herzens, nicht aber die langen Haare ihres Hauptes zu beschneiden.

Ich kann nicht sagen, welche Freude unsere Väter zu Goa bei unserer Ankunft an den Tag legten und welche Freundlichkeit sie uns erwiesen. Nach einigen Ruhetagen begann ich an die Reise nach Japan zu denken; aber unsere Oberen hielten es für besser, mich noch einige Zeit in Goa zu behalten, um daselbst zu arbeiten, indem sie abwarten wollten, bis sich die Christenverfolgung in Japan ein wenig gelegt hätte. Meine Beschäftigung zu Hause war die Erlernung der kanarinischen Sprache, welche man auf der Insel und dem Festlande von Goa spricht.

Aber die schönste Beschäftigung, welche wir hatten, waren die Ausflüge zur Aufsuchung von Heidenkindern, welche vaterlos geworden waren. Portugals Könige haben ihre Frömmigkeit auch dadurch bewiesen, daß sie sich über die Ungläubigen das Recht vorbehielten, die Waisenkinder wegnehmen zu können, und sie taufen zu lassen. Man bringt sie an einen Ort, wo sie in der christlichen Religion unterrichtet werden, bis sie zu dem Alter gelangt sind, wo sie selbst das Bessere wählen können. Zu diesem Zwecke besteht in Goa ein großes Hospital, dessen Obsorge unseren Vätern anvertraut ist, und welches reichliche Früchte trägt.

Weil man nun diese kleinen Kinder oft verbirgt, so muß man sich viele Mühe kosten lassen, um sie zu entdecken. In einem einzigen Hause fand ich deren sieben, welche ich in unser Seminar brachte. Die Mutter selbst wollte uns nicht bloß zur Stadt, sondern auch zur Taufe folgen. Am Tage Pauli Bekehrung hielten wir die feierliche Taufe, wie es jedes Jahr geschieht; man taufte sechshundert, was eine ziemlich glückliche Ernte war.

IV.

Mission und mehrmonatlicher Aufenthalt auf der Insel Salsetta.

Nachdem ich ungefähr drei Monate zu Goa verweilt hatte, schickte mir Gott eine schwere Krankheit, welche mich in die äußerste Gefahr brachte. Ich weiß nicht, ob die Luft von Goa mir nicht zuträglich, oder ob die Mühsale unserer langen Seefahrt daran Schuld waren. Die Aerzte hielten Anfangs dafür, daß ich wohl schwerlich davon käme; aber Gott wollte mir noch Zeit zur Buße schenken, und gab mir nach einigen Monaten die Gesundheit wieder.

Nichtsdestoweniger glaubten unsere Oberen, welche immer voll Liebe sind, daß es für meine vollständige Wiederherstellung gut wäre, mich auf eine benachbarte Insel mit Namen Salsetta, wo die Luft sehr gut ist, zu schicken. Unsere Väter haben hier ein Collegium, welches allen Bewohnern der Insel sehr nützlich ist. Auf dieser Insel litten der hochw. P. Rudolph Aquaviva und vier andere Ordensleute aus unserer Gesellschaft für die Sache Jesu Christi am 15. Juli 1583 einen glorreichen Tod. Ich weiß nicht, ob dieses für einen so guten Zweck vergossene Blut jenem ganzen Lande Segen gebracht hat; so viel weiß ich aber, daß die Götzen verbannt sind, und daß alle Inselbewohner unsern heiligen Glauben angenommen haben.

Die Väter unserer Gesellschaft haben diesen schönen Weinberg angebaut und ihn ganz für Jesus Christus erobert.

Wie man mir sagte, ist unter den hunderttausend Einwohnern auch nicht Einer, welcher nicht Christ wäre. Diese Ernte reifte nach und nach heran, und der Herr hat die Arbeiten jener edlen Apostel so gesegnet, daß Herr Christoph von Saa, Erzbischof von Goa und Primas von ganz Indien, nachdem er seine Visitationsreisen auf der Insel von drei zu drei Jahren wiederholt hatte, der Tugend unserer Väter das schöne Zeugniß ausstellte, daß er bei dem erstmaligen Besuche dieser Kirche fünfzigtausend bestunterrichtete Christen vorfand; als er nach drei Jahren wieder kam, waren es siebzigtausend geworden; seitdem wuchs die Zahl fort und fort, bis der Irrthum endlich ganz vor der Wahrheit weichen, und die bösen Geister dem wahren Gott, welcher auf der ganzen Insel angebetet wird, Platz machen mußten.

Unter den übrigen hervorragenden Persönlichkeiten, welche ich im Hause unserer Gesellschaft antraf, lernte ich zu meiner großen Freude den hochw. Pater Stephan Crucius, einen Franzosen von Geburt, kennen. In seiner Jugend in Portugal lebend, wurde er in unsere Gesellschaft aufgenommen und dann nach Indien geschickt, wo er eine lange Reihe von Jahren mit solchem Segen arbeitete, daß man ihn für eine der ersten Größen von ganz Indien hielt. Er hatte die beiden Landessprachen, die kanarinische, welches die Volkssprache ist, und die marattische, welche unser Latein vertritt, so gut erlernt, daß er sie besser als selbst die Eingeborenen sprach, und mehrere allgemein geschätzte Werke in beiden Sprachen herausgegeben hatte. Ich las von ihm ein sehr schönes Gedicht auf das Leiden unseres Herrn, welches von den Christen an allen Fastenfreitagen in der Kirche gesungen wurde. Die Andacht dauerte tief in die Nacht hinein bei einer so großen Menge von Andächtigen, daß selbst von Goa gewöhnlich zehn- bis zwölftausend Menschen herbeiströmten, um an der schönen Feier Theil zu nehmen.

Noch größeres Ansehen als durch seinen großen Geist,

hatte sich dieser gute Pater durch seine Tugend erworben. Er wurde auf mehreren Missionen verwendet und hatte in unseren Häusern die ehrenvollsten Posten bekleidet, wobei er immer den Geist eines wahren Apostels bethätigte. Als er endlich bei Jahren war, beschloß er sein Leben unter seinen Neubekehrten, welche ihn insgesammt als ihren Vater ansahen.

Ich wohnte drei Monate lang bei den guten Vätern und suchte mich mit ihnen dem Heile des Nächsten zu weihen. Hier lernte ich die kanarinische Sprache mit solcher Leichtigkeit, daß man dafür hielt, ich könnte von nun an Beicht hören und predigen.

V.

Rückkehr nach Goa, Aufenthalt daselbst bis zur Abreise nach China.

Nach einem vierteljährigen Aufenthalte zu Salsetta wurde ich in unser Profeßhaus nach Goa geschickt, wo es mein Geschäft war, in den Gefängnissen und auf den Galeeren die Seelsorge zu üben und sämmtliche Sclaven der Portugiesen im Christenthume zu unterrichten.

Aber in einem der Gefängnisse ereignete sich ein Unglück, welches mich tief betrübte, jedoch auch zugleich Gottes Vorsehung in meiner Führung deutlich erkennen ließ. Ich war gewohnt, jeden Sonntag in ein Gefängniß zu gehen, das für die zur Fabrikation von Schießpulver verurtheilten Sträflinge bestimmt war. Statt am Sonntage ging ich nun, ohne selbst zu wissen warum, schon am Samstag dahin und hielt eine Anrede an die Gefangenen, nach welcher zu meinem Erstaunen mehrere mich baten, mir beichten zu dürfen, was sie auch unter vielen Thränen thaten. Weder sie noch ich wußten, worauf diese Gnade Gottes abzielen sollte. Aber Gott hatte seine weisen Absichten. Am folgenden Tage, am Sonntage, gegen zwei Uhr, gerade zu der Zeit, da ich gewöhnlich dorthin ging, geschah es durch Versehen eines Gefangenen, daß ein Feuerfunken in das eben reichlich vorhandene Pulver fiel. In einem Augenblicke entzündete es sich mit so furchtbarem Krachen, daß nicht bloß das ganze Gefängniß und mehrere Nachbarhäuser in die Luft flogen, sondern auch der

große Thurm der Festung einstürzte. Man sah große Mauerstücke mit solcher Gewalt durch die Luft schießen, daß sie erst in großer Entfernung niederstürzten und mehrere Personen, welche auf einem großen öffentlichen Platze der Stadt waren, tödteten. Viele Leute sollen bei diesem Unglücksfalle elend umgekommen sein.

Das Getöse war so schauderhaft, daß man hätte meinen können, die ganze Stadt müsse vom Abgrund verschlungen werden; selbst unsere Kirche, die doch weit entfernt war, wurde erschüttert. Alle unsere Väter eilten bei diesem Unfalle herbei, um Jenen, welche noch am Leben waren, geistliche und leibliche Hülfe zu bringen. Wir fanden den Straßen entlang und besonders an dem genannten Hauptplatze Namens Mondui, Köpfe, Arme, Beine und noch halblebendige Leiber. Zuerst dachten wir an das Heil der Seelen; wir nahmen mehreren Sterbenden ihre letzte Beichte ab und tauften mehrere Heiden, welche im gleichen Zustande waren; hierauf ließen wir die Unglücklichen, welche noch am Leben geblieben waren, forttragen, und trugen sie auch selbst auf unseren Schultern in das Hospital.

Irgendwo stand noch die Hälfte eines Hauses, welche augenblicklich einstürzen zu müssen schien; es war darin noch eine arme alte Frau, welcher Niemand zu Hülfe zu kommen wagte. Einer unserer Väter drang hinein, ohne an die drohende Gefahr zu denken, rettete die gute Frau, kam glücklich wieder heraus, und einen Augenblick darauf stürzte das Haus zusammen. Alle Getödteten waren aus Goa gebürtig mit Ausnahme eines Portugiesen, der sich eben in einem Tragsessel auf ein Landgut tragen ließ. Ein gewaltiger Stein flog gegen ihn und traf ihn so furchtbar an die Seite, daß er einige Tage darauf starb. Sobald er sich verwundet fühlte, befahl er seinen Bedienten, ihn zu unserem Hause hinzubringen, damit er beichtete. Als unsere Väter jenen Tragsessel hereinkommen sahen, glaubten sie, ich wäre darin, entweder

todt oder schwer verwundet; denn sie wußten, daß das der Tag war, an welchem ich sonst in das Gefängniß ging. Aber Gott hatte gewollt, daß ich Tags zuvor dahin ging, um die Seelen derjenigen, welche gestern gebeichtet hatten, zu retten, und mich vor diesem Unglücke zu bewahren.

Während ich in Goa war, im Jahre 1621, erhielten wir die höchst erfreuliche Nachricht von der Seligsprechung des hl. Franz Xaver. Unsere Väter wollten ihrem heiligen Schutzpatron alle Ehre erweisen, wie es sich bei einer solchen Freudenbotschaft gebührte. Sie ließen den ganzen heiligen Leib, wie ich ihn oben beschrieben habe, feierlich aus der ersten Kirche zu Sanct Paul, wo er bisher geruht hatte, in die schöne Kirche unseres Profeßhauses übertragen, wo man ihn in einem prächtigen Grabmale, welches man rechts am Hochaltare hatte erbauen lassen, beisetzte. Daselbst ruht er noch.

VI.

Abreise von Goa, Fahrt nach Cochin und der Fischerküste.

Nach dritthalbjährigem Aufenthalte theils zu Goa, theils auf Salsetta, erhielt ich endlich die frohe Kunde meiner Abreise nach Japan. Am 12. April des Jahres 1622 schiffte ich mich ein in Begleitung eines portugiesischen Herrn, welcher die Commandantur der Festung von Malakka übernehmen sollte. In wenigen Tagen kamen wir nach Cochin, welches von Goa nur hundertundfünfzig Stunden entfernt ist. Es ist eine Stadt von ziemlicher Größe und bedeutendem Handel, besonders in Pfeffer, welcher in Ueberfluß gedeiht; der Hafen ist sehr gut, die Kirchen recht schön. Wir besitzen hier ein Collegium, wo man alle Wissenschaften lehrt; es ist das erste der Provinz Malabar, fünfzehn Stunden von Cranganor entfernt.

Unsere Väter nahmen mich mit großer Liebe auf und hatten vor, mich bei ihnen zurückzuhalten bis zur Abreise des portugiesischen Festungscommandanten, der in Cochin überwintern wollte, da er in dieser Jahreszeit keine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Malakka zu finden glaubte. Aber er mußte für immer da bleiben, denn er starb hier; und indem er auf seine Abreise wartete, sollte er in den Himmel wandern, wie ich wenigstens hoffe, da er ein sehr guter Christ war.

Ich hielt nicht für gut, meine Reise so lange zu unterbrechen und zu warten, bestieg daher ein anderes Schiff, auf welchem man mich trotz der schlechten Jahreszeit nach Malakka zu bringen versprach. Aber kaum waren wir aus dem Hafen von Cochin gefahren, so sahen wir das berühmte Naturwunder, von welchem man in so vielen Büchern liest. In der Gegend des Vorgebirgs Komorin gibt es ein Gebirge Namens Gate, welches zu einer und derselben Zeit auf der einen Seite Winter, auf der anderen Sommer hat. Wir mußten die Wahrheit dieser Erscheinung auf eigene Unkosten an uns erfahren. Denn schon in der nächsten Nähe von Cochin fanden wir so heftige Winde und einen so furchtbaren Sturm, daß wir uns volle dreizehn Tage lang für verloren hielten; aber Gott ließ uns diese Gunst zu Theil werden, um fünfzig Personen, welche noch im Heidenthume irrten, zum Heile zu rufen. Angesichts eines so sicheren Todes baten sie nämlich um die Taufe; ich unterrichtete sie in der Schnelligkeit, taufte sie hernach, wobei sie sich sehr andächtig benahmen, und in der Folgezeit waren sie recht eifrige Christen.

Indessen wollte sich das Meer nicht beruhigen, und der Wind trieb uns so in die Enge, daß wir weder vorwärts noch rückwärts fahren konnten. Endlich nach dreizehn Tagen umschifften wir das Vorgebirg Komorin, und plötzlich hatten wir gute Witterung, milde Luft und ruhiges Meer. So segelten wir sicher am Cap vorbei; und um die Stürme der hohen See zu vermeiden, wendeten wir uns statt rechts gegen Ceylon, gegen die Fischerküste hin. Hier ist der berühmte Platz, wo man die Perlen, deren es in jenem Meere eine große Menge gibt, fischt. Die Einwohner der Gegend wissen die geeignete Jahreszeit, in welcher man jene schönen Thränen des Himmels, welche in den Austern eingeschlossen und verhärtet sind, findet. Auf Barken fahren dann die Fischer in die See; einer von ihnen taucht mit einem Seile unter

den Achseln, den Mund voll Oel, und mit einem Sack am Halse, bis auf den Grund, hebt die Austern, die sich vorfinden, auf, schiebt sie in den Sack, und wenn er den Athem nicht mehr anhalten kann, so gibt er ein Zeichen, indem er das Seil, welches er um seinen Leib geschlungen hat, anzieht. Jene, die im Fahrzeuge sind, ziehen ihn augenblicklich herauf. Man öffnet die Austern, welche im Sacke sind, und findet gewöhnlich mehrere Perlen.

Jene Perlenfischer sind so gute Christen, daß sie meistens nach Beendigung ihres Fangs in die Kirche kommen und oft ganze Hände voll Perlen als Opfer auf den Altar legen. Man zeigte mir unter Anderem ein Meßgewand, das ganz mit Perlen überdeckt war und im Lande selbst auf zweihunderttausend Thaler geschätzt wurde; man kann sich denken, was es in Europa gekostet hätte.

Der Hauptort dieser Küstengegend heißt Tutukurin; hier, sagt man, finden sich die schönsten Perlen des Morgenlandes. Die Portugiesen haben daselbst eine Festung und unsere Väter ein sehr schönes Collegium seit der Zeit des hl. Franz Xaver, welcher der erste Stifter dieser Christengemeinde war und da so viele Seelen fischte, welche die ächten Perlen in der Krone Jesu Christi sind. Als man nachher, ich weiß nicht durch welchen Unfall, das Haus der Gesellschaft weggenommen hatte und unsere Väter abgezogen waren, fand man an dem Platze, wie man sagt, weder Austern noch Perlen mehr; sobald aber der König von Portugal die Rückgabe des Hauses an die Unsrigen befohlen hatte, sah man die Perlen wieder zum Vorscheine kommen; gerade als ob Gott hätte zeigen wollen, daß man auf der Küste, so lange die Seelenfischer abwesend wären, auch keinen guten Perlenfischfang erwarten dürfte.

In dem Hafen von Tutukurin kamen wir nach fünfzehntägiger Fahrt an. Unsere Väter sahen, daß wir in Folge des Sturmes, der uns so lange umhergeschleudert hatte, sehr

ermüdet seien, und nahmen uns mit außerordentlicher Güte auf. Aber unser Aufenthalt war äußerst kurz. Nach einem einzigen Rasttage fuhren wir auf einem Kahne weiter und setzten so über die ganze Meerenge zwischen der Insel Ceylon und dem Festlande. Hier gibt es sehr gefährliche Klippen, Namens Chilao, durch welche hindurch uns unsere Barke ganz glücklich führte.

VII.

Ankunft auf der Insel Ceylon und im Königreiche Negapatan.

Von der Fischerküste abgefahren schifften wir gegen die kleine Insel Manar zwischen Ceylon und der Küste; so klein die Insel ist, so reich ist sie an sehr guten Christen, welche von unseren Vätern mit großer Sorgfalt regiert und unterrichtet werden. Man lud uns ein, bei ihnen einzukehren, aber wir begnügten uns, sie zu begrüßen, um in das Königreich Jafanapatan, welches am äußersten Ende von Ceylon liegt, weiter zu gehen.

Ceylon ist jene berühmte Insel, wo der von Europa so geschätzte Zimmt wächst. Er ist, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, ein kleiner Strauch, welcher über der Erde mehrere ziemlich lange und harte Stäbe treibt, aber keine andere Frucht hat als seine Rinde, unseren Zimmt. Alle Jahre nimmt man die Rinde weg, und in jedem Jahre wächst sie nach. So hat Gott nicht bloß für das Nothwendige, sondern auch für die Ergötzlichkeit des Menschen gesorgt. Die ganze Insel ist voll davon, außerhalb derselben findet man keinen Zimmt. Dieß reicht hin, um das ganze Land zu bereichern, besonders aber das Königreich Jafanapatan, welches mit diesem Gewürze reich versehen ist.

Ich fand hier Religiosen aus dem Orden des hl. Franciscus, welche Nichts unterließen, um mir gefällig zu sein. Festungscommandant der Portugiesen war Philipp von Oli-

veira, aus einem in Portugal hochberühmten Hause, aber noch größer durch Tugend und Seeleneifer in Bekehrung der Ungläubigen dieses ganzen Landes. Er arbeitete unaufhörlich daran und drang in mich, einige Zeit hier zu bleiben, bis unsere Väter aus Malabar kämen, um ihn in diesem schönen Geschäfte zu unterstützen. Ich sagte zu ihm, es läge mir Nichts mehr am Herzen, als bei einem so edlen Ziele mitzuarbeiten, wenn ich nicht anderswohin gerufen wäre; die anderen eifrigen Arbeiter, welche er gerufen hätte, kämen bald und würden viel mehr arbeiten als ich.

Ich täuschte mich in meinen Hoffnungen nicht. Denn das Jahr darauf erschienen unsere Väter und arbeiteten mit dem guten Gouverneur so glücklich, daß sie in kurzer Zeit in diesem einzigen Königreiche bis dreißigtausend Heiden tauften.

Nachdem ich wenige Tage geblieben war, fand ich ein taugliches Fahrzeug zur Fahrt an die Küste Koromandel, wo der Hafen von Negapatan ist. Derselbe gehört den Portugiesen, welche hier eine recht schöne Stadt mit Festung und einem Collegium unserer Väter besitzen. Besonders traf ich eine prachtvolle Kirche, welche zwar von den Portugiesen gebaut, aber von einem benachbarten Könige, obgleich einem Heiden, sehr gut ausgestattet worden war. Dieses setzte mich in großes Staunen. Aber ich war tief betrübt, als ich außerhalb dieser Stadt mehrere Tempel sah, wo man noch die Götzen anbetete und ihnen opferte, weil der König es so haben wollte, da er zwar den Kirchen des wahren Gottes Gutes that, aber nichtsdestoweniger den bösen Geistern diente.

Hierauf wollte ich nach Meliapor, welches man Sanct Thomas nennt, und welches acht Tagreisen von Negapatan auf der Küste von Koromandel liegt, reisen. Sehnsüchtig wünschte ich dort das berühmte Grab des hl. Apostels Thomas, des ersten Glaubensboten der Indier, zu sehen, wo man alle Jahre das so viel genannte Wunder mit dem Steine, auf welchem der glorreiche Apostel, wie man behauptet,

mit Lanzen durchbohrt wurde, wahrnimmt. Wie man sagt, ist dieser Stein gewöhnlich ganz weiß, ohne eine Spur von Blut; aber an seinem Festtage, während der hl. Messe, wird er allmählich roth und blutig gefärbt, so daß er sogar einige Tropfen Blutes abträufeln läßt.

Indiens zweiter Apostel, der hl. Franz Xaver, brachte bei den hl. Reliquien Tag und Nacht im Gebete zu und faßte den letzten Entschluß nach Japan zu gehen, wo er jene schöne Kirche gründete, welche dem Himmel so viele Blutzeugen schenkte und ausharrte in der längsten Verfolgung, welche unseres Wissens je seit den Aposteln über die Kirche hereingebrochen ist. Ich fühlte das dringendste Bedürfniß, an jenen Ort zu reisen und mir den Geist jener beiden Apostel zu erflehen; aber man versicherte mir, wenn ich hinginge, so müßte ich mich sechs Monate lang aufhalten, weil in allen jenen Meeren die Winde von Halbjahr zu Halbjahr wechseln, und diejenigen, welche zur Fahrt nach Meliapor geeignet sind, zu wehen schon angefangen hätten, man also sechs Monate warten müßte, bis der zur Rückkehr günstige Wind käme.

VIII.

Ankunft in Malakka, Einzelheiten über diese Stadt.

Wir reisten also von Negapatan ab am 24. Juni, dem Feste des hl. Johannes des Täufers. Da die Jahreszeit schon vorgerückt war und die zur Fahrt nach Malakka günstigen Winde uns zu verlassen anfingen, so mußten wir einen Monat und etliche Tage auf der See bleiben, obgleich man sonst den Weg in höchstens fünfzehn Tagen zurücklegen kann. Aber selbst jetzt noch hatten wir große Noth, an Ort und Stelle zu kommen, und ohne augenscheinliche Hülfe der hl. Jungfrau wären wir verloren gewesen. Als nämlich unser Schiff vor dem Vorgebirge Rachado ganz nahe bei Malakka angekommen war, fuhr es auf eine Sandbank und saß fest. Wir hatten keine Hoffnung, durch menschliche Hülfe wieder flott zu werden; der Steuermann verzweifelte und schrie sich die Kehle heiser, daß Alles verloren sei. Ich machte ihm und allen Matrosen Muth durch die Worte, daß uns Gott durch die Fürbitte seiner hl. Mutter helfen würde, wir wollten uns daher insgesammt zum Gebete begeben. Alle beteten in großer Andacht. Zum Glücke hatte ich eine Reliquie von der hl. Jungfrau bei mir; ich nahm dieselbe, band sie an ein langes Seil und tauchte es in das Meer. Da geschah ein augenscheinliches Wunder. Kaum hatten wir ein „Vater unser" und „Gegrüßet seist du Maria" gebetet, als unser Schiff, ohne daß auch nur ein einziger Mensch Hand anlegte, nachdem es doch so lange Zeit unbeweglich festgesessen war,

sich von der Sandbank mit äußerster Heftigkeit losmachte und in die freie See gestoßen wurde. Alles schrie vor Freude und Staunen; wir umarmten einander und, von der eben erhaltenen Gnade entzückt, verwandelten wir unser Bittgebet in eine innige Danksagung, welche wir der großen Königin des Meeres, unserer erhabenen Befreierin, darbrachten.

Tags darauf, den 28. Juli 1622, landeten wir glücklich im Hafen von Malakka, wo ich mich neun volle Monate aufhalten mußte, weil die für die Schifffahrt nach China günstigen Winde bereits aufgehört hatten. Ich werde nachher sagen, welches Amt man mir während jener Zeit gab. Aber der Leser wird recht gerne das Wichtigste, was ich in dieser so berühmten Stadt gesehen habe, hören wollen.

Malakka ist eine Stadt auf dem Festlande gegenüber der Insel Sumatra; es hat einen der schönsten Häfen von ganz Indien, wo man zu allen Zeiten des Jahres landen kann, was weder in Goa, noch in Surate, noch in Cochin, noch, so viel ich weiß, in einem anderen Hafen Ostindiens der Fall ist. Von Anfang Juni's bis Ende Septembers kann an letzteren Orten Niemand landen, weil die während dieser vier Monate wehenden Winde den Zutritt unmöglich machen, außerdem daß die Wogen sehr viel Sand herantreiben und so Alles absperren, bis die von der anderen Seite wehenden Winde im October sämmtlichen Sand wieder in das Meer zurücktragen und alle Häfen öffnen.

Dieser Uebelstand ist nicht im Hafen von Malakka, oder, wie es ehemals hieß, der goldenen Halbinsel — Aurea Chersonesus; — denn er ist immer für die Landung der Schiffe offen, und hat daher sehr bedeutenden Handel. Er ist der Stapelplatz für die Seiden- und Baumwollwaaren China's, für Gewürze aller Art und für andere Schätze des Morgenlandes. Die Portugiesen nahmen die Stadt vor ungefähr hundert Jahren dem Könige der Acener ab, und nachdem sie ihn zu Wasser und zu Land oft geschlagen hatten,

blieben sie ungestört im Besitze, bis sie von deu Holländern auf erbärmliche Weise daraus vertrieben wurden, wie ich nachher erzählen werde.

Als ich hier landete, fand ich eine sehr schöne Stadt, welche von den Portugiesen erbaut war, mit einer recht starken und wohlgerüsteten Festung. Es gab mehrere reich ausgestattete Kirchen, in welchen die Andacht der Gläubigen bewunderungswürdig war. Man zählte nur fünf Pfarreien, aber die Klöster der Ordensleute waren dafür desto zahlreicher. Das Collegium unserer Gesellschaft war groß und mit mehreren bedeutenden Persönlichkeiten wohl versehen; dieselben stifteten in der ganzen Stadt, wo die Fremden von allen Seiten zusammenströmten, viel Gutes.

IX.

Allerlei Früchte in Malakka und dessen Umgegend.

Obgleich Malakka nur zwei Grade vom Aequator entfernt ist, und demzufolge große Hitze herrscht, so ist doch der Aufenthalt daselbst recht schön, und das Land erzeugt eine Menge von Früchten, welche theils in Indien überhaupt einheimisch, theils diesem Gebiete eigenthümlich sind. Obgleich die Landschaft nicht groß ist, so ist sie nichtsdestoweniger sehr fruchtbar.

Von den Früchten, welche wir in Europa haben, gibt es hier nur wenige; denn man findet weder Aepfel noch Birnen noch Pflaumen. Es gibt wohl Rebgänge, welche das ganze Jahr hindurch Trauben tragen; aber diese reifen niemals gut, und der Wein daraus wird sogleich zu Essig. Die Sache mag auffallend scheinen, aber doch ist sie richtig und kommt allgemein in dieser heißen Zone vor, wo durch einen noch wunderbareren Umstand die Trauben aus Mangel an Wärme und an Sonne nicht reifen können. Dieß scheint am Ende gar lächerlich. Und doch ist es ganz natürlich. Da die Sonne hier zu Lande senkrecht auf die Erde fällt, so müßte sie Alles verbrennen und das Land unbewohnbar machen, wie denn auch die Alten glaubten; aber sie wußten nicht das Geheimniß der Vorsehung, welche wollte, daß dieser Erdstrich am dichtesten bewohnt werde. Wenn nämlich die Sonnenhitze so stark ist, zieht sie so viele Ausdünstungen und Dämpfe aus der Erde, daß es dann für diese Länder Winter ist.

Die Winde wehen stark, die Regengüsse sind unaufhörlich und verhindern das Zeitigen der Trauben; denn die Sonne ist vom Juni bis in den September so verhüllt, daß man sie fast gar nie sieht. In unserem Hause fand ich eine Reblaube, an welcher es immer dreierlei Trauben gab: die einen waren in der Blüthe, die anderen halbreif, wieder andere ganz reif, so weit sie es in jener Gegend sein können.

Ich sah durchaus keine unserer geschätztesten europäischen Früchte, aber dafür andere in solcher Menge, daß ich einmal an einer Tafel, zu welcher ich geladen war, elf verschiedene, ganz vorzügliche Arten zählte, welche ich noch nie gesehen, noch auch nur dem Namen nach hätte nennen hören. Es gibt ganze Wälder jener schönen Palmen, die man Cocos nennt, und die so berühmt sind, weil man mit ihnen, wie alle Beschreibungen Indiens erzählen, ein Schiff bauen, ausrüsten, mit Lebensmitteln versehen und befrachten kann. Einen Umstand aber fand ich, welchen noch wenige Leute bemerkt haben; um nämlich jene Bäume recht fruchtbar zu machen, müssen die Menschen unter ihren Aesten wohnen. Ich weiß nicht, ob der Athem der Menschen ihnen so dienlich ist, oder ob es eine geheime Sympathie gibt, welche uns von der Natur bisher verborgen worden ist.

Ich will Nichts sagen von den anderen Früchten, die man im übrigen Indien so gut wie in Malakka findet: von den Ananas, den Jambis mit apfelgroßen Früchten, welche der Gesundheit sehr zuträglich sind; von den Mangues, welche fast unseren Pfirsichen gleichen, aber eingesalzen werden wie die Oliven; von den indischen Feigen, welche das ganze Jahr hindurch dauern, und länger, aber dünner sind als die unsrigen. Die Karambolas sind so groß als unsere größten Pflaumen, Gestalt und Farbe sind zwar verschieden, aber der Geschmack ist ähnlich. Die Papaias sind wie kleine Melonen, wachsen aber auf den Bäumen, und sprossen fast alle zu gleicher Zeit hervor.

Die schönste von allen diesen Früchten ist der Durion, welcher sich nur in der Gegend von Malakka findet; an Größe kommt er den größten Pfirsichen jener Gattung, welche wir in Frankreich pavies nennen, gleich; er hat eine sehr harte Schale und ist innen angefüllt mit einer weißen, dicken und zuckersüßen Flüssigkeit, sie gleicht ganz der weißen Gallerte, welche man auf den ersten Tafeln Frankreichs trifft. Diese Frucht ist sehr gesund und einer der größten Leckerbissen der Welt.

Ich wäre zu weitläufig, wollte ich alle anderen Erzeugnisse dieses Landes anführen; so gut ich auch auf der anderen Seite weiß, daß es sehr wenige Blumen gibt, weil die Sonne zu heiß scheint. Eine besondere Vorsehung Gottes erkannte ich darin, daß man in der ganzen heißen Zone kaum eine Frucht findet, die nicht mit einer harten Schale zum Schutze gegen die Gluth der Sonne bedeckt wäre.

X.

Neunmonatlicher Aufenthalt in Malakka, Ankunft in China.

Während ich auf günstigen Wind zur Schifffahrt nach China und daher auf Mittel und Wege, wieder auf das Meer zu gehen, wartete, baten mich unsere Väter, welche nur in kleiner Zahl und mit Arbeiten überhäuft waren, ihnen in ihren Geschäften beizustehen, was ich sehr gerne, sowohl in der Stadt als auf dem Lande that. An beiden Orten fanden wir so viel zu thun, daß die neun Monate mir nicht lange wurden.

Ich wurde der Gehülfe einer ausgezeichneten Persönlichkeit, des P. Kaspar Fereira aus Portugal, welcher mit der Bekehrung und dem Unterrichte der Ungläubigen betraut war. Wir waren einige Monate zusammen, und Gott schenkte uns die Gnade, daß wir wenigstens zweitausend Götzendiener tauften. Dieser gute Pater starb nachher im Königreiche Bengalen, und es ging das allgemeine Gerücht, daß ihm bei dem Tode die hl. Jungfrau erschienen sei und ihn getröstet habe.

Der Rector in unserem Collegium zu Malakka während meines Aufenthaltes daselbst hieß P. Diego Rebellus, ein Mann von ganz ausgezeichneter Tugend. Zu gleicher Zeit verabschiedete sich bei ihm P. Peter Gomez vor seiner Abreise nach Bengalen und sagte, indem er ihn umarmte: „Ich verlasse Sie jetzt, mein guter Pater, um dahin zu gehen, wohin mich meine Oberen schicken; aber wissen Sie, daß wir uns in wenigen Monaten auf einem schönen Wege zusam-

men finden sollen, wo wir uns wiedersehen und sehr großen Trost haben werden." — Was dieser fromme Pater vorhergesagt hatte, traf buchstäblich ein. Beide starben am ersten Tage des Jahres 1623; der Eine zu Malakka, der Andere in Bengalen; dieser Umstand bestätigt uns in dem Glauben, daß die Prophezeihung vollständig in Erfüllung ging, und daß die beiden guten Väter mit einander in das Paradies einzogen.

Zur selben Zeit kam der hochw. P. Julius Cäsar Margico aus Macao an und brachte die frohe Kunde von dem Siege der Portugiesen über die Holländer, welche mit einer mächtigen Flotte zum Sturm auf Macao herangekommen waren. Die Portugiesen hatten die feindliche Macht auf das Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben, nachdem sie das grobe Geschütz erbeutet und eine große Zahl jener erbitterten Feinde der Kirche im Morgenlande getödtet hatten. Diese Nachricht verbreitete in Indien wunderbare Freude; man zündete im Siegesjubel große Feuer an und veranstaltete allgemein Processionen zur Danksagung für eine so große Wohlthat.

Bald darauf ging dieser edle Pater Margico in das Königreich Siam, um unseren heiligen Glauben zu predigen, was ihm mit solchem Glücke gelang, daß er das Herz des Königs gewann, die Angesehensten sich zu Freunden machte und eine blühende Kirche stiftete. Einige spanische Soldaten, welche sich damals an jenem Hofe befanden, hemmten den Fortschritt des hl. Evangeliums und reizten den Zorn des Königs durch einen schändlichen Verrath an ihm; aber die Uebelthat half ihnen wenig, man ertappte sie, und strafte sie nach Verdienst. Aber der König, der bisher die Christen begünstigt hatte, wurde nun ihr Feind, obgleich er die Unschuld des P. Margico wohl erkannte. Der Pater ließ jedoch nicht von seinem Werke, stets Jesum Christum zu predigen, bis ihn ein schlechter Christ, welchen der gute Pater wegen seines schlechten Lebenswandels oft getadelt hatte, bei den Heiden

anklagte, mit Ketten an den Füßen in den Kerker werfen ließ, ihm Gift beibrachte und so seinen Tod in wenigen Tagen herbeiführte, zugleich aber auch mit einem Schlage jene neue Christengemeinde, welche von dem großen Diener Gottes begonnen worden war, zerstörte.

Endlich, nachdem ich neun Monate lang die zur Fahrt nach China günstige Jahreszeit abgewartet hatte, bestieg ich mit dem hochw. P. Anton Cardin ein gutes Schiff, welches nach Macao unter Segel ging. Die Fahrt dauerte nur einen Monat; aber wir entkamen einer großen Gefahr, nämlich von den Holländern gefangen genommen zu werden. Auf der Küste von Ciampia trafen wir vier von ihren Schiffen; sie verfolgten uns lebhaft. Wir hätten ihnen nicht entkommen können, wäre nicht zum Glücke die Nacht eingebrochen, welche uns Zeit gab zurück zu fahren, und uns in dem Hafen einer kleinen Insel, welche wir schon passirt hatten, sicher zu legen. Das Kunststück gelang uns sehr gut, da die Holländer, in der Meinung, wir wären weiter gegen China gefahren, uns auf diesem Wege folgten, aber natürlich nirgends finden konnten. Ich schrieb diesen guten Erfolg der Fürbitte des hl. Antonius von Padua zu; denn zu ihm hatten wir in jener Gefahr, welche uns an den Rand des Untergangs zu führen drohte, unsere Zuflucht genommen.

Glücklich durchschifften wir die große chinesische See und den Golf von Ainan, den ich schon fünfzehnmal passirt habe, und oft mit sehr großer Gefahr, in Folge der gewaltigen Stürme, welche sehr häufig sind in diesem Busen, wo man bis gegen zehntausend Inseln zählt. Gott schenkte uns sehr glückliche Fahrt. Endlich, am 29. Mai des Jahres 1623, landeten wir im Hafen von Macao in China, vier und ein halbes Jahr nach meiner Abreise aus Europa. Jedermann kann sich meine Freude denken, mich in jenem großen Reiche zu sehen, nach dem ich so lange geseufzt hatte.

XI.

Einige besondere Bemerkungen über das chinesische Reich.

Nachdem so viele gute Schriftsteller die Schönheiten des chinesischen Reiches, des größten und nach meiner Ansicht reichsten auf der ganzen Erde, weitläufig beschrieben haben, möchte es überflüssig scheinen, hier noch weitere Schilderungen zu machen. Aber bei meinem mehr als zwölfjährigen Aufenthalte daselbst und bei den großen Seltenheiten dieses schönen Landes halte ich mich für verpflichtet, einige meiner Wahrnehmungen von der Größe, dem Reichthume und den Sitten China's mitzutheilen.

China erstreckt sich vom 18. Grade nördlicher Breite bis zum 48. Grade, so daß die Jahreswärme sehr verschieden ist, da einige Gegenden noch in der heißen, die nördlichsten schon weit in der gemäßigten Zone sind. Es ist eingetheilt in fünfzehn Provinzen, von denen jede in der That ein sehr großes Königreich ist. Die große Ausdehnung ihres Landes und die Fülle der Erzeugnisse hat die Chinesen so anmaßend gemacht, daß sie fest überzeugt sind, China sei das schönste Land der Welt, und daß sie sehr staunen, wenn sie unsere Weltkarten sehen, wo ihr Land im Verhältniß zu dem übrigen Theile der Erde so klein erscheint. Sie gehen hierin ganz anders zu Werke. Denn auf ihren Karten malen sie die Erde viereckig, setzen China in die Mitte (sie nennen es auch Chon — Coc, d. h. Reich der Mitte), setzen darunter das Meer und streuen einige kleine Inseln darein: die eine ist Europa, die andere Afrika, eine dritte Japan. In diesem Punkte haben wir ihnen deutlich bewiesen, daß sie uns an Bildung nachstehen.

Die Bevölkerung dieses Reiches ist so zahlreich, daß ich

mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich sage, daß es in China zweimal soviel Menschen gibt, als in ganz Europa. Jene, welche in das Innere gekommen sind, berichten unglaublich scheinende Dinge von den Hauptstädten Peking, Nanking und Hanscho; sie sagen, in jeder derselben gebe es vier Millionen Seelen. Ich will nichts dazu sagen, weil ich nicht so weit vorgedrungen bin; aber ich habe die Stadt Canton, die vierte dem Range nach, gesehen und daselbst eine unzählbare Bevölkerung getroffen. Diese Stadt ist sehr groß, die Straßen breit und immer so voll von Leuten, daß ich nur mit Mühe hindurchkommen konnte. Und was mich am meisten in Staunen setzte, ist der Umstand, daß die Flüsse so gut wie das feste Land bewohnt sind. In der Stadt Canton selbst gibt es eine solche Stadt zu Wasser, gut drei Wegstunden breit; ich sah sie ganz mit Fahrzeugen bedeckt, deren Masten mir wie ein dichter Wald vorkamen; ich schätzte, daß es solcher Fahrzeuge zum allerwenigsten zwanzigtausend gab; sie waren in Straßen abgetheilt, durch welche Barken fuhren, welche den Bewohnern dieser schwimmenden Häuser alle Bedürfnisse zuführen.

Man will versichern, daß es in China wohl zweihundertundfünfzig Millionen Seelen gibt; man vermuthet dieß nach einem Tribut, von welchem Niemand, nicht einmal der Kaiser, ausgenommen ist. Jedermann zahlt eine Münze, ungefähr sechs Sous (neun Kreuzer rheinisch), für den Unterhalt der siebenhunderttausend Soldaten, welche die berühmte sechshundert Stunden lange Mauer bewachen, die längs den Gebirgen zwischen China und der Tartarei hinläuft. Dieser Tribut steigt alle Jahre auf zweihundertundfünfzig Millionen solcher Zinsmünzen, woraus man die große Einwohnerzahl China's berechnet. Oft habe ich ausgerechnet, daß davon alle Jahre wenigstens fünf Millionen in die Hölle kommen. Und wir sollten bei diesem großen Schimpfe, welchen Jesus Christus leidet, die Hände ruhig in den Schooß legen können?

XII.

China's Reichthum.

Der Reichthum dieses Landes ist außerordentlich. Es gibt mehrere Goldbergwerke, eine große Menge sehr schöner Seide, aus welcher man jene herrlichen chinesischen Stoffe bereitet; Moschus findet man in großer Menge; das Erdreich ist wunderbar ergiebig an allen Erzeugnissen, welche zum Bedürfnisse oder zum Luxus dienen, mit Ausnahme des Weines, welcher nicht gedeiht; nicht bloß aus dem Grunde, welchen ich in Betreff der heißen Zone bereits anzuführen die Gelegenheit hatte, — denn China liegt nur zum Theile innerhalb der Wendekreise; sondern auch wegen anderer unbekannter Ursachen. Die Erfahrung wenigstens beweist uns, daß die Trauben niemals gut reifen, und daß der daraus gezogene Wein alsbald sauer wird. Getreide gibt es wohl; aber man bemüht sich nicht, Brod daraus zu backen, weil man den Reis für besser hält. Ich für meine Person gestehe, daß ich während meines Aufenthaltes in China an unser Brod nicht dachte, und mich ebensowenig darnach sehnte, als ich jetzt nach dem Reise China's Verlangen habe.

Man darf nicht glauben, daß die Chinesen den Reis in der Suppe gekocht, wie wir, genießen, oder daß man daraus Teig bereite, wie wir für das Brod thun. Sie kochen ihn, aber in einem so mäßig warmen Wasser, daß er nach dem Kochen noch trocken ist, und die Körner ganz, nur etwas weich sind; sie sagen, sie hätten so in einem Bissen Reis

mehrere frische Brode. Mir scheint ihr Reis weit besser als der unserige; er schwillt nicht so sehr an und belästigt den Magen nicht. Das chinesische Wort für Mittag- und Abendessen heißt eigentlich Reisessen; sie würden nichts genossen zu haben glauben, wenn sie keinen Reis gegessen haben, ähnlich wie wir es mit dem Brode halten. Aus ihrem Weizen machen sie eine Art Kuchen, die bei ihnen die Stelle von Backwerk vertreten.

Ihr gewöhnliches Getränke ist ganz reines, aber warmes Wasser, welches man in denselben Töpfen, wie den Reis, siedet. Sie machen sich lustig über uns, wenn man ihnen sagt, daß wir frisches Wasser trinken; und sie sagen, daß dieses uns viele Krankheiten, von welchen sie nicht einmal den Namen wissen, verursache. Ich weiß nicht, ob sie sich täuschen; aber so viel ist gewiß, daß ich in allen Ländern China's, Tonkins und Cochinchina's während dreißig Jahren nie ein Wort von Gicht, Steinkrankheit oder Gries vernommen habe. Von Pest oder ansteckender Seuche weiß man gar Nichts; ja, was noch weit wunderbarer ist, während jener ganzen Zeit hörte ich nie von einem plötzlichen Todesfalle sprechen. Aber ich schreibe all' dieß mehr der Gesundheit der Luft und der guten Beschaffenheit der Fleischspeisen, welche man genießt, zu.

XIII.

Vom Genusse des Thee's, welcher in China sehr gewöhnlich ist.

Zu den Dingen, welche nach meiner Meinung am meisten zur Gesundheit jener Völker beitragen und sie das höchste Alter erreichen lassen, gehört der Thee, dessen Gebrauch im ganzen Morgenlande sehr zu Hause ist und welchen man nun auch vermittelst der Holländer in Frankreich zu kennen anfängt. Die Holländer bringen ihn aus China und verkaufen zu Paris das Pfund zu dreißig Franken (14 Gulden rhein.), nachdem sie es in China um acht bis zehn Sous (zwölf bis fünfzehn Kreuzer) eingekauft haben; und zudem sehe ich, daß dieser Thee gewöhnlich sehr alt und verdorben ist. So dulden es unsere guten Franzosen, daß die Fremden sich im indischen Großhandel bereichern, obgleich sie selbst die herrlichsten Schätze der Welt von dort beziehen könnten, wenn sie den gleichen Unternehmungsgeist hätten, wie ihre Nachbarn, die doch über weniger Hülfsmittel zu diesem Zwecke zu verfügen haben.

Der Thee ist ein Blatt, an Größe dem unserer Granatbäume gleich, und wächst auf einem Strauche, welcher der Myrte ähnelt; er findet sich sonst nirgends in der Welt, als in zwei Provinzen China's, nämlich einmal in der von Nanking, wo der beste Thee, Cha genannt, wächst, sodann in der von Chin-Tscho. Die Ernte dieses Blattes wird in jenen zwei Provinzen mit derselben Genauigkeit besorgt, wie bei uns die Weinlese, und ist so reichlich, daß man genug hat,

sowohl für den übrigen Theil von China, als auch für Japan, Tonkin, Cochinchina und mehrere andere Reiche, wo der Genuß des Thee's so gewöhnlich ist, daß diejenigen, welche ihn täglich bloß dreimal trinken, die Mäßigsten sind; Mehrere genießen ihn zehn- bis zwölfmal, oder, besser gesagt, zu jeder Stunde.

Ist das Blatt geerntet, so trocknet man es gut in einem Ofen, und verwahrt es in zinnernen Büchsen, welche luftdicht verschlossen sind: denn sobald es verriecht, ist es nichts mehr nütze und wird kraftlos, wie der Wein, der abgestanden ist.

Man denke nun selbst, ob die Herren Holländer hiefür große Sorge tragen, wenn sie den Thee in Frankreich verkaufen. Um zu erkennen, ob derselbe gut ist, muß man sehen, ob er grün, bitter und trocken ist, so daß er zwischen den Fingern leicht bricht. Hat er alle diese Eigenschaften, so ist er gut; im anderen Falle sei man versichert, daß er nicht viel taugt.

Die Chinesen bereiten ihren Thee auf folgende Weise: In einem sehr zierlichen Geschirre sieden sie Wasser; wenn es wohl sprudelt, nehmen sie es vom Feuer, werfen Theeblätter im Verhältnisse zum Wasser hinein, das heißt ungefähr zwei Loth Thee auf ein starkes Glas Wasser. Sie decken das Geschirr gut zu; und sobald die Blätter auf den Boden des Wassers sinken, ist es die rechte Zeit zu trinken, weil dann die Blätter alle ihre Kraft dem Wasser mitgetheilt und dieses röthlich gemacht haben. Sie trinken den Thee so heiß sie können; ist er kühl geworden, so will er nichts mehr heißen. Dieselben Blätter, welche auf dem Boden des Geschirres zurückgeblieben sind, können noch einmal Dienste leisten; in diesem Falle siedet man sie mit dem Wasser.

Die Japanesen bereiten den Thee anders. Sie zerreiben die Blätter zu Pulver, werfen dieses hierauf in das siedende Wasser und genießen Alles zusammen. Ich weiß nicht, ob diese Bereitungsart gesünder ist als die erstere. Ich habe

die unter den Chinesen übliche Weise stets befolgt und mich dabei wohl befunden. Die Japanesen, wie die Chinesen, mischen etwas Zucker unter den Thee, um ihm die Bitterkeit, welche jedoch mir nicht unangenehm vorkommt, zu nehmen.

Die Wirkungen dieses Getränks sind vorzüglich folgende drei: Einmal heilt und verhütet es die Kopfschmerzen; wenigstens ich für meine Person fühlte mich, so oft ich meine Kopfgicht, Migräne, hatte und Thee nahm, alsbald so sehr erleichtert, daß es mir vorkam, als zöge mir Jemand mit der Hand mein ganzes Kopfweh weg. Trinkt man ihn nach dem Essen, so verhindert er gewöhnlich den Schlaf; denn seine Hauptwirkung ist, die dichteren Dünste, welche gegen den Kopf steigen und belästigen, niederzuschlagen. Gewisse Leute schläfert er jedoch auch ein, da er nur die dichtesten Dünste niederschlägt, dagegen jene, welche uns schlafen machen, übrig läßt. Ich für meine Person habe oft genug dieses Mittel angewendet. Wenn ich die ganze Nacht die Beichten meiner theuren Christen zu hören hatte, was oft vorkam, so brauchte ich nur um die Stunde, in welcher ich einschlafen wollte, Thee zu nehmen, dann blieb ich die ganze Nacht munter, ohne vom Schlafe belästigt zu werden, und am Tage darauf war ich ebenso frisch, als wenn ich wie gewöhnlich geschlafen hätte; dieß konnte ich jede Woche einmal thun, ohne beunruhigt zu werden. Einst wollte ich es so sechs Nächte hinter einander treiben; aber in der sechsten war ich ganz erschöpft.

Der Thee ist nicht bloß für den Kopf dienlich, er hat auch eine wunderbare Kraft, den Magen zu kuriren und die Verdauung zu erleichtern. Deßhalb trinkt man ihn häufig nach dem Mittagessen; nach dem Abendessen aber nimmt man gewöhnlich keinen, wenn man schlafen will. Die dritte Wirkung des Thee's ist, die Nieren vor Gicht und Grieskrankheit zu bewahren; dieß ist vielleicht der wahre Grund, warum diese Arten von Krankheiten sich in jenem Lande, wie oben gesagt, nicht finden.

Ich war in meinem Berichte über den Thee etwas weitläufig; denn seit meiner Rückkehr nach Frankreich habe ich die Ehre gehabt, mehrere Personen von hohem Range und vorzüglicher Auszeichnung zu sprechen, deren Leben und Wohlbefinden für Frankreich äußerst nothwendig ist; Personen, welche sich dieses Getränkes mit Vortheil bedienen und die Güte hatten, mich um nähere Angaben zu befragen, welche Erfahrungen ich während meines dreißigjährigen Aufenthaltes in Bezug auf dieses herrliche Heilmittel gemacht habe.

XIV.

Von der Religion und den Sitten China's.

Die Chinesen sind voll Geist und nichtsdestoweniger lebten sie bisher in Finsterniß und tiefer Unwissenheit in Betreff dessen, was das Wichtigste im Leben ist, nämlich der Erkenntniß des wahren Gottes und der wahren Weise ihm zu dienen. Es gibt bei ihnen drei Arten von Aberglauben: erstens den des Königs und aller Adeligen, welche den sichtbaren Himmel mit den Gestirnen anbeten. Sie haben gewöhnlich am Eingange ihrer Häuser schöne und sehr hohe Säulen, auf welchen man alle Morgen Rauchwerk anzündet, weil der Wohlgeruch gegen den Himmel, welchem man diese Huldigung darbringt, emporsteigt. Einige der vorzüglichsten Städte haben an ihren vier Ecken Tempel, welche dem Himmel, der Sonne, dem Monde und der Erde geweiht sind.

Die zweite Art von Götzendienern betet gewisse besondere Götter, welche vormals ihre Könige gewesen sind, an; sie haben Tempel und mehrfache Götzenbilder, aber die Bonzen sind, um die Wahrheit zu gestehen, nicht geachtet, wie in Japan, nicht einmal wie in Tonkin und Cochinchina, wo man sie Says nennt. Eine ihrer falschen Gottheiten ist ein gewisser Confucius, welcher, wie ich in meiner Geschichte von Tonkin gesagt habe, ihnen ihre Gesetze gegeben und die Buchstabenschrift erfunden hat. Es ist unglaublich, wieviel Hochachtung sie ihm zollen; nur mit Mühe können wir unsere neubekehrten Christen dahin bringen, daß sie ihre Kniee nicht

vor seinen Bildsäulen, welche fast in den Häusern Aller zu treffen sind, beugen. Alle Jene, welche das Gerücht haben gehen hören, als ob die Jesuiten ihren Neugetauften diesen Götzendienst erlaubten, werden mir daher gestatten, ihnen zu sagen, daß sie recht schlecht unterrichtet sind. Und wenn sie sich die nämliche Mühe, wie die Jesuiten, nehmen, so viele Meere durchschiffen, an das Ende der Welt gehen und die Heiden China's bekehren wollten, so würden sie wohl einsehen, wie ungerecht es ist, einen Orden zu verleumden, welcher sich nie glücklicher schätzt, als wenn er Gutes thut und Unrecht leidet.

Die dritte Secte ist die der Zauberer, welche sehr zahlreich und überaus niederträchtig sind. Sie sind es, welche uns in allen jenen Reichen blutigen Krieg erklärt haben. Ich mag hier nicht wiederholen, was ich bereits anderswo gesagt habe; was mich aber freut, ist der Umstand, daß die christliche Religion in China Fuß zu fassen beginnt; und ich hoffe, daß sie in kurzer Zeit alle falschen Religionen aus diesem schönen Reiche verdrängen wird, wo es, seitdem die Mitglieder unserer Gesellschaft eingedrungen sind, schon zwanzigtausend Christen gibt. Dreißig unserer Väter arbeiten daselbst in siebzehn Residenzen oder Niederlassungen. Jetzt ist die Hoffnung, ganz China christlich zu sehen, größer als je.

Ganz Europa hat von dem großen Unglücke gehört, welches sich im Jahre 1643 in diesem mächtigen Reiche ereignete. Ein einflußreicher Verschnittener, ein Günstling des Kaisers, errang sich solchen Einfluß, daß er den Muth hatte, sich zum Könige aufzuwerfen, und daß er ungeachtet der Treue, welche er seinem Fürsten und Wohlthäter schuldete, sich aller festen Plätze bemächtigte. Der Kaiser fürchtete der Gnade oder Ungnade dieses Empörers anheimzufallen, und faßte einen seines Standes unwürdigen Entschluß. Er ließ seine Kinder sterben und erhenkte dann sich selbst nebst seiner Gemahlin. Der Tyrann sah sich nun auf dem Gipfel seiner Macht und führte

seinen schändlichen Plan bald zu Ende. Aber die Chinesen konnten die Schande nicht ertragen, einen Bedienten und Verbrecher zum Kaiser zu haben, und entschlossen sich, die Tartaren zu Hülfe zu rufen, die sich denn auch nicht zweimal bitten ließen. Sie benützten die angebotene Gelegenheit, da man ihnen freien Durchgang durch die große Mauer gab, und drangen mit vierhunderttausend Mann zu Fuß und fünfzigtausend Pferden in China ein. Im Anfange verjagten sie den Verschnittenen, der seitdem nicht mehr zum Vorschein kam; kaum hatten sie aber einen Tyrannen vertrieben, so nahmen sie selbst dessen Stelle ein. Sie fanden, daß China um ein gutes Theil schöner sei als ihr eigenes Land, warfen sich als Herren auf und besetzten von fünfzehn Provinzen vierzehn. Diejenigen Chinesen, welche noch am muthigsten waren, wählten einen Kaiser aus der Familie des Letztverstorbenen selbst, welcher mit Beihülfe eines tapferen Heerführers, der zugleich ein recht guter Christ ist, Namens Achilleus, sieben bis acht Provinzen zurückerobert hat. Er hat die christliche Religion liebgewonnen und, auf den Rath jenes wackeren Achilleus, seiner Mutter, seiner Frau und seinem ältesten Sohne erlaubt, sich taufen zu lassen. Vor kurzer Zeit habe ich die Nachricht erhalten, daß der Kaiser selbst die Taufe verlangt hat. Dieß läßt hoffen, daß bald ganz China Jesum Christum anbeten und alle Götzen, welche es bisher verehrt hat, verlassen wird.

In diesem großen Lande waren bisher die Wissenschaften ausschließend geehrt, die Waffen genossen keine Achtung. Jedermann kennt das große Gepränge, welches sie in ihren Prüfungen für die Doctorwürde beobachten. Aber doch finde ich, um die Wahrheit zu sagen, daß ihre Wissenschaft sehr verworren ist im Vergleiche zu der unserer europäischen Gelehrten. Sie verwenden fast ihr ganzes Leben auf Lesenlernen; und da sie achtzigtausend Buchstaben, d. h. ebensoviel als Wörter haben, so weiß Niemand dieselben vollständig. Um wenigstens hinreichende Kenntnisse in den Schriftzeichen zu er-

langen, verlegen sich unsere Väter volle vier Jahre mit derselben Sorgfalt darauf, welche man etwa anwendet, um den ganzen Lehrcurs der Gottesgelehrtheit zu studiren. Man kann sich vorstellen, ob dieß sehr angenehm ist für Männer, welche den Geist mit allen schönen Wissenschaften Europa's reich beladen haben. Aber das Verlangen, Seelen zu bekehren, läßt dieser Beschäftigung viele Süßigkeit abgewinnen.

Alle Chinesen tragen lange Haare; die Männer haben Haarputz so gut wie die Frauen. Sie pflegen das Haupthaar so sorgfältig, daß sie es sich fast ebenso ungern als den Kopf abschneiden ließen. Es ist wahr, daß ihre Frauen nie ausgehen und so kleine Füße haben, daß sie ohne Beihülfe nicht gehen könnten. Als ich nach Europa kam, brachte ich einige ihrer Schuhe mit, welche so klein sind, daß ich Mühe hatte, mit zwei Fingern darein zu kommen.

XV.

Einjähriger Aufenthalt in Macao, einer chinesischen Stadt, welche den Portugiesen gehört.

Als ich in diesem schönen Reiche angekommen war, nahm ich meinen ersten Aufenthalt in Macao, wo man mich ein Jahr lang zurückhielt; während dieser Zeit strengte ich alle Kräfte an, mich mit der Sprache Japans, wohin ich baldigst zu kommen trachtete, vertraut zu machen.

Macao ist eine Hafenstadt in China, erbaut und befestigt von den Portugiesen mit Erlaubniß des chinesischen Kaisers, welchem sie jährlich zweiundzwanzigtausend Thaler Tribut zahlen. Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre, daß ihnen diese Erlaubniß gegeben worden ist. Einer der Haupterbauer war der wackere Peter Veillo, welcher wegen seiner Nächstenliebe die Gnade erlangte, daß ihm der hl. Franz Xaver versprach, er werde den Tag seines Todes erfahren. Früher war es eine Erdzunge nahe am Meere, auf welche sich viele Seeräuber zurückgezogen hatten, um von da aus ihre Ausflüge in die Provinz von Canton, welche dem Meere zunächst liegt, zu machen. Um sich von diesen Räubern zu befreien, riefen die Chinesen die Hülfe der Portugiesen an und erlaubten ihnen den Platz zu behalten, wenn sie die üblen Nachbarn daraus verjagen könnten. Die Portugiesen hegten den sehnlichsten Wunsch, in China Fuß zu fassen, zogen mit bewaffneter Macht gegen den Räubertrupp, verjagten ihn mit leichter Mühe und fingen zu bauen an, wie ihnen die Chine-

sen erlaubt hatten, ohne jedoch die Stadt zu befestigen, weil dieß in dem abgeschlossenen Vertrag ausdrücklich untersagt worden war. Aber einige Zeit darauf machten die Holländer einen Angriff, um die bisherigen Besitzer zu vertreiben; und es wäre ihnen unfehlbar gelungen, wenn Gott nicht für die Portugiesen gestritten hätte, indem er über die Feinde einen panischen Schrecken sandte. Als diese nämlich einen Schuß aus einem Falconet *), das man zufällig und gleichsam in der äußersten Verzweiflung an der möglichen Erhaltung des Platzes abgefeuert hatte, hörten, flohen sie eilig davon. Die Portugiesen setzten ihnen so geschickt nach, daß sie den Feind ganz aufrieben. Hierauf benützten sie die Gelegenheit, um den Platz, welcher ihnen abgetreten worden war, zu befestigen, indem sie sagten, sie könnten sich hier nicht halten, wenn man ihnen nicht erlaubte, sich in solchen Stand zu setzen, daß sie sich vor ihren Feinden nicht mehr zu fürchten brauchten.

Sie erhielten die Erlaubniß, und bauten eine sehr starke Festung, versahen sie mit zweihundert Kanonen und lebten seither in Sicherheit. Die Stadt ist nicht groß, aber schön und europäisch gebaut, während man in China, wo alle Häuser nur ein Stockwerk haben, weit schlechter baut. Der Handel von Macao war sehr groß, und die Portugiesen wurden hier in kurzer Zeit reich; aber seit der Verfolgung in Japan und dem Bruche mit den Spaniern, welche auf den Philippinen gebieten, sitzen sie auf dem Trockenen; denn der Handel mit diesen beiden Inselreichen lieferte ihnen das Beste, was sie hatten.

Unsere Gesellschaft hat hier ein sehr großes Collegium, das man mit den schönsten Europa's vergleichen kann; wenigstens ist die Kirche eine der prächtigsten, welche ich je, selbst in ganz Italien, gesehen habe, Sanct Peter zu Rom ausgenommen. Man ertheilt Unterricht in allen Wissenschaften,

*) Kleine Kanone, welche 1—2 Pfund schießt.

welche wir in unseren großen Academien lehren. Hier bilden sich jene großherzigen Arbeiter, welche ganz Asien mit dem Lichte des Evangeliums erhellen; von hier kamen so viele Blutzeugen, welche den Ehrenschmuck unserer Provinz bilden. Ich nenne dieses Haus der Unsrigen glücklich, weil es den Ruhm genießt, daß es in Japan allein siebenundneunzig glorreiche Bekenner des heiligsten Namens Jesu Christi zählt, welche die Treue, die sie ihrem theueren Herrn versprochen hatten, mit ihrem Blute besiegelten.

Zweiter Theil.

Missionen in Tonkin und Cochinchina.



Da Gott meinen ersten Plan, der mich aus Europa fortgeführt hatte, um nach Japan zu gehen, umänderte und wollte, daß ich mich während mehrerer Jahre in zwei Nachbarreichen China's verwenden ließ, wo er zwei so blühende Kirchen, als unsere Gesellschaft nur je in dieser neuen Welt hatte, stiftete, wo so erhabene Männer mit so großem Seeleneifer wirkten, so will ich in diesem zweiten Theile kurz besprechen, was ich mit Gottes Gnade in den beiden Reichen, an denen jetzt noch, aufrichtig gestanden, mein ganzes Herz hängt, erlebt habe. Tag und Nacht seufze ich darnach, dorthin zurückzukehren, und so viele wackere Christen, die ich zurückgelassen habe, wieder zu sehen; Christen, die in ihrer Herzensgüte mich mit so vielen Beweisen des Wohlwollens, deren ich unwürdig bin, aber denen ich wenigstens mit dem vollsten Wohlwollen meinerseits zu entsprechen wünsche, zurückverlangen.

I.

Das Königreich Cochinchina.

Vor kaum fünfzig Jahren trennte sich das Königreich Cochinchina von Tonkin, zu welchem es siebenhundert Jahre lang als Provinz gehört hatte. Der Mann, welcher zuerst das Joch abschüttelte, war der Großvater des jetzigen Königs; er war Statthalter, hergesandt durch den König von Tonkin, dessen Schwager er war. Nachdem er einige Zeit in Cochinchina gewesen war, fand er, daß der Name König schöner wäre als das Wort Statthalter, und daß die Stellung eines Regenten mehr Reiz böte als die eines Vasallen. Er empörte sich gegen seinen Fürsten und machte sich zum Herrn im Königreiche, wo er sich seitdem mit Gewalt der Waffen gehalten und seinen Kindern ein öfter bestrittenes Erbtheil hinterlassen hat. Aber die Tonkinesen gewannen ihnen trotz häufiger Angriffe nie einen Vortheil ab, so daß es jetzt fast keinen Anschein mehr hat, als ob die Krone je wieder auf den ursprünglichen Eigenthümer zurückkäme.

Cochinchina liegt in der heißen Zone, südlich von China, beginnt am 12. Grade und endet mit dem 18. Grade. Ich berechne, daß es hunderttausend Schritte lang ist; seine Breite beträgt weit weniger. Gegen Morgen liegt das chinesische Meer, gegen Abend das Königreich Laos, gegen Mittag das Königreich Tschampa, gegen Mitternacht Tonkin. Es ist in sechs Provinzen getheilt, deren jede einen Statthalter und besonderen Gerichtshof hat. Die Stadt, wo sich der König

aufhält, heißt Kehue; sein Hof daselbst ist sehr schön und die Zahl der hohen Herrn groß; diese sind prachtliebend in der Kleidung, aber ihre Gebäude sind nicht herrlich, weil man nur aus Holz baut; doch sind die Häuser bequem und ziemlich schön wegen der recht gut gearbeiteten Säulen, von welchen sie getragen sind.

Die Bevölkerung ist beträchtlich, der Volkscharakter ganz mild. Dennoch sind sie aber gute Soldaten; sie haben eine wunderbare Hochachtung vor ihrem Könige, welcher immer hundertundfünfzig Galeeren hält, die er in drei verschiedenen Häfen abgetheilt hat. Die Holländer mußten einmal zu ihrem eigenen Schaden die Erfahrung machen, daß die Cochinchinesen auch ihre großen Schiffe, mit welchen sie Herren des Meeres zu sein glauben, anzugreifen wissen.

Ihre Religion ist die gleiche wie in China, zu welchem sie vor Zeiten ebenso gut gehörten wie Tonkin; sie haben dieselben Gesetze und fast dieselben Gebräuche. Sie haben Doctoren wie in China, und die Mandarine stehen bei ihnen in hoher Achtung. Ich finde sie weniger stolz und etwas umgänglicher als die Chinesen; außerdem sind sie weit bessere Soldaten.

Sie sind sehr reich, weil ihr Land fruchtbar ist. Bewässert ist das Königreich von vierundzwanzig schönen Flüssen, welche zugleich eine wunderbar bequeme Gelegenheit, zu Wasser an alle Orte des Landes zu gelangen, bieten, was zur Erleichterung des Handels und der Reisenden dient. Diese Flüsse bringen jährlich in den Monaten November und December eine regelmäßige Ueberschwemmung; mitunter zählt man bis drei Ueberschwemmungen, welche den Boden düngen und fruchtbar machen. In einer solchen Zeit reist man nur auf Kähnen durch das Land; die Häuser sind so gebaut, daß man sie unten öffnen kann, um das Wasser durchströmen zu lassen, und stehen zu diesem Zwecke alle auf starken Pfeilern.

Es gibt in Cochinchina Goldbergwerke, viel Pfeffer, welchen die Chinesen kaufen, viel Seide, welche für den täglichen Bedarf, bis herab auf die Fischernetze und das Takelwerk der Galeeren, verwendet wird. Zucker haben sie in solchem Ueberflusse, daß sie das Pfund höchstens um einen Groschen verkaufen; sie schicken ihn vielfach nach Japan; obgleich er aber sehr gut ist, so finde ich doch, daß sie ihn nicht so gut zu reinigen wissen wie wir. Das Zuckerrohr ist sehr gut, man ißt es, wie wir die Aepfel essen, man hält es fast für Nichts.

Das Land bringt zwar keinen Weizen, keinen Wein noch Oel hervor; aber man darf deßhalb nicht glauben, als ob es hier schlecht zu leben wäre. Sie haben Erzeugnisse, welche wir nicht haben, und durch welche ihre Tafeln nicht weniger gut sind als unsere europäischen. Bedienen sie sich auch nicht so verschiedener Brühen wie wir, so befinden sie sich dafür besser als wir, und sind frei von vielen unserer Krankheiten, wie ich oben in Betreff China's berührt habe.

Unter allen Ländern der Erde ist Cochinchina das einzige, wo der berühmte Kalambukbaum, welcher so wohlriechendes Holz hat und zu so vielen Arzneien dient, vorkommt. Es gibt drei Arten. Die kostbarste heißt Kalamba; ihr Geruch ist wunderbar, sie dient zur Stärkung des Herzens und gegen alle Arten von Gift. In jenem Lande selbst wird sie mit Gold aufgewogen. Die beiden anderen Arten sind das Aquila und das gewöhnliche Kalambuk; sie stehen zwar dem ersteren nach, thun aber dennoch stets treffliche Wirkung.

Ferner gibt es in Cochinchina gewisse kleine Vogelnester, welche man in die Suppen und Fleischspeisen thut; sie schmecken so gut, daß sie ein Leckerbissen der höchsten Herren sind. Sie sind weiß wie Schnee, man findet sie an einzelnen Felsen jenes Meeres, gegenüber den Gegenden, wo die Kalambukbäume stehen; sonst gibt es keine. Dieser Umstand führte mich auf die Vermuthung, daß die Vögel, welche jene Nester

bauen, Saft von diesen Bäumen saugen und aus demselben, vielleicht mit dem Schaume des Meeres vermischt, ihre Nester bauen, welche so weiß und zugleich für den Geschmack so köstlich sind, mag man sie mit Fischen oder mit Fleisch kochen.

In diesem Lande gibt es auch in großer Menge jene Bäume, auf welchen große, ganz mit Kastanien angefüllte Säcke wachsen. Ein einziger Sack reicht hin, einen Mann zu beladen. Die göttliche Vorsehung hat gewollt, daß dieselben nicht an den Aesten wachsen, weil diese für die Last zu schwach wären, sondern daß sie aus dem Stamme selbst hervorsprossen. Der Sack ist gebildet aus einer sehr dicken Haut, welche man aufschneidet; innen findet man bisweilen fünfhundert Kastanien, weit größer als die unsrigen. Das Beste an ihnen ist aber die schneeweiße und sehr schmackhafte Haut, welche man der Kastanie vor dem Kochen abzieht.

Die Ananas, welche man in Europa so hoch schätzt, sind hier ganz gemein; die Früchte sind weit größer als unsere gewöhnlichen Melonen, und unvergleichlich besser, wenn sie frisch sind. Sie wachsen aus der Erde wie Artischocken, welchen auch ihr Blatt ähnlich ist; die äußere Haut ist rothgelb, voll kleiner Augen und Punkte; das Innere ist sehr süß; ein Mensch kann kaum eine ganze Frucht essen; aber dieselbe wirkt mehr erhitzend als kühlend.

Ich übergehe die anderen Früchte, die in diesem schönen Lande wachsen, wie z. B. die Wassermelonen, welche jenen, die ich in Italien gesehen habe, gleichen; drei Arten von Orangen, mit welchen man die unsrigen nicht einmal vergleichen kann; ißt man sie, so möchte man glauben, lauter Muskatellertrauben im Munde zu haben. Und nun sage man einmal, ob dieses Land nicht so schön sei, wie kaum ein anderes!

II.

Von den ersten Predigern des Evangeliums, welche nach Cochinchina vordrangen.

Aber mir für meine Person war nicht die Fruchtbarkeit jenes Landes das Merkwürdige, sondern die herrlichen Früchte, welche aus der Verkündigung des Evangeliums in sehr kurzer Zeit emporsproßten. Ich bin Augenzeuge, bin selbst fünfmal hieher geschickt worden, und ich muß gestehen, immer bewunderte ich den Segen dieses fetten Landes, von welchem David spricht, wo der Himmel seinen Thau herniederträuft, wo alle Felder jede Art von Früchten in reicher Fülle bringen.

Die Ersten, welche das Glück hatten, dahin geschickt zu werden, um Jesum Christum zu verkünden, wo man unseres Wissens noch nicht einmal von ihm hatte sprechen hören, waren P. Franz Buzomi aus Neapel, der wahre Apostel Cochinchina's, der sich gänzlich aufopferte, indem er länger als zwanzig Jahre mit einem Muthe, welchen man nie genug loben kann, arbeitete, und sein Gefährte P. Diego Carvallho, ein Portugiese, welcher später nach Japan ging und des Martyrtodes starb.

Den ersten Anstoß für diese Mission gab Ferdinand von Costa, ein portugiesischer Edelmann, welcher von einer Reise nach Cochinchina wieder in Macao angelangt war, alsbald zu unsern Vätern eilte und ihnen erzählte, was er gesehen habe, und zugleich die frohen Hoffnungen, welche man von der Bekehrung dieses Reiches haben könne, schilderte. Alsbald nach diesem Gespräche eilte P. Buzomi davon, warf sich dem Oberen zu Füßen und bat ihn um die Erlaubniß,

in jenes schöne Land, wohin Gott ihn rufe, gehen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm bald gewährt; er reiste gegen den Anfang des Jahres 1615 ab und langte dort am Feste Petri Stuhlfeier zu Rom, am 18. Januar, an; alsbald ging er an das Werk, am Thore von Kean, wohin ihn sein Fahrzeug am Ostertage gebracht hatte, eine Kapelle zu bauen; er feierte in ihr festlich die erste Messe und taufte zehn Christen.

Von dieser Hafenstadt aus erstreckte sich seine Sorgfalt auf die ganze Nachbargegend. Im ersten Jahre hatte er dreihundert Neubekehrte, denen er zu ihrer größeren Bequemlichkeit eine zweite Kirche baute, so daß er bald in der einen, bald in der anderen den heiligen Dienst versah, so lange er allein war. Aber er bekam neue Aushülfe von Macao, woher die Väter Franz Barret und Franz von Pina anrückten; alle beide waren großherzige und unermüdliche Arbeiter, welche in kurzer Zeit eine wunderbare Ernte unter diesen Völkerschaften zu Stande brachten.

Aber das Gute hatte allzu gesegnetes Gedeihen, als daß es nicht vom Satan, der dessen Todfeind ist, angegriffen worden wäre. Es kam eine große Trockenheit, durch welche jede Hoffnung auf eine Ernte abgeschnitten wurde. Sogleich sagten die Heiden, die neuen Zauberer seien Schuld; dieselben richteten unter dem Vorwande, den Weg zum Himmel zu lehren, das Land zu Grunde. In dieser thörichten Meinung griff man unsere Väter an, verjagte sie von ihren Kirchen und nöthigte sie, sich in eine Wüste zurückzuziehen, wo es ihnen an Allem, nur nicht an Gottvertrauen, fehlte.

Und Gott ließ es auch nicht an baldiger Hülfe mangeln. Pater Buzomi hatte die Zuneigung des Statthalters der Provinz Quinchin gewonnen; dieser war beim Könige sehr beliebt und stand so im ganzen Königreiche in hoher Achtung. Kaum hatte er die schlechte Behandlung, welche seinem Freunde widerfahren war, vernommen, als er ihn in seinen Palast kommen ließ, ihn bei sich behielt und während fünf Wochen

sehr gut behandelte. Darauf ließ er ihm ein sehr bequemes Haus herrichten und ihn in feierlichem Zuge auf einem seiner schönsten Elephanten in dasselbe führen. All' diese gute Behandlung konnte nicht verhindern, daß der Pater in Folge der vielen Entbehrungen in seiner letzten Verbannung krank wurde. Die Oberen zu Macao fürchteten, ihn zu verlieren, und riefen ihn sogleich zurück, um ihm Gelegenheit zur Erholung zu geben. Er gehorchte ohne Widerrede; aber Gott wollte, daß derselbe, auf dem Punkte abzureisen, seine Gesundheit wieder erhielt und nur mehr an das Arbeiten dachte.

Im Jahre 1618 bezog er wieder seinen ersten Posten in der Provinz Quinchin, wohin er den P. Franz von Pina führte. Beide miteinander arbeiteten sofort an Gründung einer neuen Kirche; aber sie blieb nicht lange in Frieden. Voll teuflischer Bosheit schlugen die Heiden mehreren Götzenbildern Arme und Füße ab, trugen dieselben in diesem Zustande auf dem öffentlichen Platze umher und klagten die Christen dieses Verbrechens an. Die Bevölkerung schenkte ihnen augenblicklich Glauben und kam voll Wuth vor das Haus der Väter, mißhandelte einige von den Dienern des Hauses und schleppte sie mit Gewalt in den Kerker. Pater Buzomi ging insgeheim an den königlichen Hof, bewies seine Unschuld und kehrte mit einem Befehle des Königs zurück, welchem zufolge man die Väter und ihre Christen in Ruhe lassen sollte.

In den drei folgenden Jahren 1620, 1621 und 1622 schickte man immer neue Arbeiter in den blühenden Weinberg, welcher sich nach und nach in dem ganzen Königreiche ausbreitete. P. Emmanuel Porgez kam gleichfalls nach Cochinchina; ich will die Anderen nicht nennen, ich möchte sonst zu weitläufig werden. Genug, Mehrere waren im Lande, und Alle arbeiteten mit so viel Glück, daß sie in kurzer Zeit manche Kirchen gründeten.

III.

Wie ich das erste Mal nach Cochinchina geschickt wurde.

Diese Apostel predigten unaufhörlich das Evangelium und füllten ihre Netze mit einer solchen Menge von Fischen, daß sie dieselben nicht an das Land ziehen konnten. Sie riefen deßhalb unsere Oberen in Macao in allen ihren Briefen an, man möchte ihnen doch einige der Väter jenes schönen Collegiums zu Hülfe senden; denn wenn man ihnen auch zwanzig schickte, so hätten sie doch alle bei dem großen und gesegneten Fischzuge vollauf Beschäftigung.

Da unsere Oberen sahen, daß die Thore Japans geschlossen seien, so glaubten sie, Gott lasse dieses Unglück zu, um die Thore Cochinchina's für das Evangelium zu öffnen. Sie sandten im Jahre 1624 den P. Gabriel von Mattos, der vor Kurzem als Procurator unserer Provinzen in Rom gewesen war; er sollte die Mission von Cochinchina bereisen, und erhielt zu Genossen fünf Väter aus Europa, deren fünfter zu sein ich die Ehre hatte, und einen Japanesen, welcher die chinesische Schrift sehr gut verstand.

Im Monat December desselben Jahres 1624 reisten wir von Macao ab und langten nach neunzehn Tagen in Cochinchina an, Alle voll Verlangens, da mit Segen zu arbeiten. Wir trafen den Pater Pina, welcher sich bereits genaue Kenntniß der Landessprache erworben hatte. Diese ist von der chinesischen ganz verschieden, wird in den Königreichen Tonkin,

Kamban, Cochinchina gesprochen, und auch in drei Nachbarländern verstanden. Was meine Person betrifft, so muß ich gestehen, daß, als ich nach meiner Ankunft in Cochinchina die Landeseingebornen und besonders die Frauen sprechen hörte, es mir vorkam, als hörte ich Vögel zwitschern. Ich verlor die Hoffnung, sie jemals erlernen zu können.

Alle Wörter sind einsilbig, und man unterscheidet ihre Bedeutung nur durch die verschiedenen Töne, welche man in der Aussprache darauf legt. Eine und dieselbe Sylbe, z. B. Daï, bedeutet dreiundzwanzig ganz verschiedene Dinge, je nachdem man spricht. Daher spricht man nur singend. Mehreres habe ich in meiner Geschichte von Tonkin davon gesprochen; dort kann man nachsehen, wie schwer es ist, diese Sprache gut zu lernen.

Ferner trafen wir die Väter Emmanuel Fernandez und Buzomi, welche immer vermittelst eines Dolmetschers predigten. Nur Pater Franz Pina bedurfte keines solchen und redete die Landessprache sehr gut. Ich nahm wahr, daß seine Predigten weit nutzbringender waren, als die der Anderen. Dieser Umstand nöthigte mich, ernstlich an dieses, wenn auch sehr schwierige Studium zu gehen. Ich nahm mir dasselbe gleich zu Herzen, man gab mir alle Tage Lehrstücke, welche ich mit demselben Fleiße lernte, wie ich einst zu Rom die Theologie gelernt hatte, und Gott wollte, daß ich in vier Monaten genug konnte, um Beichte zu hören, und daß ich nach sechs Monaten in der cochinchinesischen Sprache predigte, was ich später viele Jahre lang fortgesetzt habe. Allen, welche so viel Seeleneifer haben, um zur Bekehrung der Seelen in unsere Provinzen zu reisen, möchte ich rathen, sich diese Mühe von Anfang an kosten zu lassen. Ich versichere sie, daß die Früchte unvergleichlich reicher sind, wenn man unsere Geheimnisse in der Landessprache vorträgt, als wenn man vermittelst eines Dolmetschers predigt, welcher ja doch nur sagt, was er mag, und der nie mit dem Feuer spricht, wie es in dem

Worte aus dem Munde des Predigers durch die Salbung des hl. Geistes glüht.

Wunderbar behülflich war mir ein kleiner Knabe des Landes, der mich in drei Wochen alle die verschiedenen Klänge dieser Sprache lehrte und die Art und Weise angab, alle Wörter auszusprechen. Er verstand meine Sprache nicht, ich seine nicht; aber er hatte einen so geweckten Geist, daß er auch augenblicklich verstand, was ich sagen wollte; und wirklich lernte er in den nämlichen drei Wochen unsere Schrift lesen und schreiben, sowie bei der hl. Messe dienen. Ich staunte, als ich die Fassungskraft seines Geistes und die Stärke seines Gedächtnisses bemerkte. Seitdem diente er unsern Vätern als Katechet und war ein herrliches Werkzeug, um Gottes Ehre in der Kirche und im Reiche Laos zu verbreiten, wo er mehrere Jahre mit großem Erfolge wirkte. Er hegt solche Liebe zu mir, daß er meinen Namen hat annehmen wollen.

Seit meiner Rückkehr nach Europa habe ich zu Rom im Interesse der Herren von der Congregation zur Verbreitung des Glaubens ein cochinchinesisch-lateinisch-portugiesisches Wörterbuch, eine Sprachlehre und einen Katechismus drucken lassen. Der letztere enthält den Lehrgang, welchen wir einschlagen, um die Heiden in unsern Glaubensgeheimnissen zu unterrichten. Dieses könnte später nützlich werden, wenn der Eine und der Andere das Verlangen fühlt, uns zu Hülfe zu kommen, um Jesum Christum in einer Sprache zu predigen, deren man sich bisher nur bedient hat, um die bösen Geister zu ehren.

IV.

Einige merkwürdige Bekehrungen und zwei königliche Verordnungen gegen die Christen.

Im Jahre 1625 wurde bereits die christliche Religion an allen vorzüglichern Orten Cochinchina's gepredigt; wir waren zehn Ordensmänner und hatten überaus viel Arbeit, aber unsere Mühen wurden uns gar nicht lästig; denn der Herr, dem wir dienten, gab uns augenscheinliche Beweise, wie seine Gnade mit uns arbeitete, nämlich Erfolge, welche weit über unsere Kräfte, wie über unsere Erwartungen hinausgingen.

Die Einen unserer Väter waren in der Provinz Quinchin mit dem Pater Franz Buzomi, einem ganz feurigen Manne, welcher bereits Alles mit seinem Eifer entzündet hatte. Ich war nebst dem bewundernswürdigen P. Franz von Pina in der Provinz Cham, wo eine große Zahl von Götzendienern die Taufe empfing. Von da gingen wir an den Hof und wohnten im Vorbeigehen einige Zeit in der Provinz Hoa. Hier wurde eine der ersten Frauen des Landes, eine nahe Verwandte des Königs und leidenschaftliche Götzendienerin, vom hl. Geiste erleuchtet, nachdem sie den Pater Pina hatte predigen hören; sie entsagte ihrem Irrthume so vollständig, daß sie nach ihrer hl. Taufe, in welcher sie den Namen Maria Magdalena erhielt, die Stütze dieser ganzen jungen Kirche wurde. Ihr Beispiel und Ansehen trugen ganz außerordentlich dazu bei, die Ungläubigen zu bekehren, und Jene, welche schon der Taufe theilhaftig geworden waren, in der Frömmigkeit zu erhalten.

Ich habe sie während der ganzen Zeit, so lange ich in jenen Ländern war, gesehen, und glaube, daß sie noch jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, in der Uebung aller christlichen Tugenden standhaft ist. Sie hat in ihrem Palaste eine sehr schöne Kapelle und dieselbe sogar in den schwersten Verfolgungen forterhalten. Hier hält sie jeden Tag ihre Andachten und gewährt allen Christen der Provinz, in welcher sie gebietet, ohne daß Jemand Widerspruch wagt, freien Zutritt. Durch ihre verständigen Vorstellungen hat sie mehrere der angesehensten Götzendiener des Landes, unter ihnen sogar Verwandte des Königs, zu unserem hl. Glauben bekehrt. Sie ist heute noch die Zuflucht aller unserer Väter, und es gibt keinen Christen, dem sie nicht mit Allem, was sie hat, beisteht.

Mitten in diesen schönen Erfolgen, welche Gott unseren Arbeiten schenkte, sollten wir fast in derselben Zeit von zwei Trübsalen heimgesucht werden; Trübsalen, welche uns ganz niedergebeugt hätten, wenn uns nicht eine höhere Macht, erhaben über alle menschliche Gewalt, aufrecht gehalten hätte. Die erste Trübsal war der Verlust des Paters von Pina, eines Hauptheldes unserer kleinen Schaar. Sein Tod erfolgte im nämlichen Jahre 1625 durch ein Unglück, das uns Alle überraschte. Der gute Pater war von den Portugiesen, welche am Eingang in den Hafen von Cham angelangt waren und daselbst ihr Fahrzeug vor Anker gelegt hatten, zu einem Besuche gebeten worden. Sobald er denselben abgestattet hatte, stieg er in einen Nachen, um zu seiner Heerde zurückzukehren. Aber es erhob sich ein so heftiger Sturm, daß er den Kahn umstürzte. Der Pater verwickelte sich in seinem Kleide und konnte sich daher nicht, wie die Uebrigen, durch Schwimmen retten. Er wurde von den Wellen und später unter den Thränen aller Christen des ganzen Landes begraben.

Der zweite Sturm kam von Seiten des Hofes. Der König sah nämlich, daß die Portugiesen, welche dieses Jahr kamen, ihre Schiffe nicht wie gewöhnlich mit reichen Geschen-

ken für ihn ausgestattet hatten, und hörte daher gerne auf die Feinde der Christen, die keine Gelegenheit unbenützt ließen, um uns zu verleumden und in der Meinung des Königs herabzusetzen. Unter anderen Verbrechen, deren man die Christen beschuldigte, war das bedeutendste, daß sie keine Sorge dafür trügen, die Seelen ihrer hingeschiedenen Verwandten zu trösten und zu ehren; man sagte, unser Gesetz sei barbarisch, weil es in den Herzen jedes Gefühl der Erkenntlichkeit gegen Eltern und Verwandte, das doch von der Natur in Aller Herz eingegraben sei, austilge.

Den Anlaß zu dieser üblen Nachrede gab der unerleuchtete Eifer eines Christen, welcher, unklug genug, alle religiösen Gebräuche, welche man zum Troste der Verstorbenen beobachtet, abschaffen wollte. Ich habe dieselben weitläufig in meiner Geschichte von Tonkin geschildert; und in der That, wenn auch einige Gebräuche der Art waren, daß sie von den Christen ohne Sünde nicht mitgemacht werden konnten, so waren sie doch meistens sehr unschuldig, und wir glaubten, daß man sie ohne Nachtheil für die Heiligkeit der Religion beibehalten konnte.

Durch diese üblen Nachreden eingenommen, erließ der König zuerst eine Verordnung gegen uns, dann gegen alle Christen des Reiches. Er befahl allen unseren Vätern, sie sollten ihre Kirchen, welche sie erbaut hätten, verlassen und sich in die Stadt Faiso zurückziehen; sie wären hier, so lautete der Vorwand, in größerer Sicherheit für ihr Leben und könnten ihren Dienst freier ausüben. Wir fanden Mittel und Wege, den Schlag abzuwenden, indem wir die Gunst des erstgeborenen königlichen Prinzen anriefen, der uns die Vergünstigung auswirkte, noch hundert Tage in unsern Häusern zu bleiben, um die Leichenfeier für Pater Pina zu halten. Während dieser Frist hatten wir Zeit, den König zu gewinnen und ihn zu einer Aenderung des ersten Beschlusses zu vermögen.

Weit mehr Mühe kostete es uns, den zweiten Befehl,

welchem zufolge alle Christen, welche königliche Unterthanen wären, sämmtliche Kreuze, Bilder und Rosenkränze abtreten sollten, schadlos zu machen. Unsere Neubekehrten trugen nämlich jene Gegenstände am Halse. Wir hätten die Ausführung der Verordnung nie hintertreiben können, wenn nicht Gott den Statthalter einer Landschaft uns günstig gestimmt hätte. Derselbe leistete uns bei dieser Gelegenheit allen möglichen Vorschub, wie wir selbst vom Besten unserer Christen nicht besser hätten wünschen können. Er ließ die Veröffentlichung der Verordnung hinausschieben und gab uns Zeit, unsere Neubekehrten zu benachrichtigen, daß sie alle jene Bilder und Abzeichen wohl verwahren und die Rosenkränze nicht mehr am Halse tragen sollten. Mehrere schämten sich, die schöne Gelegenheit zu Bezeugung ihrer Standhaftigkeit im Glauben verlieren zu sollen und beschuldigten uns einer den christlichen Namen entwürdigenden Feigheit, weil sie die Abzeichen ihres Glaubens und der Herrlichkeit Jesu Christi verbergen sollten.

Nachdem wir sie aber belehrt hatten, daß das christliche Gesetz uns nicht verbiete, muthig, sondern allein tollkühn zu sein, so hörten sie auf unseren Rath. Als daher die königliche Verordnung verkündet wurde, so erstaunte Niemand, und die Ungläubigen fanden keine Gelegenheit, auf Unkosten der Frömmigkeit unserer Christen rücksichtslos zu verfahren.

V.

Wie ich in das Königreich Tonkin geschickt wurde, um Jesum Christum, der bisher daselbst noch nicht gekannt war, zu predigen.

Bei diesem Punkte angelangt, bete ich aus vollem Herzen die liebreiche Vorsehung unseres Herrn und Gottes an, der sich des elendesten und treulosesten unter seinen Dienern bedienen wollte, um eine der schönsten Unternehmungen, welche nur immer seit vielen Jahrhunderten gemacht worden ist, zu beginnen. Ich für meine Person anerkenne meine Unwürdigkeit für jenes erhabene Amt, welches mir Gott nur gegeben hat, um klar zu zeigen, daß er allein es sei, der es zu Ende führen wolle; und ich gestehe offen, daß ich Nichts geleistet habe, außer daß ich dem Werke Gottes nur im Wege stand.

Ungefähr anderthalb Jahre war ich in Cochinchina gewesen und hatte mit der größten Freude die Zahl der Kinder Gottes wachsen gesehen, als Pater Julianus Baldinoti aus der Gesellschaft Jesu von Macao aus in ein neues Königreich geschickt wurde, wohin bisher noch keiner von den Unsrigen gegangen war, weil alle Absichten unserer Väter vorzüglich auf Japan gerichtet waren. Das schöne Königreich Tonkin war dieß neue Land, wohin P. Baldinoti im März des Jahres 1626 auf einem Handelsschiffe reiste.

Dieser gute Pater war voll Seeleneifer und höchst betrübt, bei einer so herrlichen Gelegenheit stumm bleiben zu müssen, weil er die Landessprache weder sprechen, noch auch nur im

Entferntesten verstehen konnte. Er besuchte den König, brachte ihm seine kleinen Geschenke dar, und war bei Hofe sehr willkommen. Er betrachtete die Größe und Schönheit des Landes, die natürliche Gutmüthigkeit und zugleich wunderbare Verständigkeit des Volkes. Er bedauerte da aus der Tiefe des Herzens, daß er die Sprache der Tonkinesen nicht erlernt hatte, um den Glauben in einem Lande, das allem Anscheine nach so wohl vorbereitet war, pflanzen zu können.

Er mußte sich begnügen, vier kleine Kinder, die er eben am Sterben traf, zu taufen. Diese waren die ersten Glieder jener blühenden Christengemeinde und gleichsam vier Anwälte, welche vor den Thron des Höchsten gingen, um die Sache ihres Volkes zu vertreten. Als dieser gute Pater wegen seiner Unbekanntschaft mit der Landessprache sich bei einem so großen Werke unnütz sah, schrieb er dringende Briefe an unsere Väter in Cochinchina, bat und beschwor sie, Mitleid zu haben mit einem ganzen großen Volke, welches verloren gehe, weil Niemand da sei, der es vom Irrthume zurück auf den rechten Weg führe. Zugleich ging er selbst nach Macao, um dahin zu wirken, daß in möglichster Bälde ein der Sprache Kundiger nach Tonkin gesandt würde.

Gott wollte in seiner grenzenlosen Güte, daß dieses Amt mir übertragen wurde, weil ich in Cochinchina weniger nothwendig war. Ferner war die Sprache, welche ich erlernt hatte, ein Grund, warum man die Augen auf mich warf, daß ich hinginge, um mit den Waffen Jesu Christi den ganzen Götzendienst Tonkins zu bekämpfen. Ich rechnete mir diese Sendung als großes Glück an und war alsbald bereit, auf meinen Posten zu ziehen. Aber man hielt es für gefährlich, wenn ich geraden Wegs von Cochinchina nach Tonkin reisete, weil diese beiden Königreiche miteinander in Krieg lagen, und Tonkins König großen Argwohn geschöpft hätte, sobald er inne geworden wäre, daß ich aus dem Lande seiner Feinde käme. Dieß bewog mich, zunächst nach Macao zu gehen.

Um den Tonkinesen keinen Verdacht zu erregen, reiste ich also im Juli 1626 von Cochinchina ab und verließ so viele wackere Väter in einem Reiche, in welches ich erst nach vierzehn Jahren zurückkehrte, wie ich nachher erzählen werde, wenn ich die wunderbaren Fortschritte unseres hl. Glaubens in Tonkin geschildert habe; Fortschritte, welche ich weitläufiger in der vor drei Jahren herausgegebenen Geschichte von Tonkin auseinandergesetzt habe.

VI.

Das Königreich Tonkin.

Gerne überginge ich Alles, was ich in dieser Missionsstation gesehen habe, weil ich dasjenige, was ich wußte, in einem andern Buche anführte. Dennoch gibt man mir den Rath, hier eine übersichtliche Zusammenstellung zu machen, da ich ja alle meine Reisen erzählt habe. Man sagt mir, daß Jene, welche die Geschichte des Königreichs Tonkin nicht gelesen haben, gern einige Kenntniß davon nehmen möchten.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieses schöne Reich so ganz ungekannt gewesen ist, so daß unsere europäischen Geographen nicht einmal seinen Namen wußten, und in allen ihren Weltkarten fast Nichts davon anführen. Sie verwechseln es mit Cochinchina und berichten von allen diesen Reichen fast nur Lügen, so daß sie einen Jeden, der schon an Ort und Stelle war, sehr oft zum Lachen bringen. Nichtsdestoweniger halten sich Jene, welche die Welt aus Büchern kennen gelernt haben, für gelehrt, wenn sie die Betrügereien solcher Bücherschreiber studirt haben.

Tonkin ist also ein Nachbarreich von China, zu welchem es vor achthundert Jahren als Provinz gehörte, so gut wie Peking oder Nanking. Es wurde jedoch vom Hauptreiche durch die Empörung eines Statthalters losgetrennt. Dieser warf sich zum König auf und behauptete sich der Art, daß die Chinesen am Ende mit ihm Frieden schließen mußten, unter der Bedingung, daß man ihnen alle drei Jahre einen kleinen Tribut zahle.

Es ist viermal so groß als Cochinchina und hat nach meiner Schätzung etwa den Umfang von Frankreich; es reicht vom 18. Grade nördlicher Breite bis zum 24. Grade, liegt folglich ganz in der heißen Zone. Aber dennoch ist es schön und fruchtbar; durchschnitten von fünfzig Flüssen, hat es überdieß an seinen beiden Seiten das Meer. Das Klima, die Ueberschwemmungen durch die Flüsse, die Landeserzeugnisse, Gesetze, Sitten und Gemüthsart der Bewohner sind durchaus so, wie ich oben, im ersten Hauptstücke des zweiten Theils, in Betreff Cochinchina's bemerkt habe. Ebenso habe ich bereits gesagt, daß vor nicht ganz hundert Jahren Cochinchina mit Tonkin ein und dasselbe Reich ausmachte.

Der tonkinesische Staat ist eine wahre Monarchie und hat dennoch zwei Könige; aber der eine, mit Namen Bua, hat nur den Titel; der zweite, den man Tschua nennt, hat die ganze Königsgewalt und die selbstständige Leitung sämmtlicher Provinzen in der Hand, mit Ausnahme des Doctorgrades, welchen der Bua in einer zum Voraus festgesetzten Zeit ertheilt, und mit Ausnahme eines gewissen Scheins von königlicher Huldigung, die man ihm am Beginne jedes Jahres zollt. Außer diesen beiden Anlässen tritt er niemals öffentlich auf, sondern wohnt abgeschlossen in einem alten Palaste, wo er sein Leben in Müßiggang hinbringt, während der Tschua alle Angelegenheiten des Kriegs und Friedens verwaltet.

Letzterer ist der eigentliche König, seitdem die Anmaßung seiner Vorgänger zu einem Rechte, das von Niemanden angefochten wird, geworden ist. Mit Entzücken sah ich die Hochachtung, mit welcher ihm alle seine Unterthanen begegnen, und die Bereitwilligkeit, mit welcher sie ihm gehorchen. Er hat immer eine Wache von fünfzigtausend Mann; jeden Tag ziehen zwölftausend in wunderbarer Ordnung auf den Wachdienst. Sie sind alle von gleicher Uniform, welche ihnen der König am Anfange jedes Jahres verabreicht. Wenn sie den Fahneneid leisten, ist ihre gewöhnliche Farbe dunkelviolett, wie

sie sonst nur noch von den Doctoren getragen wird; Niemand Anderer würde es je wagen, mit einem Kleide von dieser Farbe zum Könige zu gehen.

Die Waffen der Soldaten sind die Muskete, die Lanze und der Pallasch. Aber sie tragen immer nur eine Gattung dieser Waffen, deren sie sich mit großer Geschicklichkeit zu bedienen wissen, was besonders von den Feuerwaffen gilt. Nichtsdestoweniger sind ihre Kanonen nicht von Guß, noch auch so groß wie die unsrigen. Ich muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß sie, obgleich sie beisammen wohnen und sich mit Todesverachtung in den Kriegen mit dem Feinde schlagen, dennoch einander wie Brüder lieben; und niemals hörte ich, daß ein Soldat seine Waffen zur Verwundung seines Kameraden mißbraucht hätte.

Zu meiner Beschämung und zur Schande unserer Christen muß ich sagen, daß ein Franzose, welcher nach Tonkin gekommen war und da mit einem Portugiesen zusammentraf, der sein Freund war, nicht lange leben konnte, ohne mit ihm Händel anzufangen. Unsere heidnischen Soldaten, welche die Zwei mit blanken Waffen sahen, waren über diese Wuth erstaunt und sagten mit Entrüstung zu mir, daß sie noch nie eine solche Barbarei gesehen hätten. Man kann sich denken, was sie sagen würden, wenn sie unsere Helden in Europa sähen.

Seitdem ich zurückgekehrt bin, haben Mehrere geglaubt, ich hätte die Leute zum Besten haben wollen, wenn ich ihnen sagte, oder wenn sie in meinen Büchern lasen, daß der König von Tonkin immer fünfhundert Galeeren halte, oder glaubte man auch wohl, ich ließe kleine Barken für Galeeren gelten, weil keiner von den europäischen Herrschern, welche doch zehnmal reicher sind als Tonkins König, vierhundert mit Allem wohlversehene Fahrzeuge dieser Art halten könnte.

Jeder mag glauben, was ihm beliebt; aber dennoch gebe ich die Versicherung, daß ich durch Gottes Gnade von Ueber-

treibungen Nichts wissen will, und daß ich die Lüge bis zum Abscheu hasse; nichtsdestoweniger aber bereue ich nicht, gesagt zu haben, was ich selbst sah und recht wohl gezählt hatte: nämlich auf einem Punkte beisammen vierhundert Galeeren des Königs von Tonkin, alle sehr gut ausgerüstet, ein wenig schmaler, aber viel länger als jene, die ich vor nicht allzu langer Zeit auf meiner Herreise von Rom im Hafen von Genua und Marseille gesehen habe. Zwar haben diese Galeeren keine Galeoten und Sträflingsbänke wie die unsrigen; nicht die Verbrecher rudern, sondern die Soldaten, und diese halten es für eine Ehre. Ebenso ist es die gewöhnlichste Erholung des Königs, an den Häfen das Exerciren seiner Galeeren zu betrachten. Die Soldaten, welche am geschicktesten rudern, erhalten immer eine Belohnung von der Freigebigkeit des Fürsten.

Der König geht gewöhnlich vier- bis fünfmal des Monats aus seinem Palaste, um sich Erholung zu verschaffen. Aber er hat immer zehn- bis zwölftausend Mann bei sich, ferner dreihundert Elephanten, auf denen schöne gemalte oder vergoldete Thürme stehen. Letztere vertreten die Stelle der Kutschen für die Damen, sie gehen sehr sanft und jeder trägt wenigstens zehn bis zwölf. Ich sah bisweilen den König auf einem Elephanten reiten und ihn mit großem Anstande lenken. Außer dieser Erholungszeit beschäftigt er sich immer mit den Angelegenheiten seines Staates, und versäumt es keinen Tag, seinen Unterthanen öffentlich Audienz zu geben. Man sieht jeden Morgen alle Großen des Reichs mit ihren Soldaten zu Hof kommen, um der Audienz beizuwohnen; denn sie sind verpflichtet dabei zugegen zu sein, obgleich es in jeder Provinz und selbst in jedem Dorfe untergeordnete Richter gibt.

VII.

Eigenthümliche Sitten der Tonkinesen.

Ich könnte viel Merkwürdiges von der Religion, der Rechtspflege, dem Handel, den Festen und Hochzeiten der Tonkinesen erzählen, wenn ich wiederholen möchte, was ich schon in meinem anderen Buche über Tonkin niedergeschrieben habe. Ich will daher ohne weitere Ordnung nur einige Umstände berühren, welche mir bedeutungsvoller scheinen, um die herrlichen Anlagen für Annahme unseres hl. Glaubens, die man in diesem Volke findet, zu erkennen.

Ich bemerkte unter den Tonkinesen einen Gebrauch, der nach meinem Dafürhalten die Ansicht nahe legen könnte, daß unser hl. Glaube schon einmal bei ihnen gepredigt wurde, wenn gleich in der Gegenwart alle Erinnerung daran verwischt ist. Sobald die Kinder geboren sind, so machen ihnen die Eltern, wie ich oft gesehen habe, mit Kohle oder Tinte ein Kreuz auf die Stirne. Ich fragte sie, wozu dieses dem Kinde dienen solle, und warum sie dieses Zeichen auf die Stirne malen. Sie erwiederten mir: „Dieß geschieht, um den bösen Geist in die Flucht zu schlagen und ihn zu hindern, daß er dem Kinde schade." Alsbald fragte ich weiter: „Warum kann aber dieses Zeichen den Teufeln Furcht einjagen, da dieselben doch Geister sind?" Sie gestanden dann, sie wüßten nicht weiter. Aber sogleich entdeckte ich ihnen das Geheimniß und belehrte sie über die Kraft des hl. Kreuzes. Dieß hat mir oft als Mittel zur Bekehrung gedient.

Sie haben dieselben dreifach unterschiedenen Religionen, wie die Chinesen. Aber die zarte Frömmigkeit, welche sie für die Seelen ihrer Verwandten nach dem Tode hegen, übersteigt Alles, was wir uns in Europa denken können. Sie geben sich unglaubliche Mühe, um passende Plätze für deren Gräber zu finden; sie glauben, daß alles Glück ihrer Familie von der Rücksicht, welche sie für ihre Todten an den Tag legen, abhänge. Sie schonen weder Güter noch Mühe von ihrer Seite oder von Seiten ihrer Freunde, um nach ihrem Abscheiden mehrtägige Festmahle zu ihrer Ehre zu halten, und so machen sie es alle Jahre am Todestage, und zwar unverbrüchlich, aller ihrer Voreltern bis in das achte oder sogar bis in das zehnte Geschlecht. Ich schweige von den übrigen guten Werken, welche sie zu diesem Zwecke verrichten, weil ich davon schon in meiner „Geschichte Tonkins" gesprochen habe.

Als ich anfing zu predigen, selbst bevor mir noch der König die erste Kirche hatte bauen lassen, hörte eine junge Frau, welche vor kurzer Zeit ihren innig geliebten Ehegatten durch den Tod verloren hatte, daß ich das Gebet für die Verstorbenen empfehle. Sie rief mich zu sich und bat mich, ihr zu sagen, ob ich kein geeignetes Hülfsmittel hätte, ihren armen, vor einigen Monaten gestorbenen Mann zu trösten; sie würde zu diesem Zwecke Nichts sparen, ich sollte nur von ihr verlangen, was ich wollte.

Ich antwortete ihr: durch das Gesetz, zu dessen Verkündigung ich gekommen wäre, hätte ich die Pflicht, niemals zu lügen, welche Gelegenheit es auch immer sein möchte; auf die Frage aber, welche sie an mich stellte, könnte ich ihr nur eine Wahrheit sagen, die ihr unangenehm wäre. Ich sei in dieses Reich gekommen, fuhr ich fort, um Allen, die noch lebten, ein sicheres Mittel zu gewähren, vorausgesetzt, daß sie sich dessen bedienen wollten. Für die Verstorbenen, welche im Irrthum hinübergegangen wären, hätte ich keinen Trost, sondern nur Thränen, um ihr Unglück zu beweinen.

Die gute Frau antwortete mir bloß durch Blicke und Seufzer, ohne an ihre Bekehrung zu denken. Aber Gott wollte, daß eine andere sehr angesehene Frau, welche bei diesem Gespräche zugegen gewesen war, folgende Schlußfolgerung zog: „Wenn dieser Pater Lügen in Betreff der Lehre, welche er predigt, sagte, so hätte er gewiß zu dieser Frau gesagt, er könnte ihren Gemahl im Todtenreiche trösten, und sie hätte ihm einen großen Theil ihres Vermögens gegeben, ohne daß ihn Jemand einer Lüge hätte überführen können. Nun aber hat er bei einer so reizenden Gelegenheit sich zu bereichern fest an der Wahrheit gehalten; man muß also glauben, daß er auch in seiner Predigt Niemanden irre führt, sondern daß das Gesetz, welches er predigt, wahr ist. Ich will ihm folgen, und den Weg des Heiles, welchen er lehrt, einschlagen." Bald nachher kam sie zu mir, trug die angeführten Gedanken vor und eröffnete mir ihren Entschluß. Ich begann sofort sie zu unterweisen und taufte sie seiner Zeit, indem ich immer einerseits die Macht der Gnade, andererseits den hellen Verstand dieser Völkerschaften bewunderte.

Die Gerechtigkeitspflege ist nach meiner Ansicht ebenso gut verwaltet, wie je in einem anderen Laude der Welt. Der König gibt allen Richtern Besoldung, und es ist ihnen verboten, von den Parteien Etwas anzunehmen, wie der Proceß auch sein mag, so daß Niemand zur Vertheidigung seines Rechtes jemals Auslagen hat. Ebenso weiß man Nichts von jenen vielen Förmlichkeiten und Schreibereien, welche den Parteien Kosten verursachen und sie mit Ränken umgarnen. Derartige Kniffe sind unter jenen Heiden, welche wir Barbaren nennen, unbekannt. Man kann sich denken, was sie von uns sagen müßten, wenn sie unsere Justizregeln und Advocatenkniffe wüßten.

Ich fand bei den Tonkinesen ein Gesetz, das unverbrüchlich gehalten wird und mir durchaus gut scheint; daß nämlich kein Verwandter gegen den anderen einen Proceß führen kann,

den man nicht in der Verwandtschaft selbst und nach dem Wahrspruche der übrigen Verwandten schlichtete. Ein sonstiger Richter kann in diesem Falle nicht erkennen. Wäre dieß Gesetz bei uns gültig, so wären drei Viertheile der Processe abgeschnitten. Ein anderes Gesetz gebietet, daß kein Herr in der Provinz, in welcher er geboren ist, Statthalter sein darf. Kein Verwandter des Königs darf Statthalter in dem Königreiche werden, damit ihn nicht die Lust anwandle, sich zum Oberherrn aufzuwerfen.

Die Hochzeiten endlich werden unter sehr feierlichen Gebräuchen und im Beisein der Obrigkeit gehalten. Alle geheimen Ehen sind verdammt. Die Männer können zwar mehrere Frauen nehmen, aber dennoch wird der Ehebruch so strenge bestraft, daß eine Frau, welche der Untreue überführt ist, unwiderruflich der Todesstrafe verfällt. Diese wird auf folgende Weise vollzogen. Man führt die Treulose auf eine Ebene, setzt sie ganz gebunden auf die Erde, befiehlt einem abgerichteten Elephanten, sie mit dem Rüssel in die Höhe zu schleudern, dann mit den Hauzähnen aufzufangen und endlich mit den Füßen zu zertreten.

VIII.

Meine erste Ankunft in Tonkin und die ersten Früchte des Evangeliums.

Es war am 12. März 1627, als ich von Macao abreiste, und nach achttägiger Schifffahrt, auf welcher uns ein gewaltiger Sturm fast in den Abgrund begraben hätte, langten wir glücklich im Hafen von Tschuaban in der Provinz Sinoa an, nämlich am 19. März, dem Tage des glorreichen hl. Nährvaters Joseph, welchen ich zu meinem Beschützer in diesem großen Werke wählte. Wir gaben seinen Namen zugleich dem genannten Hafen, welcher seitdem der Hafen vom hl. Joseph heißt.

Unser Fahrzeug war kaum am Ufer angekommen, als wir es von einer großen Volksmenge, welche in Schaaren herbeigeeilt war, umringt sahen; Alle wollten die schönen Waaren, welche es mitbrachte, sehen. Augenblicklich fing ich an, meine Waare feilzubieten und ihnen zu sagen, daß dieselbe kostbarer und wohlfeiler wäre als alle anderen, daß ich sie einem Jeden, welcher sie wünsche, umsonst gäbe: nämlich das wahre Gesetz und den wahren Weg zum Glücke. Ich hielt ihnen über diesen Punkt einen kurzen Vortrag, denn in ihrer Sprache bedeutet ein und dasselbe Wort „Danc" sowohl Gesetz, als Weg. Gott wollte, daß bei diesem ersten Fischfange, bevor wir nur einen Fuß an das Land gesetzt hatten, zwei sehr einsichtsvolle Personen für Gott erobert wurden und sich zur Taufe entschlossen, die ich denn auch nachher ihnen und ihrer ganzen Familie ertheilte.

Wir blieben sehr kurze Zeit im Hafen und jeden Tag ergab sich irgend Einer, welcher unsere Predigten gehört hatte, der Wahrheit, deren Erkenntniß ihm von Gott gegeben worden war. Man führte uns zu dem Könige, der sich ganz in Kriegsgedanken vertieft hatte. Er stand an der Spitze eines schönen Heeres von 120,000 Mann und vierhundert Galeeren. Die Portugiesen machten ihm ihre Aufwartung und gaben allerlei Geschenke; ich war auch dabei und gab ihm unter anderen Dingen eine Pendeluhr und eine Sandubr; aber der König hatte nicht Zeit, all' das zu sehen, so sehr eilte er mit seinem Kriege, welcher dem Könige von Cochinchina galt. Er befahl uns, ihn in der Provinz Sinoa zu erwarten; daselbst ließ er sein ganzes Gepäck nebst seinen Frauen. Auch gab er uns zu unserem Schutze eine gute militärische Bedeckung.

Dieser Aufenthalt dauerte zwei Monate, während welcher wir Muße genug hatten, die Scheunen unsers Herrn zu füllen. Wir tauften nämlich zweihundert Heiden; und die Ernte wäre noch viel reichlicher geworden, aber der König kehrte aus dem Kriege heim, nachdem sein Heer eine tüchtige Schlappe erhalten hatte, und so waren wir genöthigt, ihm wiederholt unsere Aufwartung zu machen. Da er nun seine Gedanken frei hatte, empfing er uns sehr gnädig. Ich überreichte ihm ein schönes mathematisches Buch, ganz gut vergoldet und in chinesischen Buchstaben gedruckt. Dieß gab mir Veranlassung, mit ihm von dem Himmel und den Gestirnen zu sprechen, und von da konnte ich mit Leichtigkeit auf den Herrn des Himmels übergehen. Der König hörte mich zwei Stunden lang an, obgleich er von der Reise sehr ermüdet war, und bezeigte mir seine hohe Befriedigung, von unserem hl. Glauben Etwas vernommen zu haben, in solchem Grade, daß er mich bat, oft an den Hof zu kommen. Diese erste Unterredung war nicht ganz nutzlos; nämlich ein hochgestellter Herr, welcher sie mit angehört hatte, fühlte sich von der Gnade gerührt, kam und bat mich um die Taufe.

Der König schenkte mir die Ehre, mich mehrere Male zu sich zu berufen und sogar zu seiner Tafel zu laden, d. h. nach der Sitte des Landes, wo Jeder einen besonderen Tisch hat. Er ließ mir in seiner Nähe den Tisch bereiten und hatte die Güte, mir von den besten Fleischstücken, die er hatte, auftragen zu lassen. Gleichwohl war ich um ein Mittel zum längeren Aufenthalte in dem Reiche, wenn das portugiesische Fahrzeug abfahren würde, verlegen; und in der That wollte man bald in See gehen. Ich suchte überall nach einem guten Freunde, der ein Wort zu meinen Gunsten sagte; als sich aber ein Jeder entschuldigte, sprach Gott für mich und nahm sich um meine Sache an, ohne daß Jemand mithalf.

Der König ließ mich rufen, damit ich ihm sagte, wozu die Pendel- und die Sanduhr, welche ich überreicht hatte, dienten. Nach den ersten Bezeigungen meiner unterthänigen Hochachtung zog ich die Uhr auf und ließ ihm die Stunden schlagen; zugleich drehte ich die Sanduhr und sagte zu dem Könige, daß die Uhr eine weitere Stunde schlagen werde, sobald aller Sand abgelaufen wäre. Der König fand dieses sehr schön, wollte aber sehen, ob ich die Wahrheit sagte. Ich zog mich von der Uhr zurück, damit man nicht etwa glaubte, als ob ich sie berührte. Während man die Stunde erwartete, begann ich eine Unterredung über die Sonnenfinsternisse. Der König hatte das Auge stets auf der Sanduhr und nahm sie in die Hand, als er sie nahezu leer sah. „Siehe da, rief er, aller Sand ist abgelaufen, und deine Uhr schlägt doch nicht!“ Wie er dieß sagte, schlug die Uhr, und mein Wort war eingetroffen. Darüber war der König entzückt und sagte, wenn ich zwei Jahre bei ihm bleiben wollte, so wäre er sehr froh, daß er mich öfter in seiner Nähe sehen könnte.

„Nicht bloß zwei Jahre, rief ich aus, sondern mein ganzes Leben lang, o König! Ich würde mich glücklich schätzen, einem so hohen Herrscher dienen zu können.“ Von da an ließ er mir eine Galeere anweisen, um mit ihm abzufahren.

Ich zog mit ihm und erhielt jeden Tag tausend Beweise seiner Güte. Unterwegs hatten wir einige Gelegenheiten, den Satan zu bekriegen. Von fünfzig Aufrührern, welche der König zur Enthauptung verurtheilt hatte, folgte ich Einem nach und ermahnte ihn, vor seinem Tode die Taufe zu empfangen. Als er hiezu bereit war, sah ich mich außer Stande, sie ihm zu geben, weil ich keinen Tropfen Wasser hatte. Als ich in dieser Sorge schwebte, entdeckte ich mitten auf der Ebene, wo wir waren, fast zu meinen Füßen ein kleines Grübchen, welches der Regen der letzten Nacht angefüllt hatte. Begierig schöpfte ich das Wasser mit beiden Händen und taufte den Armen; gleich darauf rollte sein Haupt. Ich hoffe, daß seine Seele geradenwegs zum Himmel ging. Ohne Verzug eilte ich zu den Uebrigen; aber Keiner war mehr am Leben. Dieser Fall gehört zu den unbegreifbaren Geheimnissen der Vorsehung.

IX.

Große Fortschritte des Glaubens im Reiche Tonkin.

Zum Ruhme des erhabenen Vaters alles Lichtes erzähle ich nun die Triumphe, welche die Gnade feierte über den Irrthum, und zwar in äußerst kurzer Zeit und in einem Reiche, wo der böse Feind alle Tage Eroberungen, die Niemand ihm bestritt, gemacht hatte. Angelangt in der Hauptstadt Tonkins, Checho mit Namen, einer sehr großen und schönen Stadt, mit breiten Straßen, höchst zahlreicher Bevölkerung, mit Mauern von wenigstens neun Wegstunden im Umkreis, ließ mir der König augenblicklich ein Haus und eine schöne Kirche bauen; das Gerücht hievon ging durch das ganze Reich, und das Herbeiströmen des Volkes war so außerordentlich, daß ich täglich wenigstens viermal, am öftesten aber sechsmal predigen mußte.

Die Früchte der Predigt waren so reichlich, daß ich es kaum glauben konnte, noch meinen Augen zu trauen wagte. Eine Schwester des Königs und siebzehn von seinen nächsten Verwandten ließen sich taufen, mehrere Officiere und noch viel mehr Soldaten folgten ihrem Beispiele. Das erste Jahr stieg die Zahl der Getauften auf 1200, das Jahr nachher auf 2000 und im dritten Jahre waren es 3500.

Nichts setzte mich mehr in Erstaunen, als die Leichtigkeit, welche ich in Bekehrung der Götzenpriester, die doch sonst am verstocktesten sind, fand. Sie ergaben sich mit wunderbarer Lenksamkeit der Wahrheit, ich taufte deren zweihundert, welche

uns unglaublichen Vorschub für die Bekehrung der Uebrigen leisten werden. Ein einziger von ihnen führte mir fünfhundert Personen, welche er enttäuscht hatte, zu. Er lehrte sie selbst die Wahrheiten des Glaubens. Fortan sind sie unsere eifrigsten Katecheten geworden.

Sie waren ganz entzückt, als ich ihnen die Uebereinstimmung unserer Religion mit der Vernunft bemerklich machte, und bewunderten hauptsächlich die zehn Gebote Gottes, indem sie fanden, daß sich Nichts sagen ließe, was vernünftiger und zugleich würdiger wäre, vom höchsten Beherrscher der Welt geboten zu werden. Der Lehrgang, den ich befolgte, war der, daß ich ihnen zuerst die Unsterblichkeit der Seele und das andere Leben vorlegte. Von da ging ich über auf die Gottheit, die Vorsehung und so von Stufe zu Stufe auf die schwierigeren Geheimnisse des Glaubens. Die Erfahrung hat uns gezeigt, daß diese Weise, die Heiden zu unterrichten, sehr nützlich ist. Ich habe sie in meinem Katechismus weitläufiger auseinander gesetzt. Diesen selbst theilte ich in acht Tage und versuchte darin die Götzendiener über alle Hauptwahrheiten, deren nähere Kenntniß ihnen nöthig ist, zu unterrichten.

Neben den inneren Gnadenerweisungen, welche bei dem schönen Werke der Bekehrung so vieler Heiden wirkten, trugen auch die unaufhörlichen Wunder, welche bei der Entstehung dieser Kirche vorkamen, wesentlich zu den guten Erfolgen bei, welche ich erzählte. Ich sage unaufhörliche Wunder, weil in der That deren Zahl so groß gewesen ist, daß sich unsere Katecheten nicht mehr die Mühe nahmen, sie zu zählen. Ich weiß, wie groß die Sünde Jener ist, welche falsche Wunder erdichten oder erzählen; und Gott bewahre mich vor solchem Treiben; aber ich kann in Wahrheit sagen, was ich gesehen habe, und was mir Jene, bei denen das Wunderbare geschehen war, erzählten.

Diese guten Christen trieben mit dem hl. Kreuze und dem Weihwasser gewöhnlich die Teufel aus und heilten alle Arten

von Krankheiten. Indem sie vier bis fünf Tropfen dieses Wassers zu trinken gaben, heilten sie mehrere Blinde und erweckten sogar zwei Todte. Ein heidnischer Herr, dessen Frau Christin war, kam und bat mich, einige meiner Christen in einen Marktflecken, der ihm gehörte, und wo Viele seiner Unterthanen schwer krank waren, so daß jeden Tag der Eine und der Andere starb, zu schicken. Ich sandte sechs Katecheten dahin mit dem ganz besonderen Befehle, durchaus Nichts, was man ihnen für die geheilten Krankheiten anbieten möchte, anzunehmen.

Sie reisten ab mit ihren Waffen in der Hand, um den Teufel, welchen man für die Ursache dieser Krankheiten hielt, zu bekriegen. Ihre Rüstung war ein Kreuz, das Weihwasser, der geweihte Palmzweig, eine geweihte Wachskerze und das Bild der seligsten Jungfrau, das ich ihnen bei der Taufe gegeben hatte. Sie zogen hin, pflanzten Kreuze am Anfange, in der Mitte und am Ende des Ortes, besuchten die Kranken, verrichteten ein Gebet, gaben ihnen einige Tropfen Weihwassers zu trinken; und in nicht ganz acht Tagen heilten sie 272 Kranke. Der Ruf hievon verbreitete sich im ganzen Königreiche. Der Grundherr des Fleckens kam und dankte mir unter einem Strome von Thränen. Dieß gab den Christen hohen Muth und bekehrte mehrere Heiden von ihrem Irrthume.

Aber es ereignete sich ein betrübender Unfall, welcher uns nicht bloß Schmerz verursachte, sondern auch eine heilsame Lehre gab. Derjenige von den Katecheten, welcher als Anführer der anderen in den Flecken gegangen war, starb wenige Tage nach seiner Rückkehr; und ich erfuhr aus dem Munde der Uebrigen, daß er den von mir gegebenen Befehl, sie sollten für alle Gnaden, welche Gott auf ihr Gebet ertheilte, Nichts annehmen, nicht befolgt hatte. Er hatte ein schönes Damastkleid von jenem hohen Herrn angenommen. Als ich es erfahren hatte, fürchtete ich, Gott möchte ihn gezüchtigt haben, wie den Giezi, der dem Elisäus nicht gehorcht hatte.

Der Vorfall gab mir Veranlassung, den Anderen die Lehre einzuschärfen, daß sie auf sich selbst Acht geben und niemals in ihrem Herzen das Verlangen nach den Gütern der Welt aufkeimen lassen sollten.

Eine sehr tugendhafte Christin, Namens Benedicta, Mutter eines Jünglings, der seit Kurzem getauft war und den Namen Benedict trug, starb in meiner Abwesenheit und, wie sich von selbst versteht, ohne Beichte. Ihr armer Sohn, schon durch den Tod seiner Mutter niedergebeugt, war vollends untröstlich, weil sie ohne Empfang der Sacramente gestorben war. Ganz in Thränen gebadet und betrübt über das doppelte Unglück, bat er endlich, in Folge einer inneren Anregung des göttlichen Geistes, mehrere Christen, die gekommen waren, um ihn zu trösten, sie möchten doch neben der Leiche seiner guten Mutter, welche schon seit sechs Stunden kalt und bewegungslos dalag, zum Gebete niederknieen. Sie thun es. Benedict betet mit lauter Stimme ein „Vater Unser" und „Gegrüßet seist du, Maria" vor, dann sprengt er auf das Angesicht seiner Mutter einige Tropfen Weihwassers. Im nämlichen Augenblicke schlägt sie die Augen auf, fühlt sich nicht bloß wieder am Leben, sondern gänzlich geheilt. Sie erhebt sich, kniet mit den Uebrigen nieder, und Alle zusammen lobpreisen Gott für ein so augenscheinliches Wunder. Einige Tage nachher kam ich in das Dorf und vernahm aus dem Munde der Mutter und des Sohnes, welch' hohe Gnade Beide von Gott erhalten hatten.

Ich übergehe das Uebrige; denn es wäre zu weitläufig. Wer Muße hat nachzusehen, was ich in meiner Geschichte von Tonkin gesagt habe, wird Stoff genug finden, um Gott zu loben, welcher dieser neuen Kirche die nämlichen Gnadengaben, wie den Christen der ersten Jahrhunderte, verliehen hat.

X.

Die ausgezeichnete Frömmigkeit der neuen Christen in der Kirche von Tonkin.

Das unschuldige Leben und die Frömmigkeit, welche wir an den neuen Christen dieser Kirche bewundern müssen, sind ein noch deutlicherer Beweis der Hand Gottes als die Wunderzeichen. Ich kann sagen, daß Nichts mein Herz so innig gerührt hat, als wenn ich sah, daß es in diesem Reiche fast ebenso viel Engel als Christen gibt, und daß die Taufgnade ihnen Allen denselben Geist einhaucht, wie er sich an den Aposteln und Blutzeugen der ersten Kirche erwiesen hat.

Sie haben einen so festen Glauben, daß Nichts im Stande ist, ihnen denselben aus dem Herzen zu reißen. Eine junge Dame, mit Namen Daria, wollte lieber das Leben verlieren, als den schlechten Absichten eines hohen Herrn, welcher ihre Ehre rauben wollte, sich hingeben. Sie machte gar keine Schwierigkeit zum Tode zu gehen, um ja nicht mit einem Vergehen, welches ihr die Taufgnade geraubt hätte, besudelt zu werden.

Ein anderer Christ, Namens Franz, war als Bedienter bei des Königs Bruder, den er nach der Sitte der einheimischen Großen im Tragsessel zu tragen hatte. Er machte sich Nichts aus dem Tod, um sich nur nicht von der Ausübung eines guten Werkes trennen zu müssen, da er alle Zeit, welche ihm der Dienst bei seinem Herrn frei ließ, darauf verwandte, mit ganz besonderer Hingebung die armen Christen zu beerdi-

gen, ein Liebeswerk, welches ihm das Leben kostete. Dieser schöne Tod war der reichste Lohn, den er hätte hoffen können.

Die Liebe, welche sie zu ihrem Glauben hegen, flößt ihnen eine unglaubliche Hochachtung gegen alle, selbst die unscheinbarsten Gebräuche der Kirche ein, welche auf denselben Bezug haben. Sie betrachten die Väter, welche ihnen den christlichen Glauben predigen, wie Engel, und machen sich eine Ehre daraus, ihnen selbst in den kleinsten Dingen zu gehorchen. Ich zeigte ihnen nie das Bild des Gekreuzigten, ohne daß ich sie in Thränen zerfließen sah. Sie kommen fünfzehn Tagreisen weit, um zu beichten oder die hl. Messe zu hören. Wenn sie von der Kirche, wo man Messe liest, nur acht bis neun Stunden entfernt sind, so versäumen sie dieselbe an Festtagen nie; am Abende vorher kommen sie schon und kehren am folgenden Tage nach dem Gottesdienste zurück, d. h. am späten Abende, da sie vom frühen Morgen an bis tief in den Nachmittag bleiben; dabei knieen sie stets, und zwar mit einer so bewunderswürdigen Sittsamkeit, daß ich sie nicht ohne Thränen betrachten konnte.

Jeder trägt zwei Kreuze bei sich, eines auf der Brust, ein zweites im Aermel; von dem ersten sagen sie, es sei ihr Schild, von dem zweiten, es sei ihr Degen. Sie gehen nie über Land, ohne ein kleines Betaltärchen mitzunehmen, welches sie entfalten, sobald sie in dem Gasthause ankommen. Alle Morgen verrichten sie ein halbstündiges Gebet, welches sie gar nie unterlassen; größtentheils machen sie da eine Betrachtung über irgend ein Geheimniß, wobei sie alle Süßigkeiten, welche Gott reinen Seelen zu kosten gibt, empfinden.

Sie schätzen das Weihwasser so hoch, daß sie es fünf bis sechs Tagreisen weit holen gehen; sie tragen es auch bei sich in einem kleinen Porcellangefäße, welches am Arme durch ein schönes Armband befestigt ist. Allen Kranken geben sie mit wunderbarem Erfolge davon zu trinken. Um ihrer Andacht

zu genügen, mußte ich alle Sonntage wenigstens fünfhundert große Geschirre voll Wasser weihen.

Nichts entzückte mich mehr, als die Sorgfalt, mit welcher sie sich auf die Beichte und Communion vorbereiten. Sie tragen zu diesen Sacramenten eine Liebe und Verehrung, welche ich tausendmal bewundert habe. Am Tage vorher fasten sie jedesmal und nehmen eine Disciplin; wenn ich sie nicht zurückgehalten hätte, würden sie mehr als einmal in der Woche communicirt haben. Sie beichten unter so vielen Thränen, als wenn sie etwa große Verbrechen begangen hätten. Und nichtsdestoweniger kann ich sagen, daß ich gewöhnlich, wenn ich ihnen die Beichte abnahm, Mühe hatte, einen Stoff für die sacramentale Lossprechung zu finden, nicht bloß bei wenigen Personen, sondern mitunter in ganzen Marktflecken. Ich erkannte gar wohl, daß es nicht von Unkenntniß des Bösen, sondern von einer ausgezeichneten Gottesfurcht herkam.

Wunderbar unterstützten mich im Anbau dieses schönen Weinberges und in Ausbreitung des Glaubens die Katecheten mit ihrer Hülfeleistung. Sie haben in der That nächst Gott bei den großen Fortschritten, welche der christliche Glauben machte, Alles gethan. Als ich sah, daß ich der einzige Priester war, welcher predigen konnte, da der Pater, den ich begleitete, die Landessprache nicht verstand, so dachte ich darauf, mich mit einigen Christen, die unverheirathet, voll Eifer und Frömmigkeit wären, zu umgeben, damit sie mich in der Bekehrung der Seelen unterstützten. Mehrere erboten sich mir; aber ich wählte Jene aus, welche ich für die passendsten hielt, und gründete eine Katechetenschule, welche so wohl gelang, daß wir in Wahrheit sagen können, wir verdanken ihr unsern Halt.

Die ersten, welche ich auswählte, waren: Franz, Andreas, Ignaz und Anton, welche vor versammelter Gemeinde während der hl. Messe einen Eid ablegten, ihr ganzes Leben

dem Dienste der Kirche zu weihen, sich nicht zu verheirathen und den Vätern, welche zur Verkündigung des Evangeliums in das Land kämen, zu gehorchen. Alle Christen, welche bei dieser schönen Ceremonie zugegen waren, fühlten sich hochbegeistert und hatten seitdem hohe Achtung für die Diener Gottes, welche sich auch ihres Amtes mit solcher Würde entledigten, daß wir ihnen einen guten Theil alles dessen, was in jenem Königreiche geschah, verdanken. Gegenwärtig sind über hundert in jener Pflanzschule, welche von den Christen auf ihre Kosten unterhalten wird; denn was unsere Väter und mich betrifft, so haben wir stets erklärt, daß wir Nichts von ihnen annehmen und bloß ihre Seelen suchen. Deßhalb verlangen wir von ihnen Nichts; und sogar wenn sie uns Geschenke machen wollen, weisen wir sie stets zurück, obgleich sie es übelnehmen; denn wenn wir wollten, würden sie uns Hab und Gut geben. Aber dennoch sind sie darüber auch wieder hochvergnügt; sie bedienen sich dessen als Beweises gegen die Heiden, welche Nichts dagegen einzuwenden wissen. „Warum, sagen ihnen unsere Christen, wollten uns diese Väter täuschen? Sie kommen weit her, geben sich viele Mühe und nehmen Nichts von uns. Es sind gebildete und tugendhafte Männer, die in ihrer Heimath Vermögen besitzen. Was gewännen sie, wenn sie uns hinter das Licht führten? Man muß doch wohl glauben, daß Gott sie treibt, und daß ihre Worte wahr sind." Ich kann nicht sagen, wie viele Heiden sich schon auf diesen einfachen Schluß hin bekehrten.

XI.

Wie ich genöthigt wurde, von Tonkin abzureisen und nach China zurückzukehren.

Die Frömmigkeit hatte in Tonkin allzu guten Fortgang, als daß sie nicht vom Teufel, welcher ihr geschworener Feind ist, bekämpft worden wäre. Ich blieb ungefähr ein und ein halbes Jahr in dieser Ruhe, in welcher es ein Vergnügen war zu sehen, wie das Schifflein des hl. Petrus sich mit Fischen füllte, welche die Lust Jesu Christi sind.

Der erste Sturm entstand aus derselben Quelle, woher die erste Unordnung in die Welt kam. Die Weiber sahen sich von den neuen Christen, welche deren mehrere hatten, verstoßen und machten so viel Lärm, daß das ganze Reich darüber in Aufregung gerieth. Der König, welcher uns bisher außerordentliche Huld bezeigt hatte, begann sich etwas von der Lehre, die wir predigten, zu entfremden. Man raunte ihm oft die Ohren voll, daß unsere Lehre dem ganzen Königreiche nur sehr schädlich sein könne, weil sie mehrere Weiber zu haben verbiete und folglich der Bevölkerung des Landes hinderlich sei und den König einer großen Zahl von Unterthanen beraube.

Dieß machte den Fürsten uns abgeneigt. Die Verschnittenen, welche gewöhnlich seine Frauen bewachen, brachten vollends Feuer unter das Dach; denn sie fürchteten, wenn der König dieses Gesetz annehme, welches dem Manne gebietet, sich mit einem einzigen Weibe zu begnügen, so werde er alle hundert, die er habe, davon jagen, und zugleich mit denselben müß-

ten sie ihr Amt bei Hofe verlieren. Dieser Eigennutz brachte sie gegen uns in Harnisch und ließ sie tausend Kunststücke auffinden, um uns im Herzen des Königs schwarz anzuschreiben.

Dieses war ihnen nicht schwer, weil sie ihm immer in den Ohren lagen und tausend böse Dinge von dem Gesetze, das wir predigten, sagten. So erließ der König endlich eine Verordnung, durch welche er allen seinen Unterthanen verbot, dieser neuen Lehre, die man aus Europa gebracht hätte, zu folgen, weil sie dem Staate und den Hauptgewohnheiten des Landes schädlich wäre.

Im Anfange waren wir darüber verblüfft, und alle Christen sagten beherzt, daß sie in allen Dingen, wobei ihr Gewissen nicht auf's Spiel gesetzt wäre, dem Könige gehorchen wollten; aber der Glaube wäre ihnen theurer als ihr Leben. Jedoch durch Gottes Gnade machte dieser Blitzstrahl wohl etwas Getöse, welches uns erschreckte; aber sein Feuer war bloß ein Wetterleuchten, welches schadlos vorüberging.

Der König hatte noch nicht alle Zuneigung gegen uns verloren; nachdem jene ersten Eindrücke in seinem Geiste etwas verwischt waren, that er uns weiter nichts Böses. Wir hielten uns ein wenig in Ruhe und kehrten dann zu unseren früheren Beschäftigungen zurück, wie wenn wir stets vollen Frieden genossen hätten. Und gerade damals wuchs die Zahl der neuen Christen so sehr, daß uns Gott deutlich zeigte, wie er allein Herr ist und seine Gnaden nur desto reichlicher zur Zeit der Versuchung spendet.

Aber bald wurde dieser Frieden durch einen neuen Sturm gestört; er war von den Urhebern des ersten, aber unter einem ganz anderen Vorwande heraufbeschworen worden. Man klagte die neuen Christen an, sie hätten einige Götzenbilder zerbrochen; dann sagte man dem König, ich wäre ein Hexenmeister und mein Athem bewirke eine Verzauberung, welche Allen, mit welchen ich spräche, den Kopf verdrehte, ohne daß man sich dessen erwehren könnte. Von jetzt an war der

König nicht bloß gegen die Lehre, welche ich verkündete, sondern auch gegen meine Person eingenommen; er fürchtete mich zu sehen und zu sprechen, so daß mir alle Thüren verschlossen waren, wenn ich zu ihm gehen wollte, um mich zu rechtfertigen. Und wenn bisweilen meine Freunde so viel vermochten, um mir Zutritt in den Palast zu verschaffen, so hielt sich der König immer ferne von mir und gab mir bloß kurzen und abgebrochenen Bescheid, aus Furcht, durch meinen Athem behext zu werden.

Dennoch setzte ich meine gewöhnlichen Arbeiten unaufhörlich fort, bis sich endlich der König gegen Anfang des Jahres 1630 offen gegen mich erklärte. Er verbot mir, meine neue Religion ferner in seinen Ländern zu predigen, und gab den Befehl, ich solle mich schleunigst nach Macao oder auch nach Cochinchina zurückbegeben. Die Verordnung wurde öffentlich in allen Formen des Rechtes ausgerufen und dann an einem großen Pfahl vor der Thüre unseres Hauses befestigt.

Ich überlasse es meinem Leser, sich die Aufregung unserer guten Christen bei dieser schlimmen Kunde zu denken. Obgleich selbst niedergeschlagen, so weit ich es wenigstens bei einem unverschuldeten Unglücke sein kann, ermuthigte ich sie doch, so gut ich konnte, und zog mich in ihre Häuser zurück, da ich nicht mehr öffentlich zu predigen wagte. Nichtsdestoweniger ließ ich mich überall finden, wo meine Hülfe nöthig war. Bald war ich in diesem, bald in jenem Hause. Die Christen wußten darum und kamen auf verschiedenen Wegen mit solcher Geschicklichkeit, daß die Versammlungen sehr groß waren und doch von den Heiden nicht bemerkt wurden.

Eine Zeit lang hielt man mich in Hausarrest und stellte Wachen vor die Thüre. Aber es war mir leicht, den Herrn des Hauses zu gewinnen, welcher mich dann jede Nacht durch ein Fenster hinaus ließ, während meine Wächter an der Pforte waren. So ging ich Nachts in die Häuser der Christen, um zu taufen, zu predigen, Beichte zu hören, Messe zu lesen.

Vor Tagesanbruch kehrte ich in mein Gefängniß zurück, ohne daß Jemand es gemerkt hätte.

Dieß dauerte nur zwei Monate lang. Hierauf kam ein Befehl von Seiten des Königs, mich nach Cochinchina zu bringen, bis das portugiesische Schiff mich nach China zurückführen könnte. Man verwahrte mich daher in einer Galeere mit einer Abtheilung von sechsunddreißig Soldaten und einem Hauptmanne zu meiner Bewachung, welche den gemessenen Befehl hatten, mich nicht zu verlassen, bevor sie mich über die tonkinesische Grenze gebracht hätten. Aber gerade jetzt, da mich alle menschliche Hülfe im Stiche gelassen hatte, zeigte mir Gott, welche Sorgfalt er für meine Führung hätte.

In meiner Geschichte von Tonkin habe ich alle Abenteuer dieser Reise erzählt. Ich war drei Wochen lang auf dem Fahrzeuge; unterdessen wurden vierundzwanzig Mann von meiner Bewachung Christen, vierzehn Tage später that der Hauptmann denselben Schritt, als er in einem Sturme, der uns zu vernichten drohte, ein augenscheinliches Wunder gesehen hatte, wie sich nämlich das Meer in einem Augenblicke beruhigte, als wir ein wenig Weihwasser hineingegossen und ein Vater unser gebetet hatten. Dieß setzte ihn in so freudiges Staunen, daß er die Taufe verlangte, welche ich ihm später ertheilte. Ich gab ihm den Namen Augustinus. So war ich nach und nach der Vater meiner Bedeckung und Herr des Schiffes. Sie thaten Alles, was ich wollte, und statt mich nach Cochinchina zu führen, ließen sie mich in die Provinz Boschin gehen; sie liegt dem königlichen Hofe am fernsten, und ich hatte daselbst mehrere Christen, bei welchen ich eine Zeit lang verborgen wohnte. Dann gaben sie mir ein Flußschiff, auf welchem wir vier Monate lang bald auf verschiedenen Flüssen, bald auf dem Meere fuhren. Unter Tags hielten wir uns ferne vom Ufer, bei Nacht stiegen wir an's Land und gingen in die Häuser der Christen, welchen wir nach Kräften beistanden.

Während dieser Zeit kamen wir in so äußerste Noth, daß wir genöthigt waren, unsere Zuflucht zu den Christen zu nehmen. Sie gaben uns auch bereitwillig, was uns nöthig war. Aber zu derselben Zeit erhielten wir Nachrichten, daß das längst erwartete Schiff der Portugiesen glücklich im Hafen von Cua=Tschua angelangt wäre; daß auf ihm zwei unserer Väter sich befänden, die sich beeilt hätten uns abzuholen, sobald man in Macao die Nachricht erhalten, daß wir aus Tonkin verbannt wären. Die Freude, die wir hatten, als wir sie sahen und umarmten, ist zu groß, als daß man sie ausdrücken könnte. Wir glaubten im Paradiese zu sein, als wir vier Jesuiten uns in jenem Königreiche, aus welchem sich Gott schon so viele Unterthanen erweckt hatte, beisammen sahen.

Beherzt gingen wir mit den eben angekommenen Portugiesen an den Hof. Der König empfing uns nicht ungnädig, was uns ermuthigte, wieder wie vorher öffentlich zu predigen und Alles zu thun, was wir vor unserer Verbannung gethan hatten. Wir dachten schon, daß man uns nicht mehr stören würde, als das portugiesische Schiff alle seine Waaren verkauft hatte und nach Macao zurückfahren wollte. Als wir uns dessen am wenigsten versahen, brachte man den unwiderruflichen Befehl von Seiten des Königs, uns auf das Schiff zu führen, widrigenfalls wir für Aufrührer erklärt würden. Wir thaten unser Möglichstes, um einen Widerruf des Befehles zu erwirken; aber alle unsere Bemühungen und die unserer Freunde waren nutzlos; wir mußten alle Vier abreisen.

Ich erinnere mich nicht gerne jener durch die Seele dringenden Beweise von Schmerzgefühl, welche uns die Christen bei dieser Trennung an den Tag legten; denn ich kann ohne tiefe Bewegung nicht daran denken. Unsere Christen weheklagten, wie etwa ein Vater oder eine Mutter beim Verluste eines Kindes. Tag und Nacht strömten sie in unsere Woh=

nung, als sie jene Nachricht vernommen hatten. Sie weinten, seufzten und klagten laut. Und besonders als ich ihnen in der Kirche das letzte Lebewohl sagte, stießen sie ein so lautes Klagegeschrei aus, daß ich selbst davor erschrack. Ich fand keine Worte mehr, vergoß aber desto mehr Thränen. Unsere beiden neuangekommenen Väter waren ganz erstaunt, und selbst die Heiden äußerten Gefühle des Mitleids.

Während mehrerer Tage fand sich eine ungeheure Menge zur Beichte ein. Ich mußte sie Alle zufrieden stellen und konnte doch an kein Ende kommen, obgleich ich weder bei Tag noch bei Nacht schlief, da ich allein die Sprache verstand. Als der letzte Tag gekommen war, war unser Haus von Mitternacht an voll von Leuten. Als wir heraustraten, um zum Hafen zu gehen, waren alle Straßen mit unseren guten Christen angefüllt; sie folgten uns insgesammt und umarmten uns; während sie uns mit Thränen benetzten, konnten wir Nichts als mit ihnen weinen. Als ich zu Schiffe gestiegen war, zeigte ich mich, um sie zu grüßen, und hielt noch eine kurze Anrede, in welcher ich mehr Thränen vergoß, als Worte redete. Ich ermahnte sie zur Standhaftigkeit in der Liebe zu Jesu Christo. Sie standen am Ufer, warfen sich dann auf die Kniee nieder, und baten mich um den Segen; Mehrere standen bis zum Gürtel im Wasser. Nicht Einer war zugegen, der nicht weinte.

Ich sah einen guten siebzigjährigen Greis, einen der vorzüglichsten Doctoren des Landes, der gekommen war, uns Lebewohl zu sagen. Er hatte sein schönes Festkleid angelegt, in welchem er an den Hauptgerichtstagen des Jahres Recht sprach. Er stand am Ufer, etwas ferne vom Gedränge, und weinte heiße Thränen. Er bezeigte uns dieselbe Ehrerbietung wie vor dem Könige, indem er sich viermal auf die Kniee niederließ und mit der Stirne die Erde berührte und dann schluchzend sich entfernte. Man hat mir gesagt, der Schmerz habe ihm die Brust so zusammengeschnürt, daß er von jener

Stunde an Nichts mehr essen konnte und am elften Tage darauf starb. Kann man eine größere Herzensgüte finden?

Als wir endlich mit vollen Segeln abzufahren anfingen, erneuerten sich die Thränen auf beiden Seiten. Wir begleiteten einander mit den Augen, so lange wir konnten, aber unsere Herzen haben sich nie getrennt. Denn in der That ist mein ganzes Herz in Tonkin, und auch meine Tonkinesen erzeigen mir die Huld, sich meiner zu erinnern. Sie beweisen es durch viele Briefe, welche sie mir schreiben, und durch die Gebete, welche sie an Feiertagen öffentlich in der Kirche, und an Werktagen Morgens und Abends in ihren Häusern im Stillen für mich armen Sünder verrichten, indem sie jedesmal ein „Vater unser" oder „Gegrüßet seist du, Maria" in dieser Meinung beten. Das ist mir einer der vorzüglichsten Beweggründe, weßhalb ich von Gott Barmherzigkeit hoffe.

XII.

Meine Rückkehr nach China und zehnjähriger Aufenthalt daselbst.

Nachdem ich also in Tonkin drei Jahre und zwei Monate, d. h. vom 19. März des Jahres 1627 bis in den Mai 1630, geblieben war, kam ich in großer Trostlosigkeit wieder nach Macao, wo ich augenblicklich unsere Oberen bestürmte, diese schöne Heerde nicht ohne Hirten zu lassen. Die drei Väter, welche Zeugen der herrlichen Anlagen des ganzen blühenden Reiches für seine Bekehrung zum Christenthum gewesen waren, brachten die nämlichen eindringenden Bitten vor wie ich, und erweckten bei dem gesammten großen Collegium durch ihre eigenen Wahrnehmungen so gute Vorstellungen, daß diese ganze feurige Jugend, so gut wie die ernstesten Väter, alle Tage zu den Füßen der Oberen lagen und baten, man möchte sie in diese Mission senden.

Selbst Einige, die sich vielfach um Japan beworben hatten und auf dem Punkte waren, dahin zu reisen, warfen ihr Augenmerk auf Tonkin. Besonders P. Kaspar Amaral, der Eine von jenen zwei Vätern, welche mir im Elende meiner Verbannung zu Hülfe geeilt waren, dachte nur mehr daran, nach Tonkin zurückzukehren, obgleich er die japanesische Sprache erlernt und alle nöthigen Vollmachten erhalten hatte, um in jenes schöne Inselreich abzugehen. Die Oberen gestatteten ihm die Reise nach Tonkin mit zwei anderen Vätern. Sie reisten im März 1638 dahin ab und vermehrten das herrliche Waizenkorn, das im Acker jener Kirche schon zu keimen begonnen hatte, um das Hundertfache. Mehrere andere aus-

gezeichnete Arbeiter wirkten fortan mit einem so wunderbaren Erfolge, daß es jetzt, wie ich aus Briefen des hochw. P. Hieronymus Majorica, eines bewunderuswürdigen und unermüdlichen Apostels jener Kirche, erfuhr, dreimalhunderttausend Christen und zweihundert öffentliche Kirchen gibt, und daß man alle Jahre wenigstens fünfzehntausend Heiden tauft. Dieser gute Pater schrieb mir, daß er für seinen Theil allein im letzten Jahre sechstausend getauft habe, und daß unter seiner Leitung vierzigtausend Christen und siebzig Kirchen stehen. Und nach allen diesen Thatsachen sage mir Jemand, ob ein Prediger des Evangeliums in jenem Lande nicht ebenso viel wirke, als fünfzig von den Allereifrigsten in Europa.

Nachdem ich für Tonkin diesen ausgezeichneten Ersatz ausgewirkt hatte, fing ich an, mich mit aller Kraft auf die Bekehrung der Chinesen zu verlegen. Aber ich muß gestehen, ich fand nicht jene Leichtigkeit, die ich in dem Reiche des Segens, aus welchem ich kam, erfahren hatte. Die Schuld lag nach meiner Ansicht erstlich an mir selbst; denn obgleich ich die chinesische Sprache ganz gut verstand, so hatte ich sie doch zu wenig inne, um sie im fortlaufenden Vortrage zu sprechen; daher war ich genöthigt, vermittelst eines Dolmetschers zu predigen, was gewöhnlich nicht ausreicht, um eine Seele zu dem Entschlusse zu begeistern, daß sie Religion und Leben ändere. Der zweite Grund konnte auch wohl der Uebermuth der Chinesen sein, die sich für die erste Nation der Welt halten. Ich habe gesehen, daß sie so lange in die Predigten kommen, als sie Einwendungen machen können; hat man sie aber überführt, so sieht man sie nicht mehr kommen.

Aber trotz all' dem erwies uns Gott die Gnade, sich unser in der Bekehrung einer ansehnlichen Zahl von Heiden zu bedienen; ich habe mit eigener Hand wenigstens eintausend getauft. Wir machten oft Ausflüge in verschiedene Städte China's, besonders nach Canton; ich ging oft in diese Hauptstadt, welche so groß und so schön ist, daß ich nicht leicht

eine ähnliche gesehen habe, und durch die Gnade unseres Herrn mußten wir niemals fruchtlos heimkehren.

Ich hatte vorzüglich großen Trost in Ausübung eines Amtes in Macao, das man mir übertrug, und welchem ich mich mit aller nur möglichen Sorgfalt hingab. Man nennt den Christenpater jenen Priester, welcher sich mit den neubekehrten Chinesen abzugeben hat, indem er sie unterrichtet, leitet und in Allem belehrt, was nöthig ist, um sie zu einem christlichen Leben heranzubilden. Dieß gab mir während des ganzen Tages so viel Beschäftigung, daß ich die Nacht benützen mußte, wenn ich Studien zur Vorbereitung auf Predigten oder theologische Vorlesungen, welche ich in unserem Collegium hielt, machen wollte. Kaum war es recht Tag geworden, so war ich bei meinen chinesischen Christen oder bei den Heiden, welche wir zur Taufe vorbereiteten, beschäftigt.

Große Freude machte es mir, auf einen hundertfünfzigjährigen Greis zu stoßen, welcher einst in Japan von der eigenen Hand des großen Indier-Apostels, des hl. Franz Xaver, getauft worden war. Ich hatte das Glück, seine Beichte zu hören und mich lange mit ihm zu unterhalten. Mit großem Vergnügen lernte ich aus seinen Gesprächen und noch mehr aus den gründlichen Tugenden, welche in seinem Leben hervorleuchteten, wie wunderbare Belehrungen der hl. Franz Xaver Jenen gab, die er zum Glauben bekehrte, und welchen Lehrplan er befolgte, um sie in ihrem ersten Entschlusse zu befestigen.

Ich übergehe andere Dinge, welche mir in jenen zehn Jahren vorkamen. Die Zeit schien mir sehr kurz in Folge der unaufhörlichen Geschäfte wegen einer besonderen Kirche, die wir für die Chinesen bauen wollten, und wegen Herstellung eines geeigneten Hauses, um Jene, welche die hl. Taufe empfangen wollten, in aller Zurückgezogenheit zu unterrichten und vorzubereiten.

XIII.

Wie ich zum zweiten Male nach Cochinchina geschickt wurde.

Seit jener Zeit, zu welcher ich Cochinchina verließ, bis in das Jahr 1639 setzten mehrere bedeutende Persönlichkeiten unserer Gesellschaft die apostolischen Arbeiten mit großem Erfolge fort und wurden zu verschiedenen Malen von Stürmen heimgesucht, so daß sie bisweilen die Mittel und Wege, nie aber den Muth verloren, die Ehre Gottes durch Verkündigung des Evangeliums zu verbreiten.

Derjenige, welcher mehr als Alle arbeitete und mit wunderbaren Erfolgen in diesem Königreiche gekrönt wurde, war P. Franz Buzomi aus Neapel, der, wie oben gesagt, diese Mission im Jahre 1615 begann und während fünfundzwanzig Jahren mit unglaublicher Sorgfalt gearbeitet hat. Er war ein Mann von heiligmäßigem Leben, unermüdlich in den Arbeiten, muthig in allen Gefahren, fest in allen seinen Entschlüssen; er hat sich für Gründung und Auferbauung jener christlichen Kirche gänzlich geopfert und ist so reich gesegnet worden, daß er, der bei seiner Ankunft in Cochinchina nur ganz wenige Christen traf, deren wenigstens zwölftausend zurückließ, als er zum Himmel einging, um eben so viele Kronen in Empfang zu nehmen, als er neue Christen gewonnen hatte.

Die anderen Väter, welche den Bemühungen dieses großen Apostels würdig zur Seite gingen, waren Benedict von

Mattos, Johann Leria, Kaspar, Ludwig und Andere aus unserer Gesellschaft, welche bei verschiedenen Gelegenheiten nach Cochinchina geschickt wurden und sich daselbst mehrere Jahre lang aufhielten, in dieser Zeit aber von den Feinden Jesu Christi und des Glaubens, welchen sie predigten, auf verschiedene Weise verfolgt wurden.

Dreimal wurden sie insgesammt durch königliche Verordnung aus dem Reiche vertrieben. Das Verbrechen, dessen man sie beschuldigte, war dasselbe, welches man auch den Christen der ersten Jahrhunderte zur Last legte, daß sie nämlich den Regen hintertrieben und Unfruchtbarkeit über die Länder brächten. Dieses thörichte Vorurtheil reizte die Erbitterung aller Heiden so sehr, daß sie recht oft auf dem Punkte waren, die armen Väter zu tödten, obgleich diese keine andere Absicht hatten, als allen Unterthanen den Himmel zu eröffnen und alle Gnadenströme von oben in reichem Ueberflusse auf sie herabzuziehen.

Aber unsere Apostel verloren bei den Schreckensgerichten nicht so schnell die Fassung, verließen auch ihre Kinder nicht so eilig. Einige zogen sich zurück und lebten versteckt unter den Christen; die Anderen machten eine kleine Reise nach Macao, kamen aber bald wieder zurück und brachten Geschenke mit, um die schlechte Laune des Königs zu beruhigen. Auf solche Weise erwirkten sie leicht einen Widerruf ihres Verbannungsedictes.

Dieser Wechsel von Gut und Schlecht dauerte bis Neujahr 1639, das für jene arme Kirche verhängnißvoll war. Ein Statthalter der Provinz Tscham, ein erklärter Christenfeind, gewann über die Gesinnung des Königs so viel Gewalt, daß er ihn gegen die Väter aufhetzte, weil dieselben seine Unterthanen anhielten, das Crucifix statt der Landesgötter anzubeten. Mit Gewalt holte man ein schönes Crucifix, welches unsere Väter mit hoher Verehrung aufbewahrten, brachte es zum Könige, fügte dem hl. Zeichen allerlei Beschimpfungen zu

und ersann tausenderlei Dinge, um dem Fürsten Schauder einzuflößen. Er verordnete ungestüm, man solle es verbrennen und unsere Väter, welche solche Thorheiten in seinem Lande einführten, unter Todesstrafe über die Grenze weisen.

Die Portugiesen hatten Einfluß genug, um die Ausführung des gotteschänderischen Beschlusses gegen das hl. Kreuz zu verhindern, sie zogen es vermittelst Geldes aus den Händen der Gottlosen; aber sie konnten es niemals dahin bringen, daß die Väter in Cochinchina bleiben durften. Man setzte sie alle auf verschiedene Fahrzeuge und zwang sie, ihre liebe Heerde zu verlassen.

Die Nachricht von diesem Schlage gegen unsere Väter berührte den edlen P. Buzomi, der eben nach Macao gekommen war, um im Namen des Königs von Cochinchina Unterhandlungen anzuknüpfen, so nahe, daß er in eine Krankheit fiel und nach wenigen Tagen hingerafft wurde. Dieser Verlust war für Cochinchina ein noch größerer Schlag, als die Verbannung unserer Väter. Jedoch die Pläne Gottes sind Abgründe, man muß sie ehrfurchtsvoll anbeten und sich seinen Wegen demüthig unterwerfen.

Um dieselbe Zeit wurde der hochwürdige Pater Anton Rubini, jenes große Licht unserer Gesellschaft, welches in den Foltergruben Japans erlosch, um ein neues Gestirn des Himmels zu werden, zum Visitator der Provinz China und Japan ernannt. Bevor er an den Ort seines Todes und Triumphes abging, wollte er alle Nachbarreiche China's mit den nöthigen Arbeitern zur Verkündigung und Befestigung des wahren Glaubens versehen. Da er glaubte, daß es für einen Diener Gottes nicht hinreiche, dem Herrn nur an einem Orte zu dienen, so entschloß er sich, seine Untergebenen an eben so viele Orte zu senden, als er selbst hätte bereisen mögen, um das hl. Evangelium zu verkünden.

Nach China schickte er die Väter Gabriel von Madeleine und Joseph von Almeida, Beide aus Portugal,

nebst P. Franz Ferrario, einem Italiener; nach Tonkin allein den P. Thomas Rodriguez, einen Portugiesen, aber in der That und Wahrheit galt dieser einzige Mann für vier; und mir endlich erwies er die Huld, mich wieder nach Cochinchina zu senden, um diese durch die Verbannung aller Väter zerrüttete Mission auf's Neue in Stand zu setzen.

Voll hoher Freude ging ich im Anfang Februars im J. 1640 dahin ab, mit der Hoffnung, das Herz des Königs zu gewinnen, und so in seinem Lande das Reich Jesu Christi wieder zu begründen. Ich hatte so günstigen Wind, daß ich in vier Tagen ankam. Ich war der einzige Priester und Jesuit, welcher jetzt dahin reiste, aber man hatte mir versprochen, daß in Bälde P. Peter Albert, ein Portugiese, zu mir stoßen werde, um mich mit seinem Eifer und seiner Klugheit zu unterstützen; zwei Eigenschaften, welche der große Mann in hohem Grade besaß. Er kam bald nach, und wir fingen an, unserem gemeinsamen Herrn und Meister einmüthig zu dienen.

XIV.

Was wir in Cochinchina das erste Jahr nach unserer Wiederankunft thaten.

Obgleich ich sehr glücklich in Cochinchina eingedrungen war, so hielt ich es doch nicht für gerathen, gleich Anfangs bei hellem Lichte aufzutreten; es schien mir besser, mich ein wenig bei Seite zu halten und den Weg vorerst zu bahnen, bevor ich auf mein Hauptziel losginge. So zog ich mich denn in einen Marktflecken Namens Faïso zurück, wo der Hauptstapelplatz der Japanesen ist, die sich daselbst aufhalten und Handel treiben. Ich lebte zurückgezogen, und das Erste, was ich that, war, den Gouverneur, welcher Japanese, Heide und Verfolger unseres hl. Glaubens war, zu gewinnen.

Das Mittel, welches ich wählte, um zu meinem Ziele zu gelangen, war, ihm Geschenke darzubringen, die, obgleich nicht werthvoll, ihm doch so angenehm waren, daß er seine Gesinnung gänzlich änderte. Er wurde sogleich unser besonderer Beschützer und suchte alle Gelegenheiten auf, um mir gegen seine Landsleute und gegen die Eingeborenen von Cochinchina beizustehen; ja er geleitete mich sogar in eigener Person in die königliche Hauptstadt Sinoa, wohin ich zu gehen Bedenken trug, aus Furcht, der König möchte glauben, daß ich seinen Befehl, welchem zufolge wir aus allen seinen Ländereien verbannt waren, verachtete.

Dieser Gouverneur aus Japan führte mich mit solcher Gewandtheit und legte durch seine Freunde Alles so gut an,

daß ich sehr willkommen war. Ich ließ P. Peter Albert bei den Japanesen, deren Herzen er ganz gewonnen hatte, und unter welchen er wunderbare Erfolge errang, während ich mit den schönsten Geschenken, die ich auftreiben konnte, zum Könige ging. Ich hatte zwar zu deren Ankauf fast alles Geld, das ich aus Macao für den Unterhalt des ganzen Jahres mitgebracht hatte, aufgewendet; aber Gott sorgte wieder, denn ein guter Christ, Namens Andreas, schickte mir im Einverständnisse mit seiner Ehefrau so viel Geld, als nöthig war, um meiner Börse aufzuhelfeu. Sie sagten, sie möchten sich das Vergnügen gönnen, die Geschenke, welche das Herz des Königs gewinnen sollten, auf ihre Kosten zu bestreiten.

In der That legte Gott auf die Geschenke solchen Segen, daß sie das Herz des Fürsten ganz umwandelten, wie die erstgenannten den Gouverneur von Faïso umgestimmt hatten. Der König sah mich gerne und erwies sich sehr artig gegen mich. Ich glaubte, es sei an der Zeit, die schöne Gelegenheit, welche mir von Gott geschenkt war, zu benützen und ihm zu lieb zu arbeiten. Jene hochgestellte Frau, die eine noch erhabenere Christin war, und welche, wie ich schon oben einmal sagte, von P. Franz Pina getauft worden war und den Namen Maria erhalten hatte, berief mich unverzüglich in ihr Haus, wo sie eine schöne Kirche hatte. Dieselbe war zugleich die Zufluchtsstätte für alle Christen der großen Stadt.

Ich fing sogleich an, mich bei Tag und Nacht unsern guten Christen zu widmen; diese kamen auch mit unglaublicher Sehnsucht, um die hl. Sacramente zu empfangen. Alle Tage las ich die hl. Messe; der Zudrang dabei war so groß, daß ich genöthigt war, an allen Festtagen mehrere hl. Messen zu lesen. Ich brachte in ihrer Mitte auch die Charwoche zu und gestehe freimüthig, daß man hier, nicht aber in Europa, das Leiden unseres Herrn mitfühlen lernt. Ich blieb 35 Tage in Sinoa und taufte 94 Heiden, unter ihnen drei Damen, sehr nahe Verwandte des Königs, welchen ich die hl. Taufe

am Osterfeste feierlich ertheilte, ferner einen berühmten Götzenpriester, welchen Frau Maria dazu vermocht hatte, seinem Irrthume zu entsagen, was er auch mit so aufrichtigem Herzen that, daß er uns seitdem auf ganz vorzügliche Weise behülflich war, um mehrere Andere zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen.

Nachdem ich die ganze Provinz durcheilt hatte, begab ich mich zu meinem Mitbruder nach Faïso, wo wir einige Zeit verborgen blieben, um die Portugiesen abreisen zu lassen. Sobald dieselben ihre Waaren ausverkauft hatten, kehrten sie nach Macao zurück. Ich beredete mich selbst, daß die Statthalter uns im Lande lassen müßten, wenn sie sähen, daß kein Fahrzeug mehr da sei, das uns nach China bringen könnte. Aber ein gewisser Onghebo, Statthalter der Provinz Tscham, hatte kaum gesehen, daß wir so ohne Weiteres geblieben wären, als er sich in den Kopf setzte, uns zu vertreiben.

Er stellte uns den gemessenen Befehl zu, schnellstens abzureisen, wie es nur immer ginge, und müßten wir auch auf dem Wasser wandeln. Wir mußten der Gewalt weichen. Ich kaufte ein kleines Fahrzeug, in welchem P. Albert und ich die Steuermänner waren. Die Noth lehrte uns, dieses neue Handwerk zu üben, in welchem wir Beide nur Lehrlinge waren. Es gelang uns das erste Mal so gut, daß man uns hätte für Meister halten können. Niemals fuhren wir so sicher auf jenem stürmereichen Meere, wo so viele große Schiffe nur mit genauer Noth dem Untergang entrinnen. Der Leser kann selbst überlegen, ob zwei Jesuiten und drei von meinen jungen Christen den Meerbusen von Ainan und dieses ganze große Meer hätten durchschiffen können, wenn Gott nicht hätte zeigen wollen, daß er allein es war, der dieses kleine Fahrzeug lenkte. Wir landeten glücklich in Macao am 20. September 1640.

Ich glaube, man wird mir Dank wissen, wenn ich hier

ein treffliches Geheimmittel anführe, welches mir von meinen Gläubigen in Cochinchina mitgetheilt wurde und gegen jenes Magenleiden, welches den Seefahrenden gewöhnlich zustößt, dient. Niemals schiffte ich mich ein, ohne von dem Uebel, das bei mir fünf bis sechs Tage lang dauerte, hart mitgenommen zu werden. Da meine Christen es bemerkten, sagten sie mir, es gäbe bei ihnen ein Heilmittel, das den Magen so stärkt, daß er von der Seekrankheit, die eine Folge von dem Schwanken des Schiffes und den Ausdünstungen des Meeres ist, Nichts zu leiden hat. Man nimmt einen von jenen Fischen, die schon von einem andern verschlungen worden sind und sich in dem Inneren der Raubfische vorfinden, bratet ihn stark, thut ein wenig Pfeffer dazu und ißt ihn, wenn man zu Schiffe geht. Dieses Mittel, sagten meine Christen, gäbe dem Magen so viel Kraft, daß er auf der Seefahrt nie außer Fassung komme.

Ich fand dieses Mittel ganz einfach; noch angenehmer aber war es für mich, als ich es gebrauchte. Niemals versäumte ich es seit jener Zeit und fühlte nie mehr auch nur eine Anwandlung jenes Unwohlseins, das mir bisher so viel zu schaffen gemacht hatte. Von Herzen wünsche ich, daß dieß auch meinem Leser dienlich werde, besonders allen Jenen, welche sich in unsere Arbeit theilen und über den großen Ocean schiffen wollen. Sie werden dann vor aller Seekrankheit sicher sein.

XV.

Wie uns der hochwürdige P. Anton Rubini in Cochinchina besuchte, und sein Schmerz, als er die heiligen Bilder verbrennen sah.

Obgleich ich mit meinem Leibe in Macao war, so hatte ich doch mit dem Herzen Cochinchina nicht verlassen, sondern war bei meinen lieben Christen geblieben. Ich wartete denn auch nicht lange, bis ich sie besuchte. Zum Begleiter gab man mir den P. Benedict von Mattos, einen Portugiesen und ausgezeichneten Arbeiter. Am 17. December desselben Jahrs 1640 schifften wir uns ein und landeten glücklich am Vorabende von Weihnachten, gerade recht, um dieses hohe Fest zu feiern. Die Christen wußten um unsere Ankunft im Hafen von Turan und eilten daher aus allen Provinzen des Reiches herbei; die am weitesten Entfernten kamen ebenso gut, wie Jene, welche näher wohnten.

Um die nämliche Zeit erhob sich auf dem Meere ein Sturm, welcher der cochinchinesischen Mission günstig war. Der hochw. P. Anton Rubini, Visitator unserer Provinz, fuhr auf einem Schiffe, das ihn nach den Philippinen bringen sollte; von da aus wollte er zu seinem glorreichen Martyrtode nach Japan reisen. Der Wind war so heftig, daß er den großen Diener Gottes und seine beiden Gefährten nöthigte, im Hafen von Kean in Cochinchina vor Anker zu gehen. Wir hatten das Glück, ihn hier vier und einen halben Monat zu besitzen; ein sehr großer Segen für diese Kirche. Die Thrä=

nen, welche der heilige Mann unaufhörlich bei der hl. Messe vergoß, befeuchteten diesen Weinberg so gut, daß wir nie eine bessere Weinlese hatten; denn in jener kurzen Zeit schenkte uns Gott die Gnade, daß wir, Pater Mattos und ich, eintausend neunhundert und siebenunddreißig Heiden tauften. Wir erkannten, daß wir einen mächtigen Fürsprecher bei Gott hatten, der unsere Arbeiten so segensreich machte.

Aber der Teufel blieb nicht in Ruhe; er versuchte es, das Werk Gottes durch seine Künste zu beunruhigen. Jener große Christenfeind, Namens Onghebo, von welchem ich schon gesprochen habe, verfiel eines Tages auf den Gedanken, als Niemand etwas Arges vermuthete, seine Spione in die Häuser der vornehmsten Christen zu schicken und Alles wegnehmen zu lassen, was sich an Bildern, Crucifixen und anderen heiligen Gegenständen vorfand. Barsch drangen sie in das Haus eines alten Christen, Namens Andreas, der eine sehr schöne Kapelle hatte, wo die Christen ihre Versammlungen hielten. Sie rissen alle Bilder weg und führten Andreas mit seinen beiden Söhnen, Ludwig und Emmanuel, gefangen fort. Dasselbe thaten sie in dem Hause einer der angesehensten obrigkeitlichen Personen, Antonius mit Namen. Sie fanden bei ihm ein schönes elfenbeinernes Crucifix; da sie aber den Herrn des Hauses nicht antrafen, so nahm seine Frau Eulalia, eine hochangesehene Dame, die Stelle ihres Mannes ein und wurde von den Schergen geknebelt. Diese gingen geraden Wegs zu dem Statthalter, beladen mit der Beute unserer frommen Christen.

Der Gottlose schätzte die eingebrachte Beute höher, als wenn er sich bei der Zerstörung einer feindlichen Stadt bereichert hätte. Alsbald versammelte er einen großen Trupp Soldaten und sandte ihn in feierlichem Aufzuge in den Hafen von Kean, wo unsere Väter waren, um alle jene Bilder vor ihren Augen zu verbrennen. Er zog einher an der Spitze dieses Haufens Wüthender, und als er an das Thor unseres

Hauses kam, wo der Pater Visitator mit einigen anderen Vätern war, wollte er, daß dieselben Augenzeugen des gottlosen Opfers, welches er seinen Götzen darbringen wollte, sein sollten. Er ließ sie auf den öffentlichen Platz herauskommen und befahl, daß man Andreas, seine beiden Söhne, Eulalia und die Mutter ihres Ehemannes mit Peitschenhieben und Stockschlägen mißhandelte. Dann ließ er ein großes Feuer anzünden und alle Bilder nebst dem Crucifixe darein werfen.

Bei diesem unseligen Vorgange empfand P. Rubini alle Gefühle des Schmerzes, welche ein Herz voll Liebe zu Jesus Christus, wie das dieses treuen Dieners war, bei einer solchen Verunehrung, die man dem Herrn anthut, hegen kann. Er bat den Barbaren, zerschmolz in Thränen, wendete sich nach allen Seiten hin, gebrauchte Drohungen, wollte Gewalt anwenden. Alles war vergeblich; er ging nach Hause und hatte keine andere Zufluchtsstätte, als sein armes, in Schmerzensthränen gebadetes Herz. Er warf sich in seinem Oratorium vor Gott nieder, um ihm wegen der Lästerung durch diese Gottlosen Abbitte zu leisten. Am nämlichen Tage schrieb er mir einen Brief, welchen ich in meinem Buche über seinen glorreichen Tod mitgetheilt habe. In diesem Schreiben spricht gleichsam der Schmerz selbst. Als ich es in den südlichen Landestheilen, wohin der edle Pater mich geschickt hatte, erhielt, empfand ich einen guten Theil seiner Betrübniß mit und eilte sogleich nach Kean zurück, wo der Schauplatz für die Wuth des Onghebo gewesen war. Aber als ich ankam, war der gute Pater Rubini schon abgereist; er hatte es nicht über sich bringen können, länger als eine Nacht zu bleiben an einem Orte, den ihm dieses Verbrechen unerträglicher gemacht hatte, als den widerlichsten Kerker der Welt.

XVI.

Wanderungen, welche wir in der Provinz Tscham machten, und Gnaden, welche Gott den Christen daselbst zu Theil werden ließ.

Es gäbe ein langes Kapitel, würde aber fromme Seelen nicht langweilen, wenn ich mich dabei aufhalten wollte, im Einzelnen alle Segnungen zu schildern, wie sie Gott dieser neuen Kirche in einem Zeitraume von ungefähr fünf Jahren, während welchen ich das Glück hatte, hier zu leben, geschenkt hat. Da ich aber gleichwohl sehe, daß ich oft ähnliche Dinge erzählen müßte, weil Gott nie ermüdete, uns mit seinen Gütern zu überhäufen, so werde ich mich begnügen, die auffallenderen Züge zu schildern, und über die anderen in Kürze wegzugehen.

Nachdem ich in dem schon genannten Hafen von Turan genug gearbeitet hatte, so machte ich mich gegen Anfang des Jahres 1641 auf, und wanderte in die Provinz Tscham, welche zwar nicht die größte von Cochinchina, aber dennoch sehr fruchtbar und lieblich ist. Hier ist der bedeutendste Handel der Portugiesen, Chinesen und Japanesen, welche gewöhnlich alle ihre Waaren dahin bringen, weil die Häfen bequem sind und die Provinz im Herzen des Königreiches liegt, man also alles Beliebige leicht verkaufen kann.

Mit Muße durchwanderte ich alle Städte und Hauptdörfer dieser Provinz; überall traf ich eine wunderbare Standhaftigkeit bei den Christen, welche den Glauben schon angenommen

hatten, und eine große Hinneigung zum Christenthum bei den Heiden. In der Stadt Halam fand ich einen tugendhaften Christen, mit Namen Emmanuel. Der Teufel kochte solchen Haß gegen ihn, daß er ihm eine große Menge von Feinden, selbst aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten, erweckte; Feinde, welche ihn nie in Frieden ließen. Aber auch Gott seinerseits stand ihm bei, so daß unser Bekenner stärker wurde als alle seine Peiniger.

Einer seiner Nachbarn, der ihn ohne Aufhören reizte, hatte ihn einmal einen ganzen Tag lang bitter verfolgt, als er auf einmal, gegen den Spätabend des nämlichen Tages, von Gott mit einem plötzlichen Tode gestraft wurde, und zwar so, daß es Emmanuel durch Niemand anders, als durch diesen bösen Menschen selbst erfuhr. Kurz nach seinem Tode nämlich erschien ihm derselbe und zeigte ihm den kläglichen Zustand an, in welchem er sich befinde, in Folge der Verfolgungen, die er dem Emmanuel bereitet hatte. Emmanuels Mutter und der jüngste seiner Brüder machten sich gleichfalls ein Handwerk daraus, ihn zu quälen. Da wurden sie Beide von dem bösen Feinde auf schauderhafte Weise mißhandelt; und nachdem er sie zur Sünde fortgerissen hatte, mußte er seinen eigenen Henker machen. Beide erkannten nämlich ihr Unrecht, Jesum Christum in seinem Diener zu verfolgen, so sehr, daß sie sich entschlossen, dasjenige, was sie an Emmanuel verdammt hatten, selbst zu thun: sie ließen sich mit einander taufen. Ich nannte die Mutter Theresia und den Bruder Ignatius, in der Hoffnung, daß die beiden Namenspatrone meine Neugetauften vor dem bösen Geiste, der sie plagte, schützen möchten. Mein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Von nun an wurden sie nie mehr von dem bösen Gaste angegriffen, seitdem der hl. Geist durch die hl. Taufgnade in ihrem Herzen eingekehrt war.

Um zu beweisen, daß die Bewohner des heißen Erdgürtels nicht so geistlos sind, wie wir uns bisweilen vorstellen, muß

ich sagen, was mir in dieser Provinz einmal begegnete, als ich meinen Neubekehrten Christenlehre hielt. Am Tage vorher hatte ich ihnen den Ursprung unserer Seele erklärt und gesagt, daß allein Gott ihr Schöpfer sei, ohne daß unsere Eltern einen Antheil an ihrer Schöpfung hätten. Tags darauf verbreitete ich mich über unsern Stammvater und die Makel, welche er über alle seine Kinder gebracht hat, indem er denselben das Unheil, mit welchem er sich selbst angesteckt hatte, mittheilte. Als ich meinen Vortrag geschlossen hatte, erhob sich ein sehr verständiger Heide, welcher den beiden Christenlehren angewohnt hatte, und sagte zu mir: „Wie bringen Sie, mein Pater, dasjenige, was sie eben sagten, mit dem, was Sie gestern sprachen, in Uebereinstimmung? Unsere Seele hat, wie Sie versichern, keinen anderen Ursprung als die Hand Gottes, und unsere Eltern tragen Nichts dazu bei, dieselbe in's Leben zu rufen. Wie kann sie nun angesteckt werden durch die Sünde eines Menschen, dem sie ihr Dasein nicht verdankt? Wir erleben es wohl bisweilen unter uns, daß die Kinder für ehrlos erklärt werden, wenn sie Verbrecher zu Vätern haben; aber in unserem Falle erkennt die Seele, wie Sie sagen, Niemanden außer Gott als Vater an, und doch hat ihr Adam, welcher ja Nichts für sie ist, die Ansteckung seiner Sünde mitgetheilt?"

Ich war entzückt, aus dem Munde eines Cochinchinesen einen Zweifel zu vernehmen, welcher einst einem hl. Augustinus, d. h. dem Größten aller Denker, Mühe gemacht hatte. Es war nicht meine Absicht, meinem Fragesteller mit den Spitzfindigkeiten der Schule zu antworten, weil sich sein Geist in denselben leicht verwickelt hätte; ich dachte eher darauf, ihm mit einer unscheinbaren Vergleichung zu entgegnen. Und diese befriedigte ihn auch. Ich sprach zu ihm: „Wenn Du in Deiner Hand eine schöne, ganz weiße Perle hast, sie aber zufällig in den Schmutz fallen läßt, so wird sie ganz schmutzig, obgleich Deine Hände Nichts zu dieser Besudelung beigetragen

haben. Sobald Du aber die Perle waschest, so erhält sie ihre erste Schönheit wieder. Unsere Seele ist gleichsam eine überaus kostbare Perle. Schön kommt sie aus der Hand Gottes, aber sie fällt in einen Körper, wo sie beschmutzt wird, weil sie nun nicht mehr bloße Seele ist, sondern ein Mensch, der Mensch aber von Adam stammt. Deßhalb wird sie unrein; wird sie aber im Wasser der Taufe gewaschen, so verliert sie jede Besudelung, wird rein und schön wie die Sonne." Dieser Vergleich stellte meinen ganzen Zuhörerkreis zufrieden.

An dem nämlichen Orte traf ich eine hochachtbare Frau, Agatha mit Namen, welche seit langer Zeit durch allerlei Trübsale, das gewöhnliche Erbtheil der Kinder Gottes, schwer geprüft wurde. Aber derjenige, welcher ihr die Standhaftigkeit, um im Leiden auszuharren, gegeben hatte, wollte ihr auch zeigen, daß sie aus eigener Kraft nicht lange Zeit bestehen könnte. Eines Tages nämlich, als sie wegen der Uebel, die man ihr zufügte, in Thränen zerfloß, sah sie deutlich in dem Dunkel ihres Zimmers ein schönes, ganz mit Licht umkränztes Kreuz. Dieser Lichtglanz zerstreute alle Finsterniß ihres Geistes und alle Betrübniß ihres Herzens.

XVII.

Was bei dem Besuche der drei südlichen Provinzen vorfiel, und verschiedene Ereignisse, die uns daselbst zustießen.

Der hochw. P. Benedict von Mattos und ich sahen, daß wir ein großes, aus sechs schönen Provinzen bestehendes Königreich zu bekehren hätten, und daß wir bloß zwei wären; nachdem wir daher einige Zeit lang die ganze Provinz Tscham durchwandert hatten, waren wir genöthigt, uns zu trennen und in die Arbeit zu theilen. Er nahm die zwei nördlichen Provinzen, Sinoa und Quoamben, wo er mit großem Nutzen arbeitete; mein Antheil wurden die drei südlichen: Quanglia, Quinchin und Ranran. Alle drei sind sehr schön, voll Seehäfen und großen Flüssen, welche das Reisen sehr erleichtern. Auf der Seeseite Ranrans hält der König viele Galeeren, um die Einfälle der Tschampa's, welche Grenznachbarn dieser Provinz sind, zu verhindern. Hier findet sich das kostbarste Kalamba und jene Nester, welche, wie oben gesagt, den Fleischspeisen einen so guten Geschmack geben.

Ich brachte ein Halbjahr damit zu, die drei Provinzen zu durchwandern, bald zu Meer, auf welchem wir oft von den Wogen fast verschlungen worden wären, bald auf den Flüssen, wo ähnliche Gefahren unser warteten, bald zu Land, wo wir viele Mühseligkeiten hatten. Aber der gütige Gott begleitete

mich und befreite mich überall. Da ich mich allein sah, so versah ich mich mit einem alten Christen, Namens Hieronymus, als Begleiter, welcher sehr tüchtig war, um mich in Allem zu unterstützen, was ein wohlunterrichteter Christ, der nicht Priester ist, leisten kann. Und in der That half er mir so gut, daß ich in diesen sechs Monaten eigenhändig 1305 Heiden taufte.

Ich begann in der Provinz Quanglia; und hier kam ich zuerst in einen Flecken, Namens Tschaimi, wo mich alle Christen am Hafen erwarteten und mir während der wenigen Tage, die ich ihren Bedürfnissen widmete, vollauf Geschäfte machten, aber noch viel mehr Trost gewährten. Nichts freute mich so sehr, als einen ehrwürdigen Greis, Paul mit Namen, zu sehen, der sich, seitdem er die Taufe erhalten hatte, nebst seiner Frau Monika, auf Ausübung aller guten Werke, die eines eifrigen Christen würdig sind, verlegte. Aber Gott, dessen Weisheit unerforschlich ist, wollte, daß er mitten in jenen heiligen Beschäftigungen blind wurde. Als ich ihn sah, glaubte ich einen zweiten Tobias zu sehen. Trotz des Verlustes seiner Augen blieb der gute Alte im Dienste Jesu Christi unerschütterlich.

Er war die Seele und der Geist jener ganzen Christengemeinde. Alle Sonn- und Feiertage versammelte er die Christen in einer schönen Kapelle innerhalb seines Hauses. Hier unterrichtete er sie, er predigte und trug Sorge, ihnen mit Allem hülfreich beizustehen, was nur immer nöthig war, um sie in dem Glauben, den sie angenommen hatten, zu erhalten. Er dehnte seinen Eifer auch auf die Heiden aus und bereitete Mehrere zur Taufe vor. Gott hatte ihm vollkommene Gewalt über die bösen Geister gegeben, so daß es keinen Besessenen gab, welchen er nicht befreite. Ich sah und taufte selbst eine Frau, welche durch einen jener bösen Gäste gequält worden war und Mitleid bei Jedermann erregte, wer sie nur durch die Wälder laufen und tausend auffallende Dinge

verrichten sah. Paul brachte sie in Ruhe, und führte sie zu mir, damit ich sie taufte.

Die Christen der Stadt Baobam hatten meine Ankunft erfahren und ordneten unverzüglich drei der Angesehensten ab, um mich zu bitten, daß ich sie besuchte. Ich sagte es freudigen Herzens zu. Wie ich aber im Begriffe war abzureisen, änderte Hieronymus, der sich aufgeopfert, mich überall hin zu begleiten und auf allen Reisen zu unterstützen, seinen Entschluß, kam zu mir und sagte, er müsse nothwendig nach Hause zu Frau und Kindern. Dieß überraschte mich; aber ich gab ihm doch den Abschied und entschloß mich, allein zu bleiben, im festen Vertrauen, daß Gott mich nicht verlassen werde. Gegen Einbruch der Nacht reiste er auf einer Barke ab, weil guter Wind wehte. Als er aber eine Strecke Weges zurückgelegt hatte, hörte er eine furchtbare Stimme, wie er noch nie eine vernommen hatte, die ihm Verderben drohte, wenn er nicht zu mir zurückkehrte. Er war so bestürzt, daß er augenblicklich umkehrte, sich mir zu Füßen warf, wegen seines Wankelmuthes um Verzeihung bat und mir versprach, sich künftighin desto muthiger aufzuopfern, weil er sehe, daß dieses dem bösen Geiste, welcher ihn zu solcher Mattherzigkeit fortgerissen hätte, mißfalle.

So ging ich also nach Baobam, wo ich einen Empfang fand, den ich nicht schildern kann, nicht bloß von Seiten der Christen in der Stadt, sondern auch von Seiten jener, welche aus den Nachbarorten herbeigeeilt waren. Ich traf eine sehr schöne und große Kirche, in welche ich mich in Begleitung meiner lieben Heerde verfügte. Sie hatten Alle solchen Hunger nach dem Worte Gottes und den Sacramenten, auf welche sie so lange Zeit hatten verzichten müssen, daß sie mir keine Zeit zum Essen oder Schlafen ließen. Der Trost, den ich bei diesem Wiedersehen empfand, übersteigt Alles, was ich in Worten ausdrücken kann. Und selbst jetzt noch, da ich diese Zeilen niederschreibe, und ich mich der Süßigkeit, von welcher

damals mein Herz überquoll, erinnere, rollen mir die Thränen aus den Augen. Ich glaube, auf dieser Welt kann man keine höhere Lust empfinden, als jene war.

Einige dieser Christen, welche ich antraf, waren der obersten Bezirksämter entsetzt worden, weil sie Christen waren; sie nahmen diesen Verlust mit derselben Freude hin, wie man sonst die Nachricht von einem großen Gewinne vernimmt. Wieder Andere kamen und boten mir ihre Kinder zum Dienste Gottes an, obgleich Mehrere derselben nur ein einziges hatten und sehr reich waren. Einen Christen fand ich, der einen mit Geschwüren bedeckten Armen in sein Haus aufgenommen hatte und ihn mit einer Liebe behandelte und pflegte, als wäre es ein eigener Sohn. Einige Monate darauf ließ er ihn taufen, und bald nachher starb der Kranke in seinen Armen. Es kam mir vor, als sähe ich den armen Lazarus, aber nicht den reichen Prasser dazu. Ich verwandte den ganzen Tag zur Beichte der Frauen und oft die ganze Nacht zur Beichte der Männer, und dachte häufig daran, was so viele Priester in Europa an meiner Stelle thun würden, wenn sie hier ein ihres Eifers so würdiges Geschäft fänden, während sie jetzt nicht wissen, was sie anfangen sollen.

Während ich Beichte hörte, thaten meine Katecheten das Ihrige, um Unterricht zu ertheilen, vorzüglich bei den Täuflingen. Nachher nahm ich mir Zeit, um wenigstens zweimal jeden Tag zu predigen. Die Heiden kamen in Menge, und Gott sprach ihnen der Art an das Herz, daß die Zahl Jener, welche die Taufe annahmen, bisweilen so groß war, daß sie nicht in der Kirche bleiben konnten, obgleich dieselbe viele Personen faßte. Daher mußte ich auf einem großen, freien Platze vor der Kirchenthüre Unterricht ertheilen und taufen. Trotz aller Anstrengung fühlte ich weder Müdigkeit noch Krankheit und war so überreich an Trost, daß ich nicht wußte, ob ich auf der Erde oder im Paradiese sei.

Was ich von dieser Christengemeinde zu Baobam sagte, wo ich vierzehn Tage blieb, ließe sich auch von allen übrigen Städten der Provinzen Quanglia, Quinchin und Nanran melden. Der Reihe nach ging ich in alle Orte; ich will mich aber hier nicht damit aufhalten, die Einzelheiten zu erzählen. Das Angeführte reicht dem Leser hin, damit er sich vorstellen kann, was man von allen übrigen sagen müßte.

XVIII.

Einige wunderbare Vorkommnisse bei den Christen der Provinz Kanran.

Bei diesem großen Eifer im Dienste Gottes, welchen unsere Christen an den Tag legten, ließ es hinwiederum auch unser gütiger Herr und Meister nicht an Beweisen seiner Liebe zu ihnen fehlen. Statt vieler Beispiele, die ich erzählen könnte, werde ich mich mit drei begnügen.

In der Stadt Kanran, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, lebte ein berühmter Arzt, aber noch besserer Christ; er hieß Emmanuel. Sein Leben floß in leiblicher und geistiger Unterstützung der Christen und Heiden hin, welche er häufig zum wahren Glauben bekehrte. Kurze Zeit vor meiner Ankunft ergriff ihn eine schwere Krankheit, welche den Christen die Furcht einflößte, dieses hellstrahlende Licht ihrer ganzen Gemeinde möchte erlöschen. Tag und Nacht waren sie bei ihm und beweinten ihn schon für todt.

Eines Tages, als sein Lager mit Christen dicht umgeben war, fiel er in eine Betäubung, welche seinen nahen Tod befürchten ließ. Sie dauerte mehrere Stunden lang. Darauf kam er wieder zu sich, und alle Umstehenden waren ganz erstaunt, als sie aus seinem Munde vernahmen, daß sein Zustand eine Verzückung gewesen war. Er sagte, daß ihm Gott das ganze Paradies gezeigt habe, wo es so herrliche Dinge gebe, daß er nicht im Stande sei, sie zu erzählen. Unter Anderem habe er mehrere ihm wohlbekannte Christen

gesehen, welche in ihrem Leben ein herrliches Tugendbeispiel gegeben hätten. Aber er nannte keinen derselben bei Namen. Ein Beweis, daß er nicht bloß geträumt hatte, war der Umstand, daß er in der nämlichen Zeit so kerngesund aufstand, als ob er gar nie krank gewesen wäre, obgleich er noch eben so übel daran war, daß man an seinem Leben verzweifelte. Aber seit dieser Zeit bekam er solchen Ekel an allen Dingen dieser Welt, daß er seine Gedanken nie mehr von den Schönheiten des Himmels, welche er geschaut hatte, abbringen konnte. Wenn er bei seinen Verwandten und Freunden war, konnte er kein anderes Gespräch mehr führen als von dem, was der Gegenstand aller seiner Hoffnungen war. Seine Augen waren meistens nach oben gerichtet, und seine Seele schien nur noch Bewegung zu haben, um in jenen herrlichen Palast, der ihm war gezeigt worden, hinauf zu eilen.

Und wirklich konnte er weder essen noch trinken noch schlafen, und that all' das nur mit Widerwillen, so drängte es ihn, im Paradiese zu sein. Die Sehnsucht verzehrte ihn mehr und mehr; er starb nach einigen Monaten, und mit solcher Freude, daß man, als er in den letzten Zügen lag, auf seinem Angesichte und in seinem ganzen Aeußeren Zeichen der Wonne und des Entzückens wahrnahm, wie man sie nie an ihm gesehen hatte. Ja, es ist gewiß wahr, wer da weiß, wie schön der Himmel ist, kann das, was man auf der Welt herrlich nennt, nicht lieben.

Der brave Emmanuel war nicht der Einzige, welcher die Herrlichkeiten des Paradieses empfinden durfte. Ein anderer eifriger Christ vernahm, während er über die himmlische Seligkeit der Heiligen betrachtete, deutlich die Stimme unseres Herrn, der ihn zu diesem großen Freudenfeste einlud. Er war davon so entzückt, daß er seitdem kein Fleisch mehr genießen konnte; und kurze Zeit darauf starb er im Vorgeschmacke der Freuden des Paradieses, wo ihm sein Platz bereitet war.

Unter den guten Werken, welche von der öfter genannten so tugendhaften Dame Maria Magdalena, der Frau des Statthalters, in der Provinz Nanran ausgeführt wurden, befand sich auch ein von ihr gestiftetes Spital, in welchem alle Christen und Täuflinge, welche von einer unheilbaren Krankheit angesteckt waren, aufgenommen wurden. Unter Anderen waren darin mehrere Aussätzige, welche zur hl. Taufe vorbereitet waren, um wenigstens an ihren Seelen gereinigt zu werden. Man gab ihnen alle Tage die nöthigen Unterweisungen zur Vorbereitung auf den Empfang dieses hl. Sacramentes, welches ihnen die zum Heile nöthige Gnade mittheilen sollte. Mehrere alte Christen kamen gleichfalls, um bei dem guten Werke zugegen zu sein, und um ihrerseits aus den guten Lehren, die man daselbst ertheilte, Nutzen zu ziehen.

Einer von den Letzteren, ein durchaus rechtschaffener und höchst glaubwürdiger Mann, sagte mir nachher, er habe während des ganzen Vortrags auf dem Arme dessen, welcher den Unterricht ertheilte, ein kleines Kind, schön wie die Sonne, gesehen, welches ein sehr heiteres Antlitz zeigte, und bald den Prediger, bald die Versammlung anlächelte, zugleich viele Lichtstrahlen über die Zuhörer ergoß. Der wackere Mann erzählte mir das mit solcher Zuversicht und Natürlichkeit, daß ich es eben so glaubte, als wenn ich es selbst gesehen hätte. Dieß verlieh unseren Katecheten und allen Gläubigen, welchen ich es erzählte, erhebenden Trost, und zugleich gab ich Allen die Versicherung, daß Jener, welcher durch seine Gnade in unsere Herzen einziehen wolle, zuerst sich durch seine Erleuchtung eine Wohnung zubereite.

Das dritte Beispiel, das ich erzählen will, ist die Befreiung zweier vom bösen Feinde gequälter Frauen in Folge der hl. Taufe. Es war in der nämlichen Provinz Nanran. Schon längere Zeit quälte sie der böse Geist, welcher sichere Zeichen seiner Anwesenheit gab, indem er bald Sprachen

redete, von denen die Frauen kein Wort hatten lernen können, bald Sachen that, welche von ihnen nie gethan worden wären, wenn der Geist der Finsterniß nicht seine Kraft und Bosheit dazu geliehen hätte.

Die erste wurde befreit, sobald ich über sie den ersten Exorcismus vor der Taufe sprach, als ob der Rebell den Platz hätte verlassen wollen bei der ersten Kunde, daß der gesetzliche Fürst im Anzuge sei, um ihn zu vertreiben. Die zweite Frau machte uns weit mehr Mühe, auch war sie eine von den sogenannten Pythonissinen, die sich ein Gewerbe daraus machen, durch ihren Mund den Teufel reden zu lassen, besonders bei den Beerdigungen, wobei sich die Zauberer den Anschein geben, als ob sie die Seelen der Verstorbenen heraufbeschwören würden, um die überlebenden Kinder zu trösten. Sie lassen in diesem Falle den Teufel in die Frauen einziehen. Derselbe sagt dann sehr geheime Dinge aus, welche Niemanden bekannt sein können. Lange hatte sie dieß unsaubere Handwerk getrieben und sich ein großes Vermögen gesammelt; zugleich aber auch Etwas bekommen, was ihr nicht erwünscht war. Der böse Feind hatte sich so sehr an seine Herberge gewöhnt, daß er nicht mehr herausgehen wollte, sondern das arme Geschöpf bei Tag und Nacht quälte. Nachdem sie und ihr Mann dieses Elend sieben Jahre ausgehalten und alle Mittel zur Befreiung angewendet hatten, erkannten sie endlich, daß außer der Taufe Nichts mehr helfe.

Die gute Frau bereitete sich nach Kräften vor. Bevor ich ihr das hl. Sacrament ertheilte, glaubte ich, daß die Exorcismen dieselbe Wirkung thun sollten, wie bei der ersten. Ich wiederholte sie mehrere Tage hinter einander, und nichtsdestoweniger hielt der Satan Stand. Als ich diese Hartnäckigkeit des bösen Geistes sah, so fand ich für gerathen, weiter zu gehen und die Taufe zu spenden, in der Hoffnung, daß der hl. Geist, wenn er in diese Seele eingezogen wäre, den Feind aus dem Felde schlagen würde. Was ich voraus-

setzte, trat ein, und ich kann es nur voll hoher Bewunderung für die Kraft des Sacramentes erzählen. Von dem Augenblicke an, da ich die gewöhnliche Taufformel gesprochen und das Wasser über das Haupt ausgegossen hatte, änderte sich bei der Frau plötzlich das Gesicht, die schrecklichen Züge verloren sich, sie legte ihre Sonderbarkeiten ab und wurde so ruhig, daß alle Anwesenden „Wunder! Wunder!" riefen. Seitdem hat sie nie mehr eine Beunruhigung des Leibes oder der Seele gefühlt; sie lebt in großer Stille zu Hause und nimmt sich wohl in Acht, dem bösen Gaste, welcher sie so sehr mißhandelt hatte, wieder ein Obdach zu gewähren.

XIX.

Eine Reise, welche ich nach den Philippinen machen mußte, nebst einigen Merkwürdigkeiten jener Inseln.

Nachdem ich ein halbes Jahr auf meinem Posten in den drei südlichen Provinzen geblieben war, und Gott mir die Gnade verliehen hatte, seine Feinde ziemlich erfolgreich zu bekriegen, so fing ich an, mich etwas in die Verborgenheit zurückzuziehen, aus Furcht, der bittere Verfolger aller Christen, der Statthalter von Tscham, möchte mich gerade zu einer Zeit, da die Portugiesen wieder nach Macao heimsegelten, entdecken und nöthigen, auf ihr Schiff zu gehen, was mir widerlicher war als der Tod, weil ich sonst diese ganze große Christenschaar ohne Hirten hätte lassen müssen.

Aber dieser Mann voll Gift und Galle gegen die Diener Jesu Christi war so sehr auf der Lauer und gab so genau auf mich Acht, daß er mir einen unwiderruflichen Befehl von Seiten des Königs einhäudigen ließ, mit den Portugiesen von Cochinchina abzureisen. Lange war ich in der Schwebe, ob Gott von mir verlange, trotz des königlichen Befehles im Lande zu bleiben. Ich wollte bei Entscheidung dieser Frage nicht auf mein Urtheil allein bauen, sondern versammelte die Vorzüglichsten von meinen Christen aus der Stadt Caichan und fragte sie, was sie glaubten, daß ich in dieser Angelegenheit thun müßte.

Der Erste, welcher sprach, war eine der obersten obrigkeitlichen Personen in der Stadt, mit Namen Johann, der mir sein Haus anbot, um mich darin, so lange ich wollte, zu verbergen, indem er hinzufügte, daß ich gar nicht zu fürch-

ten brauchte, ihn etwa zu belästigen. Im Gegentheile würde er sich ganz glücklich schätzen, wenn er mit Aufopferung seines Vermögens, ja selbst seines Lebens Jesu Christo dienen könnte. Die anderen Christen hatten wohl auch dasselbe Verlangen, aber nicht die gleiche Ansicht. Sie hielten es für besser, daß ich mich auf einige Zeit zurückzöge, da ich ja nachher wieder kommen könnte; statt daß ich mich und alle Christen in Gefahr stürzte, wenn ich mich verbergen würde; ein Zustand, in welchem ich ja ohnedieß der Kirche keinen sonderlichen Dienst erweisen könnte.

Ich folgte der letztgenannten Ansicht, und weil die Visitation meiner drei Provinzen so lange gedauert hatte, daß das portugiesische Schiff schon abgefahren, und da P. Benedict von Mattos auf demselben abgereiß war, so ging ich auf ein Schiff, welches nach den Philippinen segelte, damit ich dann nach Macao gelangte und zwei bis drei Monate später nach Cochinchina zurückkehrte. Am 2. Juli 1641 reiste ich ab, und nach einer sehr gefahrvollen Fahrt, da mehrere Stürme uns zu vernichten drohten, kamen wir am 28. desselben Monats an eine Hafenstadt auf den Philippinen, nach Bolinao, hundert Seemeilen von Manilla entfernt, wo wir auf längere Zeit Anker zu werfen gedachten. Aber der Sturm zwang uns, daselbst zu bleiben, sonst wären wir verloren gewesen.

Die Philippinen sind große Inseln unter dem Oberbefehle des Königs von Spanien; seitdem sie sich dem Könige Philipp II. ergeben, haben sie dessen Namen erhalten. Sie sind fast alle in der heißen Zone gelegen. Die Hauptstadt derselben, Manilla, liegt unter dem 15° nördl. Breite. Hieher setzt man die äußerste Grenze des Abendlandes, obgleich die Inseln östlich von China liegen, von welchem Reiche sie nur durch einen Meeresarm von 150 Meilen getrennt sind. Zugleich gelten sie als Endpunkt von Westindien, welches den Spaniern so gut gehört, wie die Philippinen.

Dieser Umstand lieferte den Vorwand für die Bosheit zweier Holländer, welche die wahre Ursache dieser blutigen Verfolgung waren, die der Kirche von Japan, einer der blühendsten aller Zeiten und aller Länder, fast den Todesstoß versetzt hat. Die beiden Elenden waren am Hofe des Königs von Japan und zeigten ihm auf einer Weltkarte auf der einen Seite die Philippinen und auf der anderen Macao in China, welches damals dem Könige von Spanien als portugiesischem Könige gehörte, und sprachen zu dem Herrscher: „Sehen Sie, König, bis wohin die Herrschaft Spaniens sich ausgedehnt hat? Oestlich reicht sie bis Macao, westlich bis zu den Philippinen. Sehen Sie, wie nahe Sie diesen beiden Festungen sind? Sie allein sind noch zum Wegnehmen übrig. Der spanische König hat allerdings jetzt zu wenig Truppen, um sich Ihres Reiches zu bemächtigen, aber seine List besteht darin, eine Menge von Priestern in das Land zu schicken. Unter dem Vorwande der Christenbekehrung werben diese eigentlich Soldaten, welche dem Könige von Spanien Treue geschworen haben. Ist deren Zahl groß genug, dann werden Sie, o König, zu Ihrem eigenen Schaden die Folgen seiner Eroberungssucht kennen lernen. Er wird sich derselben bedienen, um Ihnen den Krieg zu erklären, und sie unter dem Vorwande der Religion, die ihm immer zum Deckmantel bei Einfällen in die Länder seiner Nachbarn dient, gegen Ihre Hoheit aufstacheln. Die vier Erdtheile haben dieß bisher nur allzuoft empfinden müssen; und auch Sie werden es bald erfahren, wenn Sie nicht in nächster Zeit anfangen, seine schlechten Pläne zu durchkreuzen."

Der japanesische König fürchtete sich bei der Enthüllung, welche ihm die zwei Gottlosen gemacht hatten, so sehr, daß er von der Stunde an allen Christen, besonders den Verkündigern des Evangeliums, unversöhnlichen Krieg schwor. Seit sechzehn Jahrhunderten hat die Kirche keine längere und wüthendere Verfolgung erlebt, als jene ist, welche nun seit

vierzig Jahren alle Städte dieses blühenden Reiches, wo der Glaube so herrliche Fortschritte machte, mit Blut erfüllt. Das wird eine große Ehre für die Holländer sein, die sich Christen nennen, diese Kirche vernichtet zu haben, um ihrer Leidenschaft gegen andere Christen Genüge zu thun.

Auf den Philippinen gibt es einen Erzbischof und drei Bischöfe. Die Hauptstadt heißt Manilla, wo ein großer Hafen, schöne Kirchen und ein sehr andächtiges Volk sich findet. Ebenso trifft man kaum noch da oder dort Heiden; fast überall betet man Jesum Christum an; im Uebrigen ist das Land weder schön noch fruchtbar, und die Vortheile, welche der spanische König davon zieht, sind so unbedeutend, daß man sagt, er sei bisweilen schon nahe daran gewesen, es ganz aufzugeben. Das Beste, was sich noch anführen läßt, ist, daß man das Gold und Silber Peru's bequem hieher bringen kann, um damit die schönen Seidenstoffe und die übrigen Waaren China's und Japans einzukaufen.

Ich kam also, wie gesagt, zu Bolinao am 28. Juli, einem Sonntage, an. Aber ich nahm bei meiner Ankunft wahr, daß man auf dieser Insel erst Samstag und den 27. Juli hatte. Wir hatten am Morgen, in der Ueberzeugung, daß es Sonntag sei, Fleisch gegessen, und am Abende sahen wir, wie man Fastenspeisen genoß, weil der Sonntag und der 28. Juli erst auf den kommenden Tag fiel. Als ich ein wenig nachgedacht hatte, sah ich gut ein, daß sie und wir richtig gezählt hatten, obgleich die einen um einen Tag hinter den anderen zurück waren.

Wer die Ursache dieses Unterschiedes nicht kennt, wird dieß wunderbar finden; die Anderen aber werden nur darüber lächeln. Der wahre Grund ist folgender. Wenn man von Spanien nach den Philippinen reist, so fährt man immer von Morgen gegen Abend, und deßhalb müssen die Tage naturnothwendig je um etliche Minuten länger werden, weil die Sonne, der man in ihrem Laufe folgt, jeden Tag für solche Reisende später auf- und später untergeht. Da für sie nun

jeder Tag und jede Nacht länger dauert, als für Jene, die in Spanien bleiben, so müssen sie über dieser Fahrt von Spanien nach den Philippinen einen halben Tag verlieren.

Wenn im entgegengesetzten Falle die Portugiesen von Portugal nach Westindien segeln, so fahren sie gegen die Sonne, und der Tag von 24 Stunden wird ihnen immer um einige Minuten kürzer, so daß die Sonne, von welcher sie wegfahren, immer bälder auf- und bälder untergeht, und sie daher einen halben Tag weiter gewinnen, als Jene, die in Portugal bleiben. Sind sie also am Ziele ihrer Fahrt, so sind sie vor den Uebrigen um einen halben Tag voraus.

So läßt sich nun leicht der Schluß machen. Da die Einen einen halben Tag gewinnen, die Anderen einen halben Tag verlieren, so müssen die Portugiesen und die Spanier, wenn sie auch an einem und demselben Tage von ihren Ländern abgesegelt sind, um einen Tag verschieden sein, wenn sie von ihrer einander entgegengesetzten Bahn an Einem Ort zusammenkommen. Die Portugiesen, die in das Morgenland reisten, haben einen ganzen Tag mehr gelebt, als die Spanier, welche gegen das Abendland reisten. Dieß ist der Grund, warum wir, die wir portugiesisch rechneten, Sonntag den 28. Juli hatten, da doch die Spanier auf den Philippinen erst Samstag den 27. zählten.

Wenn ferner zwei Priester an einem und demselben Tage abreisten, der eine von Portugal gegen Morgen, der andere von Spanien gegen Abend und jeden Tag Messe läsen, und an einem und demselben Tage zusammenträfen, so hätte aus dem nämlichen Grunde der Erste eine Messe mehr gelesen, als der Zweite. Und wenn zwei Fohlen, die an Einem Tage zur Welt kamen, eine solche Reise gemacht hätten, so wäre das eine um einen Tag älter, als das andere. So viel mag hinreichen. Ich glaube, daß meine Leser nicht böse sein werden, weil ich dieß im Vorbeigehen berührt habe.

XX.

Mein Aufenthalt auf den Philippinen und Abreise nach China.

In dieser Hafenstadt Bolinao traf ich ein schönes Kloster der hochwürdigen Väter aus dem Orden der Barfüßer-Augustiner, welche die Güte hatten, mich am Hafen abzuholen und nach ihrem Hause zu führen, wo sie mich mit äußerster Liebe aufnahmen. Ich blieb fünf Tage bei ihnen, in Erwartung, daß ich mich nach Manilla, der Hauptstadt des Landes, einschiffen könnte. Aber das Meer war so unruhig, daß ich den Landweg einschlagen mußte, so lang und gefährlich er auch sein mochte.

Ich ging gut 150 Stunden weit und traf an mehreren Orten Klöster der Augustiner und Dominicaner an, welche mir tausendfach Liebes und Gutes erwiesen. Endlich langte ich gesund und wohl zu Manilla an, am 15. August, dem Feste der glorreichen Aufnahme Maria's in den Himmel. Wer zuerst herbeieilte und mir vor Augen kam, war P. Anton Rubini, welcher Cochinchina seit ungefähr zwei Monaten verlassen hatte und sich in Manilla aufhielt, um alle Vorbereitungen zu seiner großen Reise nach Japan zu treffen, wo er das Martyrthum erwartete. Gott weiß es, mit welcher Rührung ich diesen heiligen Mann umarmte. Alsbald darauf eilte der hochw. P. Anton Capeché in meine Arme und fast im nämlichen Augenblicke der liebenswürdige Laienbruder Franz Marquez; alle Drei meine innigsten Freunde,

aber ach! auch alle Drei — glorreiche Martyrer! Und ich noch im Elende, in einem schlaffen Leben und in der Ungewißheit meines Heiles!

Ich muß es gestehen, während der ungefähr fünf Wochen, die ich mich zu Manilla aufhielt, verursachten mir die Anwesenheit, die Freundschaft, aber vor Allem der bewunderungswürdige Muth dieser drei edlen Diener Gottes und Bewerber um die Martyrkrone, furchtbare Kämpfe; ich wollte so gerne nach Japan gehen, wo das Martyrthum mir gewiß war. Dort war der Platz meiner Sehnsucht, obgleich mir auf der anderen Seite das Versprechen, welches ich meinen Christen von Cochinchina gegeben, und die große Noth, in welcher ich sie zurückgelassen hatte, viel zu denken machten. In dieser inneren Ungewißheit wollte ich, daß Gott allein den Zwiespalt entscheide. Ich wandte mich daher an meine Oberen, durch deren Mund er spricht, eröffnete ihnen mein Herz, das sich nach Japan gezogen fühlte, und setzte ihnen die Gründe auseinander, welche mich in der Schwebe hielten. Sie hielten es für besser, daß das Bedürfniß so vieler Christen über meine persönliche Neigung die Oberhand gewinne, und sagten mir, daß Gott, falls er wolle, daß ich als Blutzeuge sterbe, ein Mittel zu diesem Tode in Cochinchina ebenso gut wie in Japan finde. Bei dieser Entscheidung beruhigte ich mich und dachte an Nichts mehr, als an die Möglichkeit der Rückkehr zu meiner cochinchinesischen Kirche. Aber vorher mußte ich nach China ziehen.

Der hochw. P. Anton Rubini hatte zu Manilla alle für seine weite Reise nöthigen Vorbereitungen gemacht, und wollte jetzt noch einmal nach Macao gehen, um in seiner Provinz, zu welcher er nie mehr zurückkehren sollte, die letzten Befehle zu ertheilen. Ich hatte das Glück, mich mit diesem heiligen Manne am 21. September, dem Feste des hl. Matthäus, einzuschiffen. Ich weiß nicht, ob die Teufel die Schande fürchteten, welche ihnen durch den Triumph dieses

heiligen Martyrers werden sollte, und deßhalb diesen Tugendhelden, welcher sie zu Grunde richten wollte, in den Wogen zu begraben beabsichtigten; — so viel weiß ich aber, daß wir von einem furchtbaren Sturm überfallen wurden und schon den Gedanken aufgaben, daß wir je entkommen würden.

Ich für meine Person glaubte, am Endziele aller meiner Reisen zu sein. Unser Schiff hatte keine Segel mehr, der Mast war gekappt, wir tanzten auf den Wogen ohne anderes Ziel, als unsere Seelen gut vorzubereiten, damit wir vor Gott erscheinen könnten. Sorgfältig beobachtete ich diese ganze Zeit hindurch den P. Rubini; seine Augen waren fest auf den Himmel geheftet, sein Antlitz heiter, seine Miene voll Sicherheit. Er wandte sich gegen mich und sagte in festem Tone: „Pater Alexander, fürchten Sie Nichts, wir werden nicht von den Fischen verspeist!" Dieß sagte er mit einer Betonung, welche mir den Glauben nahe legte, daß ihm Gott die Gnade, welche er uns erweisen wollte, bereits kundgethan habe.

Dann nahm ich aus meinem Reliquienbehälter jene Reliquie von der hl. Jungfrau, die ich schon seit langer Zeit habe, und die mir schon oft in ähnlichen Lagen diente, that sie in eine Büchse, befestigte diese an ein Seil und ließ sie in das Meer hinab, welches schauderhaft anzusehen war. Und, o Finger Gottes! In dem nämlichen Augenblicke besänftigen sich die Fluthen, die Winde legen sich, der ganze Sturm hört auf, und Alle, die im Schiffe sind, gerathen in solches Staunen, daß auch nicht Einer war, der nicht glaubte, es liege hier ein augenscheinliches Wunder vor.

Augenblicklich rafften wir alles übrig gebliebene Takelwerk zusammen und flickten uns wieder Segel; und nachdem wir während fünfzehn Tagen vom Meere so schrecklich gelitten hatten, gelangten wir zu Macao an das Land, wo unsere Väter uns die möglichst beste Aufnahme bereiteten.

XXI.

Rückkehr nach Cochinchina und Rundreisen daselbst während zweier Jahre.

Nichtsdestoweniger muß ich bekennen, daß diese Ruhe mir weit unangenehmer war, als die beständigen Reisen und Nachtwachen in Cochinchina; ich hatte kein innigeres Verlangen, als bald dahin zurückzukehren, und meine vorzüglichste Sorge war die Abfahrt des portugiesischen Schiffes, welches mich wieder an den Ort meiner Wünsche führen sollte, zu beschleunigen. Ich war beinahe vier Monate lang in diesem quälenden Zustande; endlich reisten wir gegen Ende Januars im Jahre 1642 ab. Aber ich mußte ganz allein reisen, da man kein Mittel fand, mir einen anderen Pater der Gesellschaft mitzugeben, denn man hatte sie in verschiedene Königreiche gesandt. So wahr ist es, daß man in jenem Lande einen Jesuiten zählen muß, als wäre er ein ganzes Collegium.

Aber doch war ich so glücklich, einen tonkinesischen zweiundzwanzigjährigen Katecheten voll Geist und Frömmigkeit zu treffen, der sich mir als Begleiter auf der Reise und als Theilnehmer an allen Arbeiten einer so mühevollen Mission erbot. Ich erkannte wohl, daß das eine Fügung der göttlichen Vorsehung für mich war, denn ich kann nicht sagen, welchen Trost und welche Erleichterung ich aus dieser guten Begleitung hatte. Kaum war ich angekommen, so eilten alle Christen viele Tagreisen weit heran. Meine erste Sorge war, den Statthalter von Tscham, welcher unser erbittertster Verfolger war, zu gewinnen. Die Geschenke, welche ich ihm gab,

änderten seine Gesinnung derart, daß er mich zwei Jahre lang in Frieden ließ.

Bald ging ich zum Könige in der guten Meinung, seine Huld für uns Christen zu erwerben. Ich brachte ihm einige neue Uhren mit chinesischen Buchstaben auf dem Zifferblatte, was ihn sehr freute. Er behielt mich bei Hof, als die Portugiesen zu ihren Waaren zurückkehrten. Dieß dauerte einige Zeit, während welcher ich alle Tage beim Könige zubrachte, alle Nächte aber mit meinen Christen beschäftigt war. Diese versammelten sich in den Häusern, die ich ihnen anwies. Ich erklärte dem Könige einige Geheimnisse der Mathematik, und meinen Christen die Geheimnisse unseres Glaubens.

Aber dieses währte nicht so lange, als ich gewünscht hätte. Nach einigen Tagen schickte mich der König zu den Portugiesen zurück und machte mir mehrere Geschenke, verweigerte mir aber dasjenige, was mir lieber als Alles gewesen wäre, nämlich länger in dieser großen Stadt zu bleiben, wo es für Jesus Christus so viel zu erobern gab. So ging ich denn in die Stadt Cahan und ergriff gleich meine Maßregeln, um das ganze Königreich zu bereisen, indem ich theils die zahlreichen Christengemeinden besuchte, theils an Bekehrung der Heiden arbeitete. Das Eine wie das Andere gelang durch Gottes Gnade ziemlich gut.

Niemals erfuhr ich augenscheinlicher die Hülfe Gottes. Ich war der einzige Priester in einem großen Königreiche und kann in Wahrheit sagen, daß meine Pfarrei wenigstens hundertachtzigtausend Stunden weit sich erstreckte; dennoch bereiste ich sie und besuchte in vollen zwei Jahren sämmtliche Gemeinden, indem ich meines Wissens keinen Ort überging, wo ich nicht so lange geblieben wäre, als die Sorge für das Heil der Seelen erheischte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich während dieser beiden Jahre in einer fortlaufenden Charwoche lebte; denn überall mußte ich dasjenige thun, was wir in Europa in dieser heiligen Zeit verrichten.

Als die Portugiesen abreisen wollten, baten sie mich, ich solle sie begleiten. Da ich aber sah, daß der Statthalter kein Wörtchen sagte, so dachte ich an keine Heimfahrt. Nichtsdestoweniger wagte ich es nach ihrer Abreise nicht, mich öffentlich zu zeigen. Bei Tag hielt ich mich verborgen und Nachts war ich auf dem Lande. Ich ließ mich oft nach der Landessitte in Netzen tragen, welche von zwei Mann auf dem Rücken geschleppt werden, so daß Niemand sieht, was im Netze ist. Oft trägt man Kranke oder Leichname in dieser Weise. Ich bediente mich dieser Bequemlichkeit nicht bloß, um mich zu verbergen, sondern auch, um unterwegs ein wenig zu schlafen. Denn sobald ich an Ort und Stelle war, mußte ich nur mehr an Arbeit bei Tag und Nacht denken.

Zuerst reiste ich gegen Süden in alle Provinzen bis an die Grenze des Königreichs Tschampa. Dann wandte ich mich nördlich bis an die Grenzmarken Tonkins.

Die Andacht der Gläubigen war dieselbe wie in den vorhergegangenen Jahren, deßhalb werde ich Nichts davon im Besonderen sagen; aber ich darf doch nicht übergehen, daß Gottes Gnade zu derselben Zeit zehn jungen Männern in den Sinn gab, sich meinem Plane anzuschließen und diesen Völkerschaften den Glauben zu predigen. Sie waren insgesammt aus verschiedenen Provinzen des Königreichs, aber sie hatten nur einen Sinn, nämlich ganz Gott anzugehören und sich vollständig für die Kirche Gottes zu weihen. Dreien von ihnen hatte Gott die Ehre des Martyrthums vorbehalten. Der Erste war der treffliche Andreas, der zu mir in die Provinz Ranran kam; der Zweite, Ignaz, ehedem ein hochgestellter Beamter und bedeutender Gelehrter, denn er verstand die chinesische Schrift vollkommen, aber besonders groß an Tugend; denn er war ein wirklicher Heiliger. Entstammt aus einer der nördlichen Provinzen, wollte er mich nach der hl. Taufe nie mehr verlassen; und um die Wahrheit zu sagen, machte ich nie eine glücklichere Bekanntschaft, als da ich ihn traf.

Der Dritte war Vinzenz, der mich lange bestürmte, um den beiden Genannten angereiht zu werden. Sein Vater, ein sehr alter Christ aus der Provinz Quanglia, opferte ihn meinen Diensten mit aufrichtigem Herzen, obgleich derselbe die vorzüglichste Hoffnung des Hauses und die Stütze seines hohen Alters war.

Die anderen sieben waren den drei Angeführten ganz ähnlich. Wir zogen mit einander durch alle Städte und Flecken Cochinchina's. Gott stand uns so mit seiner Gnade bei, daß die Zahl der Christen in kurzer Zeit um mehr als tausend wuchs.

XXII.

Von einigen Wundern, welche Gott durch zwei tugendhafte Christen wirkte.

In der Provinz Quanglia traf ich einen Christen, welcher Matthäus hieß und einen wunderbaren Seeleneifer in Bekehrung der Götzendiener und Unterstützung der Christen ausübte. Es gelang ihm sehr gut, obgleich er weder gelehrt noch reich war. Aber dafür war er sehr fromm und hatte die Wundergabe in solchem Grade, daß er Krankheiten aller Art heilte und selbst einen Todten erweckte. Im Folgenden will ich Einiges mittheilen, was ich von glaubwürdigen Personen vernommen habe.

Ein junger Mann von sehr guter Familie in der Stadt Baoban war sterbenskrank. Seine Eltern, die ihn als einzigen Sohn äußerst liebten, hatten für seine Heilung die Wissenschaft aller Aerzte und den Aberglauben aller Zauberer aufgeboten. Als sie sahen, daß demungeachtet ihr Sohn dem Tode immer näher kam, nahmen sie endlich ihre Zuflucht zu den Heilmitteln unseres Christen. Matthäus wußte von dem jungen Menschen, daß er in den chinesischen Wissenschaften sehr bewandert war, und hoffte, daß derselbe im Falle der Genesung zur Bekehrung Anderer viel beitragen werde. Er ging also in dessen Haus mit seinen gewöhnlichen Arzneimitteln, dem Weihwasser und einem Agnus Dei; er traf den Kranken fast in den letzten Zügen, verlor aber den Muth nicht. Er begann um das Heil seiner Seele und dann um Heilung

des Leibes zu beten, und als es schien, als ob der Kranke den Geist aufgebe, taufte er ihn. Zu derselben Zeit schlägt der Jüngling die Augen auf, und fühlt sich vollkommen hergestellt, so daß er augenblicklich aufstand. Dieß setzte die ganze Familie, ja die ganze Stadt in solches Staunen, daß Viele sich taufen ließen. Der Kranke hat seitdem seine Dankbarkeit für ein so handgreifliches Wunder auf jede Weise an den Tag gelegt.

Ein anderes Mal wurde der nämliche Matthäus zu einem kranken Mädchen gerufen, welches gestorben war, bevor der oben genannte wackere Arzt hatte kommen können. Es war seit mehreren Stunden ohne Lebenszeichen, und was dem guten Matthäus am meisten Schmerz verursachte, er wußte gewiß, daß es ohne Taufe gestorben war. Der treue Diener Gottes nahm ohne Verzug seine Zuflucht zum Gebete und flehte zum Himmel, Gott möge dem kleinen Geschöpfe wenigstens so viel Leben schenken, als nöthig wäre, um die Taufe zu empfangen und das Paradies zu erwerben. Er erhielt Gewährung seiner Bitte. Das Mädchen, welches schon einen halben Tag lang leblos und bewegungslos dagelegen war, schlug die Augen auf und schaute ihn groß an, um zu zeigen, daß es genug Leben habe, um die Taufe zu erhalten. Alle Umstehenden sahen es. Matthäus war vor Freuden außer sich und taufte es. Da schloß das Mädchen die Augen wieder und starb sanft, nachdem es den sicheren Paß zum Eintritt in das Paradies erhalten hatte. Ich will nicht noch andere Wunder aufzählen, welche der Herr in großer Anzahl durch seinen Diener wirkte. Kurz, es kamen so viele vor, daß mehrere ganz hartnäckige Heiden durch dieselben überführt wurden und die Taufe verlangten.

In einer anderen Stadt derselben Provinz Quanglia lebte gleichfalls ein Christ, Andreas mit Namen, welchem Gott die Gnade der Krankenheilung in ähnlicher Weise, wie eben erzählt, verliehen hatte. Nicht bloß Christen fühlten in ihren

Krankheiten die Folgen dieser Gnadengabe, sondern selbst die Heiden bauten so sicher darauf, daß sie bei Erkrankungen augenblicklich in das Haus des Andreas, wie in einen Kramladen eilten, wo man Gesundheit feil biete. Dieses war so gewöhnlich, daß Niemand mehr im Lande daran zweifelte. Man hätte das Haus des Andreas für ein großes Hospital, wo Kranke aller Art aufgenommen und schnell geheilt werden, halten können.

XXIII.

Gesegnete Wirksamkeit meiner zehn Katecheten in verschiedenen Provinzen von Cochinchina, wo sie in meiner Abwesenheit predigten.

Nachdem ich mich fast zwei Jahre lang in Cochinchina aufgehalten hatte, um alle Provinzen zu bereisen, wobei ich mich aber dennoch stets im Verborgenen hielt und fast nur bei Nacht sehen ließ, erfuhr ich, daß die Portugiesen während meiner Abwesenheit in ihrem gewöhnlichen Hafen am Hauptflusse von Tscham angekommen und bereits wieder zur Abreise nach Macao gerüstet wären. Ich besuchte sie daher vor ihrer Abreise und hörte, daß sie durchaus der Ansicht waren, ich sollte mich mit ihnen einschiffen; sonst möchte ich mir leicht die Ungnade des Königs zuziehen, da er mich viel lieber bei meiner Rückkehr nach einem Vierteljahre wieder sehen wollte. Dann könnte ich auch den Christen meine Dienste mit mehr Freiheit leisten, ohne mich verstecken zu müssen.

Ich folgte ihrem Rathe, hielt es aber für gut, meine zehn Katecheten mit dem nämlichen Eide zu verpflichten, wie ihn die von Tonkin geleistet hatten, als ich sie verließ. Wir wählten für diese Feierlichkeit das Fest unseres glorreichen Vaters, des hl. Ignatius. Unsere zehn Diener Gottes erschienen öffentlich in der Kirche, welche mit Gläubigen angefüllt war. Vor dem Altare warfen sie sich, mit weißen Wachsfackeln in der Hand, nieder und schwuren den Eid, ihr Leben lang der Kirche zu dienen, sich niemals zu verehelichen und

Gehorsam zu leisten den Vätern der Gesellschaft Jesu, welche zur Verkündigung des Evangeliums in's Land kämen, sowie allen Jenen, welche anstatt der Väter etwa gesendet werden sollten.

Sie sprachen ihre Eidesformel mit so großer Andacht und unter so vielen Thränen, daß die ganze Versammlung entzückt war. Ich für meine Person stand am Altare, und als ich diese unschuldigen Opfer sah, welche sich mit solcher Aufrichtigkeit dem Herrn weihten, fühlte ich so selige Wonne, daß mein Herz Gott lobpries, und meinen Augen ein Strom von Thränen entrollte. Darnach gab ich ihnen meine Befehle, was sie während meiner Abwesenheit thun sollten. Ich ernannte Ignazen zum Oberen der Uebrigen, was Allen sehr angenehm war, weil er der Aelteste, der Fähigste und in der That, wie die Uebrigen insgesammt, von Herzen tugendhaft war.

Ich vertheilte sie in zwei Schwadronen; die erste mußte alle nördlichen Bezirke bis nach Tonkin bereisen; Ignaz sollte das Oberhaupt sein und Andreas mitnehmen; die andere Schaar sollte durch die südlichen Provinzen bis an die Grenzen Tschampa's wandern.

Als ich nach Macao abgereist war, — ich bestieg das Schiff im September 1643, — entledigten sie sich getreulich ihres Auftrags. Zuerst gingen alle zehn mit einander und bewohnten das Haus in der Provinz Kean, welches uns gehörte. Da es aber von den Heiden fast gänzlich zerstört worden war, setzten sie es wieder in bewohnbaren Stand.

Während jener Zeit wurden Einige krank, und unter ihnen der wackere Andreas, welcher weit mehr Seeleneifer als Körperkraft hatte. Ignaz, ihr Oberer, machte sich zum Diener Aller und pflegte sie bei Tag und Nacht; Nichts war ihm zu niedrig, Nichts zu schwer, um die guten Diener seines einzigen Herrn Jesu Christi zu erleichtern.

Als sie ganz geheilt waren, vertheilten sie sich nach meiner

Anordnung. Die ersten Fünf, welche gegen Süden zogen, arbeiteten so erfolgreich, daß sie in drei Monaten zweihundertdreiundneunzig Heiden tauften, von denen sie glaubten, daß man ihre Taufe aus dringenden Gründen nicht bis zu meiner Rückkehr verschieben dürfte; viele andere Heiden wurden von ihnen vorbereitet, um später von meiner Hand getauft zu werden. Dieß machte in der Provinz Nanran so viel Lärm, daß die Heiden höchst aufgeregt wurden und sich beim Statthalter, welcher erst vor Kurzem angelangt war und großen Haß gegen die Christen hegte, bitter beklagten.

Dieser ließ alle die neuen Prediger des Evangeliums sorgfältig aufsuchen, in der Absicht, dieselben strenge zu bestrafen. Man hatte nicht einmal die nöthige Rücksicht für das Haus der Frau Magdalena, der Verwandten des Königs und Gemahlin des früheren Statthalters, welchen der König seit kurzer Zeit in anderen Staatsgeschäften angestellt hatte. Die Soldaten drangen rücksichtslos ein und durchschnoberten alle Gemächer, um die Katecheten zu entdecken. Aber zum Glücke waren dieselben nicht mehr in jener Stadt, jedoch sehr ungehalten, weil sie eine so reizende Gelegenheit verloren hatten, Etwas für ihren Glauben zu leiden, für welchen sie noch lieber gestorben wären, als ihn bloß zu predigen. Frau Magdalena war nicht unwillig darüber, diesen Schimpf, welcher ihr in einem anderen Falle unerträglich gewesen wäre, für Jesus Christus gelitten zu haben.

Bei der nämlichen Gelegenheit zeigte sich die Standhaftigkeit zweier christlicher Frauen. Die Eine, Namens Angela, war so entsetzt darüber, daß ihre Schwiegermutter, Monika mit Namen, eine Kirche niederreißen ließ, aus Furcht, der Statthalter möchte sie zerstören, daß sie vor Schmerz darüber starb, weil sie ein Verbrechen, begangen von einer Christin, ja von der Mutter ihres Ehemannes, nicht überleben wollte.

Die andere Frau war eine brave Wittwe, die in ihrem Hause eine Kirche hatte. Die Feinde unseres Glaubens

wollten dieselbe niederreißen, weil sie sahen, daß sie dem Statthalter damit ein Vergnügen machen würden. Die Christin widerstand ihnen muthig, gebrauchte bald Gewalt, bald sanfte Worte, und ließ immer ihren Eifer für die Ehre Gottes frei walten, so daß ihre Kirche am Ende stehen gelassen wurde, obgleich die bösen Geister grollten und die Heiden schlechten Willen genug hatten.

Während man im Süden so erfolgreich arbeitete, hatte Ignaz mit seinen vier Gefährten nicht weniger Glück im Norden. In dieser kurzen Zeit taufte er dreihundertdrei Heiden, Beweis genug, daß er nicht müßig ging. Zuerst gingen sie in die königliche Stadt Sinoa, wo sie eine herrliche Ernte antrafen. Dieselbe war bereits vorbereitet durch die Sorgfalt und Anstrengung dreier wackerer Christen, welche Haus und Heimath verlassen hatten, um der Wuth der Ungläubigen, von welchen sie mißhandelt worden waren, aus dem Wege zu gehen.

Vor ungefähr zwei Jahren hatte ich auf der Durchreise durch einen Flecken, Namens Kedai, in drei Tagen dreihundert Personen getauft, welche von meinen Katecheten vorher waren vorbereitet worden. Die Götzendiener wurden über den Schimpf, der ihren falschen Götzen widerfahren war, so böse, daß sie sich entschlossen, sich dafür an den Christen zu rächen. Sie quälten hauptsächlich Jenen, welcher der Lehrer der Uebrigen gewesen war und Augustinus hieß. Sie knebelten ihn, und ließen ihn so mitten in der Sonnengluth des heißen Südens einen ganzen Tag lang liegen, während der treue Diener Gottes innere Erleuchtungen erhielt und eine geistige Inbrunst fühlte, welche heißer glühte als die Mittagsgluth von Außen.

Ein Anderer, Namens Paul, war einer der angesehensten Männer in dem nämlichen Flecken; als er aber sah, daß der Glauben in seinem Lande verfolgt werde, so wollte er nicht mehr länger daselbst wohnen. Er verließ seine Güter, nahm

seinen Sohn Philipp, einen ebenso guten Christen als der Vater war, an der Hand, und so suchten sie sich ihren Lebensunterhalt anderswo, wo ihre Religion nicht verfolgt wäre. Er wählte die königliche Hauptstadt, um unter der großen Menge der Bevölkerung desto verborgener zu leben, und ließ sich, um für das göttliche Reich mehr zu wirken, in einem Stadtviertel, und sein Sohn Philipp in einem anderen als öffentliche Lehrer nieder; denn beide waren in den chinesischen Wissenschaften sehr gelehrt. Sie richteten in Kürze so viel aus, daß sie mehrere Personen für Annahme unseres hl. Glaubens vorbereiteten, welche nachher von den Katecheten getauft wurden.

Aber Gott, welchem der Muth seiner Diener Paul und Philipp wohlgefiel, wollte sie selbst in rein zeitlicher Beziehung belohnen. Eines Tages stieß der König, als er durch die Straßen zog, zufälliger Weise auf Paul, welchen er früher einmal kennen und schätzen gelernt hatte. Er erwies sich äußerst huldvoll gegen ihn und gab ihm eines der höchsten Justizämter, welches eben erledigt war. Paul war über dieses große Glück, das er nicht erwartete, erstaunt und erkannte wohl, daß Gott, für welchen er Hab und Gut in der alten Heimath verlassen hatte, ihn mit reichlichen Zinsen für alle Verluste entschädigen wollte. Diese neue zeitliche Wohlthat gab ihm frischen Muth, allen Christen an Leib und Seele Gutes zu thun. Er opferte sich für sie mit noch mehr Eifer als vorher, und man kann sagen, daß er in dieser großen Stadt ein wahrer Paulus war.

Als daher Ignaz mit seiner auserwählten Schaar ankam, führte er das Werk Gottes, welches von den drei Christen so glücklich begonnen worden war, weiter; er taufte, predigte und bestärkte alle Christen in ihrem guten Vorsatze. Da er hierauf in seine Heimath, eine Stadt Namens Hemkum, mit dem besten Willen kam, seine Landsleute zu bekehren, so brachte er die Wahrheit der Worte des Herrn in Erfahrung, daß

kein Prophet in seinem Vaterlande Etwas gelte, was der Erlöser selbst erfahren mußte, nachdem er in Nazareth ohne alle Frucht gepredigt hatte. Ignaz galt bei Allen, die ihn vorher geschätzt hatten, als Thor und richtete durchaus Nichts aus, mit Ausnahme der zwei Personen, welchen er am meisten Achtung schuldig war, seiner Mutter und seiner achtzigjährigen Großmutter. Er taufte Beide. Als er darnach wahrnahm, daß ungefähr jetzt die Zeit sei, zu welcher ich versprochen hatte, wieder zu landen, begab er sich an den Ort, wo er mich nach meinem Befehle erwarten sollte. Dieß war der Hafen von Kean; hier fanden sie sich Alle zusammen, reich beladen mit herrlicher Beute, welche sie dem Fürsten der Finsterniß abgenommen hatten.

XXIV.

Meine fünfte und letzte Reise nach Cochinchina; die bedeutenden Bekehrungen bei Hof.

Während meine zehn Katecheten alle Provinzen von Cochinchina mit so großem Nutzen durchwanderten, hatte ich mich nach dem Rathe der Portugiesen in die Stadt Macao zurückgezogen. Während wir in dem großen chinesischen Meere schifften, erlebten wir einen so furchtbaren Sturm, daß das Meerwasser unser Schiff erfüllte und alles süße Wasser, das uns übrig geblieben war, verderbte, weil die Fässer, worin es sich befand, nicht gut gespündet waren. Wir glaubten schon rettungslos verloren zu sein; aber Gott machte einen Handstreich, um uns zu retten. Wir fuhren mitten auf einem unabsehbaren Meere, sahen kein Land und konnten nirgends landen, und wir hatten keinen Tropfen trinkbaren Wassers mehr, um uns zu erquicken.

In dieser verzweifelten Lage, ferne von menschlicher Hülfe, riefen wir den Schutz Gottes an. Die ganze Schiffsmannschaft warf sich auf's Knie, und wir machten das Gelübde: wenn wir dieser Gefahr entgingen, wollten wir gleich beim Aussteigen aus dem Schiffe in eine schöne Muttergotteskirche auf einem bei Macao gelegenen Berge, welcher Benha de França, d. h. Unsere liebe Frau vom französischen Berge, heißt, eine Wallfahrt machen und dabei das große Schiffssegel auf den Schultern tragen. Dieses Gelübde war Gott so angenehm, daß sich plötzlich günstiger Wind erhob und uns

so schnell dahin trug, daß wir schon am kommenden Tage die fernen Gebirge China's entdeckten und bald nachher im Hafen einliefen, wo wir uns alsbald unseres Gelübdes entledigten. Als ich vor dem Altare der hl. Jungfrau angekommen war, fiel ich in eine schwere Ohnmacht. Zum Glücke waren eben zwei unserer Väter, P. Balthasar Citadelli, gebürtig aus Lucca in Italien, und P. Paul Calapresio aus Neapel, von Macao Andachts halber in diese Kapelle gekommen. Sie waren noch gerade recht angelangt, um mir beizustehen, und ließen mich in unser Collegium tragen, wo ich bald wieder zu Kräften kam, schon wegen der Freude, meine guten Väter wieder zu sehen, nachdem ich volle zwei Jahre darauf hatte verzichten müssen, einen Priester zu sehen.

Ich dachte, die Portugiesen sollten wie gewöhnlich gegen den December hin abfahren, aber sie waren erst gegen Ende Januars 1644 mit der Ladung fertig, so daß ich ungefähr fünf Monate von Cochinchina abwesend war; eine Zeit, welche nicht nur mir sehr lange wurde, sondern auch meinen Christen und ganz besonders meinen Katecheten, welche mich am angewiesenen Orte erwarteten. Endlich langte ich an und traf Alle in unserem Hause am Hafen von Kean versammelt. Das waren Umarmungen und Freudenthränen auf beiden Seiten! Jeder kann sich dieß vorstellen. Sie erzählten mir, was sie in meiner Abwesenheit gethan hatten, oder besser gesagt, was Gott ganz allein gethan hatte; denn nur Er konnte so große Dinge durch so schwache Werkzeuge ausgeführt haben.

Ich ging zum Könige, der mir sehr huldreich begegnete und meine Geschenke unter vielen Freundschaftsbezeugungen hinnahm. Am folgenden Tage ließ er sich herab, mir in meiner Barke seinen Gegenbesuch zu machen. Zum guten Glücke traf er mich an. Hätte er mich nicht angetroffen, so wäre zu fürchten gewesen, daß er Argwohn geschöpft hätte, als wäre ich zu meinen Christen gegangen, um Ränke gegen ihn zu schmieden. Aber glücklicher Weise war ich die ganze

Nacht in dem Hause eines Hauptmanns geblieben, der mit seiner Frau die hl. Taufe empfangen wollte. Daselbst hatten sich viele Christen zum Anhören der hl. Messe und zur Ablegung ihrer Beichte versammelt. Es war mir unmöglich, ihre Andacht in so kurzer Zeit zu befriedigen, und so verabschiedete ich sie auf die folgende Nacht, in welcher der Andrang so groß war, daß das Haus, obgleich eines von den schönen Gebäuden der Stadt, nicht im Stande war, die Menge zu fassen. Ich sah mich genöthigt die alten Christen zu bitten, sie möchten sich zurückziehen und den neuen Gläubigen, welche getauft werden wollten, den Platz einräumen. Die ganze Nacht verging mit dem Unterrichte und der Taufe von zweihundert neuen Streitern Jesu Christi, welche sich mit Weib und Kind taufen ließen. Unter ihnen war auch jener wackere Hauptmann mit seiner Frau, welchen das Haus gehörte. Ich nannte sie Joachim und Anna. Ich überlasse es meinem Leser, darüber nachzudenken, ob es nicht besser sei, die Nacht in einem so schönen Werke der Frömmigkeit, wie die Taufe von zweihundert Personen ist, zu verleben, als in einem weichen Bette zu schlafen. Ich für meine Person erkläre frank und frei, daß ich bei jenen erhebenden Handlungen durchaus keinen Neid auf Solche hatte, welche so recht behaglich auf dem Lager ruhen und mit vollendeter Gemächlichkeit schlafen. Ich lasse ihnen ihr Glück mit aufrichtigem Herzen und will lieber nach Tonkin oder Cochinchina, um so schöne Tage und so nutzreiche Nächte zu haben.

XXV.

Ausgezeichnete Frömmigkeit der Frau Maria, und wie ich in ihren Palast gerufen wurde.

Außer dem sonstigen Aberglauben, welcher im Königreiche Annan im Schwunge geht, gibt es eine Art desselben, welche in den Gesinnungen dieser armen Verblendeten, besonders der fürstlichen Personen, mit unbeschränktem Credit gebietet. Sie glauben fest, daß alles Glück ihrer Familie von dem Orte abhängt, welchen sie zur Begräbniß ihrer Verwandten, besonders ihrer Mütter, wählen. Sie sind überzeugt, daß ihr ganzes Geschlecht auf dem Throne bleibt, sobald sie einen ganz geeigneten Ort für die Beerdigung finden; ist aber der Begräbnißplatz nicht ganz passend, so meinen sie, das Glück werde bald weichen, und die Krone mit Gewißheit von ihrem Haupte genommen werden.

In dieser thörichten Ueberzeugung bieten sie den sorglichsten Fleiß und unglaubliche Kosten auf, um ein Grab zu finden, an welchem ihren Verwandten Nichts zu wünschen übrig bleibt. Es gibt bei ihnen viele Mathematiker, die sich bereichern, indem sie ein Handwerk daraus machen, die für die Ruhe der Todten geeigneten Häuser aufzusuchen. Es gibt keinen Großen im Lande, der sie nicht zu diesem Zwecke benützte, und der ihnen nicht reichen Goldeslohn gewährte, wenn sie einen Platz gefunden haben, oder dergleichen thun, als hätten sie einen passenden Ort ausfindig gemacht.

Der König von Cochinchina glaubt nun, wir seien grundgelehrte Mathematiker, und fürchtet, wir möchten für seine

Tante, Frau Maria, einen so ausgezeichneten Begräbnißplatz entdecken, daß die Krone, auf Unkosten seines königlichen Hauses, auf ihre Nachkommen überginge. Diese Thorheit erregt seine Eifersucht, so oft er erfährt, daß wir in ihren Palast gehen und daß wir mit ihr verkehren. Gerade als ob unsere Absicht dahin ginge, ihrem Leib in der Erde einen guten Wohnplatz nach dem Tode, nicht aber ihrer Seele einen herrlichen Thron im Paradiese zu verschaffen.

Diese fromme Fürstin hatte aber ganz andere Absichten als der König. Sie entbot mich öfter in ihren Palast, damit ich sie in einem heiligen Leben unterrichtete, nicht aber, um ihrem Stamme den Thron zu verschaffen. Ich ging im Geheimen und bei Nacht zu ihr, um den König nicht aufzubringen. Ich fand an ihr eine in allen christlichen Tugenden ausgezeichnete Dame, welche mich empfing, als wäre ich ein Engel des Himmels gewesen. Sie ließ ihre ganze Dienerschaft, welche sehr zahlreich war, die Sacramente empfangen. Sie selbst beichtete und communicirte zuerst. Alle Christen eilten herbei, um an der Andacht Theil zu nehmen. Ich brachte zwei Tage in diesem Kreise zu, und weil Viele zugegen waren, welche noch nie die Palmweihe gesehen hatten, so versammelte ich die ganze Gemeinde in der Nacht vor Palmsonntag und verrichtete jenen erhebenden kirchlichen Gottesdienst, welchem sie mit so großer Andacht beiwohnten, daß ich den Jubelzug des Volkes von Jerusalem, welches vor unserem Herrn mit Palmzweigen einherzog, zu sehen glaubte.

Ihr sehnliches Verlangen war, daß ich die Charwoche bei ihnen zubrächte. Aber ich fürchtete entdeckt zu werden, und hielt es für geeigneter, in den Hafen von Kean zu gehen, wo sich die Portugiesen befanden, und die Zahl der Christen größer war. Denn da ich der einzige Priester in ganz Cochinchina war, so eilten die Gläubigen aus weiter Ferne dahin, um ihre Ostern zu machen.

XXVI.

Andacht der Christen während der Charwoche und Herbeiströmen derselben aus allen Theilen des Königreiches.

Ich kam also am Mittwoch in der Charwoche in die Provinz Tscham. Ich fand da eine große Menge von Christen aus der Provinz, die mit Ungeduld auf mich warteten. Hätte ich im Augenblicke mehrere Körper, oder besser gesagt, mehrere Priester bei mir gehabt, so hätten wir Arbeit genug während dieser heiligen Tage gefunden. Die Portugiesen ließen es an Nichts fehlen, um der Andacht aller Christen, die gekommen waren, um das Leiden und die Auferstehung unseres Herrn zu feiern, Vorschub zu leisten.

Was ich in Europa sehe, gibt mir nie die Gefühle der Frömmigkeit, welche ich in jener Kirche empfand, in welcher es nie an Stoff fehlte, um Gott zu loben, wenn ich den anhaltenden Eifer, die Nachtwachen und Thränen aller jener Christen sah. Ich hätte ein Herz von Stein haben müssen, um bei diesem Anblicke nicht gerührt zu werden. Am Gründonnerstage setzten wir das Allerheiligste aus; Viele verließen die Kirche den ganzen Tag nicht. Als sie gegen Abend sahen, daß ich mehreren Armen die Füße wusch, entströmten ihren Augen unaufhaltsam Thränen. Als ich ihnen aber am Charfreitag darauf das Bildniß des Gekreuzigten zur Verehrung und zum Küssen hinlegte, während ich ihnen Trauerlieder über das Leiden unseres Herrn in ihrer Landessprache vorbetete, da

flossen die Thränen der Andacht in ganzen Strömen und dienten als Reinigungsbad für ihre Sünden und als Freudenfest für alle Engel. Am Osterfeste und von da an immer an Festen und Sonntagen mußte ich mehr als eine Messe lesen, weil die Kirche, obschon sie viele Leute faßte, für alle die Gläubigen, die von überall herbeiströmten, nicht mehr groß genug war.

Die Gläubigen aus den mehr entlegenen Provinzen wollten sich nicht gedulden, bis ich in ihre Landschaft käme. Sie konnten ihr Verlangen nach den Sacramenten und der hl. Messe nicht mehr unterdrücken und kamen in dichten Schaaren von den äußersten Gebieten des Reiches, d. h. wenigstens hundertundvierzig Stunden weit, einzig und allein in dieser Absicht; ich zog mich in unser Haus zu Kean zurück, um sie mehr in Muße zu befriedigen. Ich blieb vierzehn Tage lang, ohne bei Tag und Nacht etwas Anderes zu thun, als die Beichten dieser guten Neubekehrten zu hören, welche nach Verrichtung ihrer Andacht mit derselben Freude in ihre Heimath zurückkehrten, als wenn sie unterwegs einen kostbaren Schatz gefunden hätten.

Aber unter so vielen rechtschaffenen Gläubigen fand sich Einer, der wegen seiner Bosheit verdiente, daß Gott ihn strafte. Ein sehr reicher Kaufmann, welcher jedoch ein schlechter Christ war, gebürtig aus der Provinz Quinchin, wohnte im Hafen von Kean und bereicherte sich durch Handel. Seit einiger Zeit hatte er seine rechtmäßige Frau verlassen, um eine andere zu nehmen, mit welcher er zum großen Aergerniß der Christen und der Heiden lebte. Oft hatte ich ihn ermahnt und einige Male wegen des großen Verbrechens, welches er beging, bitter getadelt. Ich hatte ihm mit dem Zorne Gottes, welcher ihn gewiß nicht ungestraft lassen werde, gedroht.

Meine Ermahnungen und Drohungen waren nutzlos. Der Verstockte konnte sich nicht entschließen, jenes unglückselige Weib zu lassen. Da legte Gott die Hand darein, indem er ihm eine schwere Krankheit schickte. Aber noch war der Sünder starrköpfig genug, um ihm zu widerstehen. Als sein Lei-

den den höchsten Grad erreicht hatte, ließ er mich rufen und sagte, er wolle sich jetzt durch die Beichte, von welcher er so lange Zeit ausgeschlossen war, mit Gott und der Kirche versöhnen. Ich erklärte ihm entschieden, so lange er die Person, welche ihn von Gott getrennt hatte, nicht aus dem Hause gewiesen hätte, könne er nicht zu Gott zurückkehren, noch die Lossprechung von seinen schweren Sünden erlangen.

Er versprach mir dieses, so lange er glaubte, daß er dem Tode nicht entrinnen werde, zögerte aber immer und immer, bis er von seiner Krankheit genesen war und Gottes spottete, weil er Gottes nicht mehr zu bedürfen wähnte. Aber jetzt spottete Gott seiner. Ein schrecklicher Sturm erhob sich auf dem ganzen Meere und Gebiete von Cochinchina; die Verwüstung war so groß, daß mehrere Schiffe auf der hohen See untergingen, und viele Häuser auf dem Festlande einstürzten. Allenthalben wurden Personen entweder von den Wogen verschlungen, oder unter den Trümmern der Häuser begraben. Durch Gottes Gnade wurde keiner unserer Christen in dieses Unglück verwickelt, mit Ausnahme jenes Elenden, welcher noch in der Genesung begriffen war. Schon glaubte er der Gefahr entwischt zu sein, weil er sich in eines seiner Häuser, wo er sich ganz sicher glaubte, hatte tragen lassen.

Aber Gott wußte ihn wohl zu finden. Das Haus, vom Sturm ohnedieß gerüttelt, wurde nach einigen Tagen durch einen starken Regen zum Falle gebracht. Alle übrigen Bewohner konnten sich noch retten, dieser Unglückselige allein wurde von Gott verfolgt, nachdem er die Barmherzigkeit lange genug von sich gewiesen hatte; — er wurde unter den Trümmern des Hauses verschüttet, und seine Seele in der Hölle begraben. Wenigstens war er ohne Sacramente und im Ungehorsame gegen Gott und Kirche gestorben. Das war ein wirksames Beispiel, um alle Uebrigen, durch die Furcht vor einem so offenbaren Gottesgerichte, bei ihren Pflichten zu erhalten.

XXVII.

Erfreuliche Bekehrung mehrerer hochgestellter Personen.

Während dieses niederschlagende Ereigniß in Kean vorfiel, war ich insgeheim in die königliche Hauptstadt gegangen, um mehreren frommen Personen, die mich erwarteten, hülfreich beizustehen. Ich hatte meine Herberge in dem Palaste der Frau Maria, der Tante des Königs, wo ich acht Tage lang Beicht hörte und die Communion spendete, ohne irgend eine Erholung zu haben; und doch war ich genöthigt, Viele wieder fortzuschicken, von welchen ich glaubte, daß sie noch nicht genug vorbereitet seien.

Wir tauften sogar Mehrere vom königlichen Palaste selbst, und unter Anderen bekehrte sich ein ausgezeichneter Goldschmied, welchen der König sehr schätzte, so vollkommen, daß er selbst ein Prediger der Wahrheit wurde und große Erfolge erzielte, insbesondere in dem Marktflecken, wo er geboren war. Er bereitete mehrere Heiden zur Taufe vor, baute ihnen auf seine Kosten eine schöne Kirche und bat mich darauf, das von ihm begonnene Werk Gottes zu vollenden. Ich ging gerne in den Flecken und fand wirklich eine herrliche Ernte vorbereitet. Meinerseits that ich Alles, um diese neuen Christen gehörig zu unterrichten und zu taufen.

Als ich mehr gegen Norden gereist war, fand ich einen anderen feurigen Christen, Dominicus mit Namen, vor nicht ganz drei Jahren von P. Benedict von Mattos getauft. Er war ein wahrer Apostel in seiner Landschaft,

hatte schon viele Heiden zum Entschlusse gebracht, ihrem Aberglauben zu entsagen, hatte sie sehr gut unterrichtet und sogar überredet, die christlichen Fast- und Festtage zu beobachten. Dreißig traf ich an, welche vollständig reif waren für die Taufe, welche ich ihnen auch ertheilte, nachdem ich sie noch besser unterwiesen hatte. Die Zahl der Gläubigen wuchs mit jedem Tage so erfreulich, daß es in kurzer Zeit eine schöne Gemeinde gab, welche unser eifriger Christ Dominicus mit unglaublicher Sorgfalt pflegte, ja sogar selbst eine schöne Kirche baute.

Nachdem ich das Innere des Königreichs durchwandert hatte, kam ich endlich in die Provinz Quanbin, welche an der Grenze von Tonkin liegt, wo jene starke Mauer ist, welche die beiden Reiche scheidet. Die Tonkinesen haben sich schon oft bemüht, diesen Landstrich zu erobern, aber noch immer vergeblich. Sogleich ging ich in die Hauptstadt dieser Provinz und machte dem Statthalter, welcher mich auch in der That sehr ergeben empfing, meine Geschenke. Er sprach mit mir über unsere Geheimnisse mit einer Kenntniß, die mich glauben ließ, daß er ehemals Christ gewesen sei, was er mir jedoch nie zugestehen wollte.

Hier traf ich einen ausgezeichneten Christen, seinem Stande nach Soldat, Namens Franz. Er lebte im Schooße seiner Familie mit seiner Frau Theresia und übte alle christlichen Tugenden. Der wackere Mann hatte die seligste Jungfrau zu verehren angefangen, selbst bevor er noch Christ war. Er fand ein schönes Bildniß Unserer Frau vom Rosenkranze in den Händen einiger Heiden, kaufte es sehr theuer, that es von der Stunde an in eine Kapelle innerhalb des Hauses und verehrte es bei Tag und Nacht. Er sollte nicht lange auf den Lohn warten. Die gütige Mutter, welche er beherbergte, erwirkte ihm bald die Gnade der Taufe und darauf die eines heiligen Lebens, sowohl für ihn als für seine Ehefrau. Franz war ein Muster für alle Christen, und Theresia hatte die

besondere Gabe, böse Geister auszutreiben, welchen sie vordem selbst als Pythonissin gedient hatte, für die sie aber jetzt eine harte Geißel geworden war. Beide Eheleute hatten kein wichtigeres Geschäft, als die Ungläubigen zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Ich traf eine große Zahl, welche zum Empfange der hl. Taufe vorbereitet war, und versammelte Alle in Franzens Hause, welches in eine Kirche umgewandelt worden war. Aber besonders schön geziert war die Kapelle, wo er das Bildniß seiner guten Schutzpatronin aufbewahrte. Er hatte solche Hochachtung vor ihr, daß er nie den Fuß über die Schwelle zu setzen wagte, ohne vorher seine Seele durch irgend eine körperliche Bußübung gereinigt zu haben, wie er selbst gestand. Und in der That schenkte ihm die hl. Jungfrau tausendfachen Lohn, denn außer mehreren anderen sichtbaren Gnadengaben hatte er die Wunderkraft in hohem Grade.

XXVIII.

Wie mich meine alten Christen von Tonkin durch eine auserwählte Gesandtschaft zu einem Besuche bei ihnen einluden.

Die tonkinesischen Christen, welche in der Provinz Bochinh wohnten, vernahmen durch Hörensagen, daß ich an der Grenze von Cochinchina wäre, und glaubten mich sehr leicht bereden zu können, daß ich noch eine Strecke weiter reiste, um sie zu trösten und aufzurichten. Unverzüglich schrieben sie mir einen schönen Brief im Namen aller Christen insgesammt und eines Jeden für sich, und beschworen mich, ihnen doch die Gnade meines Besuches nicht zu versagen. Der Brief war in so eindringlichen Ausdrücken abgefaßt, daß er mich wahrhaft rührte. Aus Herzensgrunde hätte ich gewünscht, ihrem Begehren entsprechen zu dürfen; und ich glaube, daß auf meiner Seite das Verlangen, ihnen die hl. Sacramente zu spenden, eben so groß war, als auf ihrer Seite die Sehnsucht, dieselben zu empfangen.

Aber man stellte mir doch vor, daß ich nicht nach Tonkin hinüber gehen könne, ohne die große Mauer zwischen den beiden Reichen zu überschreiten. Die Mannschaft nun, welche im Namen des Königs von Cochinchina die Mauer bewacht, würde ohne Zweifel ihrem Herrscher Bericht erstatten, daß ich das Königreich verlassen hätte, um in das Land des Feindes zu gehen. So möchte der König argwöhnisch gegen mich und erbittert gegen die Christen werden, und die Folgen davon

könnten für beide Theile nur höchst betrübend sein. Diese Gründe schienen mir so gut zu sein, daß ich dem Frieden der Christen von Cochinchina vor dem Verlangen der Gläubigen in Tonkin den Vorzug gab und mich begnügte, ihnen einen Brief zu meiner Entschuldigung zu schreiben. Ich schickte ihnen meinen ausgezeichneten Katecheten Ignaz, welcher ihnen predigte und sie im christlichen Glauben bestärkte. Er that es mit so reichlichem Segen, daß diese frommen Christen es gar nicht zugeben wollten, daß er sie verlasse, nachdem er ihnen so viel Gutes erwiesen habe.

Aber um ihren Plan, mich in ihr Land zu ziehen, desto erfolgreicher in's Werk zu setzen, glaubten sie, daß eine Gesandtschaft mehr auf einen Entschluß meinerseits hinwirken werde, als es einem einfachen Briefe möglich war. So ordneten sie Zehn von den angesehensten Christen der Provinz Bochinh ab. Diese kamen zu mir nach Cochinchina. Ich gestehe, daß ich bei ihrem Anblicke in meinem Herzen alle leidenschaftlichen Gefühle der Liebe, Freude und Sehnsucht empfand, wie nur eine Mutter für ihre geliebten Kinder empfinden kann.

Der Erste von Allen war ein ausgezeichneter Christ, Namens Simon, welchen ich vor sechzehn Jahren in Tonkin getauft hatte. Beim ersten Wiedersehen umarmten wir uns unter so vielen Thränen auf beiden Seiten, daß wir uns nicht trennen konnten. Der wackere Mann erzählte mir die herrlichen Dinge, welche der Herr mittelst seiner in jener ganzen Gegend, wo er seinen Wohnsitz hatte, schon gewirkt habe. In dem Flecken, wo er wohnte, gab es keinen einzigen Heiden mehr; alle bösen Geister waren daraus vertrieben. Es waren daselbst wenigstens tausend Christen, welche sehr heilig lebten, obgleich sie noch nie einen Priester gesehen hatten.

Der Mann, welcher unserem Simon bei diesen Arbeiten der Frömmigkeit und der Nächstenliebe mit wunderbarem Eifer an die Hand ging, war ein anderer Christ, Namens Franz, einer von jenen Zehn, welche sich die Mühe nicht hatten ver-

drießen lassen, mich zu besuchen. Er hatte eine ganz besondere Gabe, Wunder zu wirken. Man erzählte mir deren eine große Zahl.

Jedermann kann sich denken, welche Lust ich empfand, diese neue Heerde Jesu Christi zu besuchen, und ihr die geistliche Nahrung der Sacramente, welche von ihnen noch nie war gekostet worden, darzureichen. Aber ich mußte ihnen mündlich dieselben Gründe sagen, welche ich ihnen brieflich auseinander gesetzt hatte. Sie blieben etliche Tage bei uns, beichteten und communicirten mit einer äußeren Andacht, welche auf ihre innere Frömmigkeit schließen ließ; und nach tausend Umarmungen begaben sie sich in ihr Land zurück, voll Seeleneifers, noch mehr als je zu thun, um in der Heimath das Reich Jesu Christi fest zu begründen.

XXIX.

Von drei hohen Beamten, welche den christlichen Glauben liebgewannen, aber aus menschlichen Rücksichten nicht annehmen wollten.

Nachdem ich lange genug in dieser äußersten Provinz von Cochinchina verweilt hatte, kehrte ich in die königliche Hauptstadt zurück, um daselbst die Christen, jedoch nur im Vorbeigehen und ohne längeren Aufenthalt, wieder zu besuchen. Am Hofe lebte einer der höchsten Beamten, der in der Gnade des Königs sehr hoch gestiegen war, ja ihm sogar als Lehrer der chinesischen Wissenschaften gedient hatte. Seit ich das erste Mal nach Cochinchina gekommen war, d. h. vor wohl zwanzig Jahren, hatte ich das Vergnügen, ihm bekannt zu werden, und immer sah ich, daß er die Christen begünstigte, obgleich in seiner Gesinnung die Menschenrücksichten mächtiger waren, als die erkannte Wahrheit.

In diesem Jahre 1644 entschloß ich mich, ihn zu besuchen und mit ihm ganz offen von unseren Geheimnissen zu sprechen, was ich vordem nicht gethan hatte, weil ich noch nicht die gehörige Leichtigkeit im Gebrauche der Landessprache hatte. Er empfing mich unter vielen Freundschaftsbezeigungen und hörte mich sehr gerne an. Ich übergab ihm einige in chinesischer Schrift verfaßte Bücher, welche von unseren Vätern geschrieben waren und von den christlichen Wahrheiten handelten. Er empfing sie mit großer Hochachtung und versprach mir, sie genau und mit Muße zu lesen, und, nachdem er sie

wohl durchlesen und durchstudirt habe, mit dem Könige ernstlich von der christlichen Religion zu sprechen. Ich munterte ihn auf, er solle für seine Person das Christenthum annehmen, um desto besser den König von der Wahrheit desselben zu überzeugen. Er wagte jedoch den kühnen Schritt nicht; wohl aber erlaubte er ihn sehr gerne seiner Frau und allen Jenen von seiner Dienerschaft, welche Christen werden wollten. Ich taufte die edle Frau und mehrere andere Personen von ihrer Familie, in der Hoffnung, daß Gott desto mächtiger dem Oberhaupte des Hauses an's Herz sprechen werde.

Ein anderer bei Hof sehr einflußreicher Beamter hatte kaum seinen Freund und Nachbar Onghebo von mir sprechen hören, so ließ er mich in sein Haus bitten, damit ich ihm Einiges von unseren Geheimnissen sage. Ich weiß nicht, in welcher Absicht er mich rufen ließ, aber beim Eintritte fand ich einen Saal ganz angefüllt mit Heiden, unter denen mehrere Götzenpriester, sogenannte Says, waren.

Ich begann die Unterredung mit der Darstellung der Gerechtigkeit Gottes, welcher der oberste Herrscher der Welt ist; ich zeigte, wie strenge dieser gerechte Gott gegen Alle sei, die sich weigern, ihm zu gehorchen, so daß er sie sogar mit ewigem Feuer strafe. Auf der anderen Seite erklärte ich, wie mild und sanft er gegen Jene sei, welche gut leben, wie er für sie auf dieser Erde und im anderen Leben sorge. Ich setzte ihnen diese Gedanken in der Geschichte von den drei Jünglingen im Feuerofen zu Babylon auseinander.

Mehrere von meinen Zuhörern fanden Gefallen an meiner Darstellung, aber die Meisten blieben verstockt und unterbrachen mich bisweilen, indem sie mir Thorheiten aus ihrer Götterlehre und ihren Büchern entgegenhielten. Da bat ich meinen Ignaz, der zugegen war, sie zu widerlegen, weil er in allen ihren Büchern sehr bewandert war und eine ganz besondere Gabe hatte, alle Irrthümer dieser Götzendiener zu entkräften. Er that es mit so viel Kraft und Verstand, daß

alle Herrn darüber bestürzt wurden, sich aber doch nicht zur Bekehrung entschließen konnten.

Die Beschämung, welche bei dieser Gelegenheit über sie gekommen war, schlug in Wuth gegen den wackeren Prediger um. Sie schwuren ihm von der Stunde an den Untergang und wandten sich daher an eine Dame, welche der König zur Frau hatte, obgleich sie an seinen Bruder verheirathet gewesen war, was durch die Gesetze des Königreichs verboten ist; aber das Laster kennt kein Gesetz.

Der Herr, welcher mich in sein Haus berufen hatte, war von weit besserer Gemüthsart. Zwar bekehrte er sich nicht auf diese Besprechung hin; aber doch war er durch dieselbe so angenehm berührt worden, daß er von da an immer die Christen begünstigte. Beim Herausgehen aus seinem Palaste bot er mir eine hübsche Summe Geldes an, „für die Mühe, welche ich mir genommen hätte, ihn zu besuchen.“ Aber ich dankte ihm dafür, indem ich sagte, daß ich auf keinen irdischen Lohn gerechnet habe, als ich zu ihm gegangen sei, um ihm den Weg zum Himmel zu zeigen. Seitdem sprach er bei dem Könige so zu unseren Gunsten, daß dieser mir erlaubte, frei an seinem Hofe aus- und einzugehen. Er bezeigte mir sogar die besten Gesinnungen in Betreff unseres hl. Glaubens, und wir fühlten auch einige Zeit lang die erfreulichen Folgen seiner Meinungsänderung.

XXX.

Eifer eines frommen Christen, Namens Johann, in Bekehrung der Ungläubigen.

Als ich sah, daß mir der König günstig war, so versuchte ich, es auf kluge Weise dahin zu bringen, daß unser hl. Glauben die Vortheile erringe, wornach wir uns schon so lange sehnten. Im Palaste der Frau Maria kam der Intendant ihres Sohnes, ein Oheim des Königs, meinem Plane auf wunderbare Weise entgegen. Er ergriff gewandt alle Gelegenheiten, um diejenigen, welche im Irrthume verstrickt waren, auf den Weg der Wahrheit zu führen.

Unter Anderen, auf deren Bekehrung er hinwirkte, nahm er sich besonders um die Rettung eines 80jährigen Greises an, welcher sein ganzes Leben lang den Götzen mit großer Gewissenhaftigkeit gedient und großes Ansehen bei Hof und in der ganzen großen Provinz errungen hatte. Er bewies ihm vorzüglich die thörichten Irrthümer, in welchen sich die Götzendiener befänden, und belegte seine Worte stets mit Stellen aus ihren angesehensten Büchern. Dann that er ihm dar, wie wichtig es für ihn sei, den kleinen Rest seines Lebens dazu anzuwenden, daß er für seine ganze Vergangenheit genugthue, in welcher er so große Schulden aufgehäuft habe. Hiezu gebe es kein besseres Mittel, als seinen ganzen Geist und sein ganzes Herz zur Erkenntniß und Liebe des wahren Gottes und seines eingeborenen Sohnes Jesus Christus hinzuwenden.

Der gute Greis hörte alle diese eindringlichen Reden so aufmerksam an, und sie machten so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er von da an ernstlich über alle jene guten Vorstellungen nachdachte und sich endlich vollständig in Alles ergab, was ihm Johann für sein Seelenheil vorschreiben würde. Er begnügte sich nicht, für seine Person die Taufe zu empfangen, sondern wollte, daß sein ganzes Haus mit ihm getauft würde. Das erste Mal taufte ich dreißig Personen, unter welchen er der Erste war; und jederzeit hat er sich bestrebt, auch noch vielen Anderen das nämliche Glück zu verschaffen, dessen er am Abende seines Lebens gewürdigt worden war.

Nicht so glücklich war Johann mit einem anderen hohen Herrn, welcher Hauptmann war und einen Theil der königlichen Truppen befehligte. Derselbe hatte die Wahrheit unseres hl. Glaubens ganz gut erfaßt und insbesondere wie sehr der Glauben mit der Vernunft übereinstimmt, so daß er fest entschlossen war, das Christenthum anzunehmen. Schon hatte er dem Götzendienst entsagt; er las unsere Bücher und gab sie Anderen zum Lesen; er hatte und verehrte unsere hl. Bilder.

Als es sich darum handelte, in den Krieg zu ziehen, wollte er keine jener abgeschmackten Ceremonien mitmachen, von welchen die Heiden fest meinen, sie seien für eine glückliche Kriegführung nothwendig. Der gute Hauptmann spottete darüber und wollte lieber dem wahren Gott seine Gelübde machen, welcher sowohl die Macht als auch den guten Willen hätte, ihm zu helfen.

Solche Frömmigkeit gab den Heiden Aergerniß. Sie beklagten sich beim Könige, und dieser wurde darüber sehr aufgebracht. Da er meinte, daß es sich um das gute Glück seiner Waffen handle, so ließ er den Hauptmann kommen und schalt ihn heftig; er befahl ihm, allen christlichen Aberglauben zu lassen und fest in der Landesreligion zu bleiben. Der

arme Mann war zu schwach, um dem allerhöchsten Zorne Widerstand zu leisten; er wollte lieber seinem Könige, als dem Herrn gehorchen, obgleich ihn Gott zur Erkenntniß der Wahrheit geführt hatte.

Fast das gleiche Vorkommniß verhinderte die Bekehrung eines der höchsten Herrn des Reiches, worüber ich tief betrübt wurde. Schon oft habe ich von dem Seeleneifer und der Frömmigkeit der Frau Maria Magdalena gesprochen. Ihr Gemahl war Statthalter der Provinz Nanran und hatte noch alle Aemter ersten Rangs bei Hof. Seine Frau hatte ihm sowohl durch das Tugendbeispiel ihres Lebens, als auch durch Unterredungen hohe Achtung vor allen Christen und innige Liebe zu ihnen eingeflößt. Aber nie konnte man ihn dahin bringen, daß er sich der Wahrheit, welche ihm doch den Weg zum Himmel gezeigt hatte, in der That ergab.

Eines Tages sagte ich zu ihm, als ich mich eben verabschieden wollte, im Beisein seiner Frau Gemahlin, daß es mir im hohen Grade mißfalle, sehen zu müssen, wie er so lange Zeit Gott dem Herrn widerstehe; daß er verpflichtet sei, sich zu entschließen, wenn er nicht seine Seele auf immer verlieren wolle. Er sei schon über 80 Jahre alt, sein Leben könne nicht mehr lange währen; ich rieth ihm, an dasjenige zu denken, welches niemals ende. Er fühlte sich von diesen Worten tief gerührt; seine Frau Gemahlin half noch dazu und belebte meine Worte mit ihren Ermahnungen, welche voll vom Geiste Gottes waren.

Er ergab sich vollständig und sagte mir, er sei zu Allem bereit, was ich ihm geböte; er wolle Christ werden, und es thue ihm sehr leid, so lange gezögert zu haben. Bei diesen Worten waren Frau Maria und ich vor Freuden ganz selig; wir priesen Gott aus vollem Herzen; und um nicht zu zögern mit einer Sache, welche schon längst der Gegenstand unserer Wünsche gewesen war, fing ich ohne Verzug an, ihn zu unterrichten und auf die hl. Taufe vorzubereiten. Alles

war schon zur hl. Handlung bereit; ich hatte den Chorrock an, die Kerzen brannten, das geweihte Wasser stand da.

Ich sagte ihm alle Pflichten eines Christen und unter Anderem, daß er keinem Götzenbilde, wie es auch heißen möge, je wieder eine Verehrung weihen dürfe. Da erwiederte er mir, daß er für seine Person fest-entschlossen wäre, niemals an die Verehrung aller dieser höllischen Geister in irgend einem Stücke zu glauben; aber dennoch könne er nicht umhin, eine äußere scheinbare Verehrung einem gewissen Götzenbilde zu weihen, welchem alle Offiziere, die in der königlichen Armee angestellt sind, Ehre zu erweisen verpflichtet seien. In seinem Herzen wolle er stets vor einem solchen Götzendienste Abscheu haben; wenn er aber je nur im Mindesten Miene machen wollte, dieses auch äußerlich zu zeigen, so würde er sein ganzes Glück in Frage stellen, ja vielleicht sogar in Lebensgefahr gerathen; und von den letzteren beiden Dingen wünsche er weder das eine noch das andere.

Noch nie war ich mehr überrascht, als in diesem Augenblicke. Seine Gemahlin und ich baten ihn inständigst und machten ihm alle nur denkbaren Vorstellungen, um ihm über diese kleine Schwierigkeit, die seinem ewigen Heile im Wege stand, hinüberzuhelfen. Er konnte sich nie und nimmer gefangen geben. So viel vermag die Eigenliebe über ein Herz, das sich der Leidenschaft überantwortet hat. Wir mußten Alles aufgeben. Er wünschte jedoch, daß ich ihm, auf ein Papier von meiner Hand geschrieben, die hl. Namen Jesu und Maria geben möchte; und er versprach mir, daß er dieselben stets bei sich tragen werde. Ich hoffe, daß ihm diese Andacht und die unaufhörlichen Gebete seiner heiligmäßigen Gemahlin die Gnade von Gott erlangen werden, daß er noch vor seinem Tode sich zu großmüthigeren Opfern entschließen möge.

XXXI.

Von einem berühmten Arzte, welcher im Heidenthum verstockt blieb.

Ehe ich einen anderen Vorfall erzähle, in welchem sich zeigen wird, daß ich kein so guter Seelenarzt bin, als ein Anderer, der mich geheilt hatte, ein Arzt des Leibes war, wird man mir nicht übel wollen, wenn ich Einiges von den cochinchinesischen Aerzten, von ihrer Wissenschaft und ihrer Heilart bei vorkommenden Krankheiten anführe.

In allen jenen Ländern, in welchen man so große Strenge anwendet und so viele Ceremonien macht, bis Jemand zum Doctor ernannt wird, spricht man doch niemals zu meinem großen Staunen von Doctoren der Heilkunde. Man würde alle übrigen Völker verspotten, wenn man sagen wollte, daß bei ihnen Arzt werden könne, wer da wolle; und man würde glauben, daß man sich Leuten, die ja ihren Vortheil aus dem Kranksein ziehen, nie mit gutem Gewissen anvertrauen dürfe. Aber doch muß ich, der ich von den Händen cochinchinesischer Aerzte behandelt wurde und Zeuge ihrer Kenntnisse und Kunstfertigkeit bin, gestehen, daß sie unseren Aerzten in Nichts nachstehen, ja in mancher Beziehung den Vorzug verdienen.

Zwar gibt es bei ihnen keine Hochschule, an welcher man Heilkunde studirt, sondern diese Wissenschaft vererbt sich vom Vater auf den Sohn; sie haben ferner eigene Bücher, welche niemals aus der Familie hinauskommen; darin stehen die Geheimnisse der Kunst, welche sie Niemanden mittheilen. Aber doch verdienen sie den Vorzug besonders in der Kenntniß des Pulses, aus welchem sie alle Zufälle der Krankheit erschließen

müssen. Sobald der Arzt den Kranken besucht, untersucht er den Puls und beobachtet ihn über eine Viertelstunde lang; dann ist er verpflichtet, dem Kranken zu sagen, an welchem Körpertheile die Krankheit sitzt, und welche Nebenumstände sich seit dem Unwohlsein gezeigt haben.

Auf diese Weise schließt man auf die Fähigkeit des Arztes. Der Kranke sagt ihm niemals sein Leiden, sondern der Arzt muß es ihm sagen, nebst allen übrigen Umständen, welche er beobachtet hat. Trifft er es nicht genau, so schickt man ihn als einen Dummkopf fort; sagt er aber dasjenige, was der Kranke selbst in Erfahrung gebracht hat, so hat man Zutrauen zu ihm. Sie theilen den Pulsschlag in drei Gattungen; von der ersten sagen sie, dieselbe stehe in Beziehung zu dem Kopfe; von der zweiten, sie beziehe sich auf den Magen; von der dritten Art des Pulses, sie gehe auf den Unterleib. Sie fühlen ferner den Puls stets mit drei Fingern, und ich muß der Wahrheit das Zeugniß geben, daß sie sich sehr gut darauf verstehen.

Alle Aerzte des Landes sind zugleich Apotheker; sie gehen nie zu einem Kranken, ohne daß ein Bedienter hinter ihnen folgt; dieser trägt einen Sack mit den einfachen Heilmitteln, deren sie sich zur Bereitung der Arzneien bedienen. Sie verordnen die Arznei und lassen dieselbe durch den Kranken selbst bereiten, so daß also jene verrufenen Verwechslungen von Seiten des Apothekers, über welche man sich in Europa so oft beklagt, unmöglich gemacht sind. Ich weiß nicht, was sie thun; aber ihre Arzneien sind durchaus nicht so widerlich zum Einnehmen, wie die unsrigen; und zudem sind sie bei Weitem wohlfeiler; denn selbst die theuerste kostet nicht über sechs Sous.

Sie geben bei Wechselfiebern nie Abführmittel ein, sondern nur einige Arzneien um die Mischung der Säfte ohne Entleerungen zu verbessern. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht, daß sie auf diese Weise das Fieber, zum Allerwenig-

sten gesagt, ebenso oft vertreiben, als man es in Europa mit all' den Abführmitteln, Waschungen und Aderlässen thut. Das Schröpfen ist bei ihnen sehr gebräuchlich, und da die Luft nie kalt ist, so nimmt man dieses Geschäft, wie ich selbst gesehen habe, oft mitten auf den Straßen vor.

Wenn ein Arzt den Kranken das erste Mal besucht, so macht man gleich mit ihm den Lohn aus; aber er bekommt keinen Heller zu sehen, bevor der Kranke nicht geheilt ist. Stirbt der Kranke, so geht der Arzt ganz leer aus. Sie stellen sich vor, und vielleicht mit Recht, daß die Furcht vor dem Verluste der Bezahlung den Arzt sorglicher in Behandlung des Leidenden macht. Einer meiner Gefährten fiel in eine sehr hartnäckige Krankheit, eine Art Krebs. Ich berief den Arzt und unterhandelte mit ihm nach der Landessitte über den Kostenpunkt, wenn er mir meinen Patienten heilte. Er sagte mir, wenn der Kranke jünger wäre, so würde er ihn nicht um weniger als 100 Thaler heilen; er wolle sich aber mit 20 Thalern begnügen, weil derselbe schon alt sei, und das Leben, welches er ihm durch die Kur wieder verschaffe, doch nicht mehr lange daure. Ich versprach ihm gerne seine 20 Thaler, und in kurzer Zeit war mein Kranker vollkommen hergestellt. Das ist, was ich von den Aerzten dieses Landes zu erzählen weiß.

Im Juni des Jahres 1644 wurde ich von einem so heftigen Fieber befallen, daß ich an das Sterben dachte. Ich berief einen sehr berühmten Arzt, der zuerst mit Muße meinen Puls untersuchte und dann lächelnd zu mir sprach: „Fürchten Sie Nichts, Pater! Ihre Krankheit ist nicht bösartig. Mögen Sie nun meine Arznei nehmen oder nicht, so werden Sie doch unfehlbar genesen; aber Sie werden schneller gesund, wenn Sie dieselbe nehmen." „Ich will die Arznei nehmen, antwortete ich ihm, und dieselbe gut bezahlen." Dann zog er einige noch ungemischte Arzneistoffe aus seinem Sacke, that sie in verschiedene Päckchen und sagte mir die Art und Weise,

wie ich die Medicin zubereiten und dann auf zwei Male nehmen solle. Ich nahm sie an den zwei folgenden Tagen und am dritten war ich meines Fiebers ledig. Bald darauf war ich vollständig geheilt.

Ich fühlte mich verpflichtet, meinen Arzt nicht bloß mit dem ausbedungenen Lohne in Geld bezahlt zu machen, sondern noch besser zu belohnen, indem ich ihn dazu brächte, die Götzen zu verlassen und Jesum Christum anzuerkennen. Ich sprach so oft mit ihm, und Gott wirkte so sehr in seiner Seele, daß er mir versprach, sich zu bekehren. Ich fing an, ihn über unsere Geheimnisse zu belehren und, als ich ihm die zehn Gebote Gottes erklärte, sagte ich ihm, wir seien verpflichtet, keinen Götzen und keinen Altar, der einem solchen geweiht wäre, beizubehalten. Da sagte er mir, ich solle hier innehalten. Alle Aerzte des Landes hätten große Verehrung für einen gewissen alten Doctor, welcher zuerst die Heilkunde gelehrt habe; jeder Arzt hätte in seinem Hause einen ihm geweihten Altar.

Was ihn selbst betreffe, so wolle er künftighin diesem Götzen keine Ehre mehr auf dem Altare erweisen. Würde ich ihm aber zur Pflicht machen, den Altar niederzureißen, so könnte er mir nicht gehorchen, weil seine Diener es sehen müßten, es alsbald veröffentlichen würden, und das wäre genug, um allen seinen Heilmitteln den Credit zu nehmen, ja selbst ihn in die Gefahr zu stürzen, daß er gestraft würde, weil er einen der schönsten Gebräuche des Landes aufgegeben hätte. Hiebei mußte ich stehen bleiben. Meine Bitten und Vorstellungen waren unnütz. Er hatte mich so gut geheilt; aber seine arme Seele ließ er sich nicht heilen. Seitdem habe ich mit dem größten Schmerze vernommen, daß er im Heidenthume gestorben sei, weil er sich des Heilmittels, welches ihm Gott durch meine Hand angeboten, nicht hatte bedienen wollen.

XXXII.

Die ersten Triumphe dieser neuen Kirche durch den Heldentod des Katecheten Andreas, ihres ersten Martyrers.

Cochinchina's Kirche war bis daher so zu sagen in Frieden und Windstille geblieben, obgleich man sie bisweilen etwas derb angegriffen hatte. Doch hatte sie bisher für die Sache ihres Herrn und Meisters kein Blut vergossen, und konnte daher vor dem Throne des Lammes nicht erscheinen angethan mit dem Purpurgewande, mit der Krone auf dem Haupte, mit der Palme in der Hand, weil sie noch keinen Blutzeugen besaß, welcher das Leben aufgegeben hätte, um den Glauben nicht aufzugeben. Gott hatte diese Ehre einem Jünglinge vorbehalten, welcher erst neunzehn Jahre alt war, den ich vor drei Jahren getauft hatte, und der seit ungefähr zwei Jahren in meinem Gefolge war, um mich im christlichen Unterrichte zu unterstützen.

Ich will diese schöne Geschichte nicht weitläufig erzählen, da ich sie in einem eigenen Buche niedergeschrieben und eine Ausgabe in französischer und in italienischer Sprache habe besorgen lassen. Ich möchte von ganzem Herzen den wunderbaren Diener Gottes allen Völkern der Erde bekannt machen, um sie anzueifern zur Erkenntniß und Liebe desjenigen, für welchen dieser Jüngling gestorben ist. Ich will hier nur kurz die Hauptumstände angeben, und meinen Leser auf das genannte Buch verweisen.

Im Juli 1644 kehrte der Statthalter von Tscham von

Hof zurück und brachte einen Befehl, nicht vom Könige, welcher mir so viel Freundschaft bezeigt hatte, sondern von jener sogenannten Königin, welche Haß gegen die Christen hegte, wie ich oben erwähnte, und welche insbesondere Ignazen den Untergang geschworen hatte. Der Statthalter übernahm gerne den Auftrag, weil derselbe mit seiner schlechten Gesinnung gegen uns, die er seit langer Zeit an den Tag gelegt hatte, übereinstimmte. Er fing mit einem rechtschaffenen Greise, Namens Andreas, an und nahm ihn gefangen. Dann schickte er eine Abtheilung seiner Soldaten in unser Haus, um Ignazen, dessen Hinrichtung er fest beschlossen hatte, zu ergreifen.

Zum guten Glücke war ich gerade nicht zu Hause, sondern mit Ignaz und meinen Katecheten ausgegangen, bis auf den jungen Andreas, der mich bat, zu Hause bleiben zu dürfen, damit er vier kranke Gefährten pflegen könnte. Ich hatte eben den Statthalter besuchen wollen, ohne zu wissen, was er gegen uns anzettelte. Erst an der Pforte seines Palastes erhielt ich Nachricht, da ein portugiesischer Herr auf mich zukam und mir das Vorgefallene meldete. Er rieth mir, mich in aller Schnelligkeit zurückzuziehen und meine Katecheten in Sicherheit zu bringen.

Im Augenblicke entließ ich die jungen Männer, welche Nichts sehnlicher verlangten, als zu sterben. Ich ging darauf zum Statthalter, als wenn ich gar nicht wüßte, was er angestellt habe. Aber er sprach so barsch mit mir, daß ich klar einsah, wie er sich wohl schwerlich werde gewinnen lassen. Ich ging zum Gefängnisse, um den wackeren Greis zu besuchen, und fand ihn nach der Sitte des Landes mit einer Leiter beladen, aber nichtsdestoweniger so munter, daß man hätte meinen können, er säße in einem Palaste. Ich wollte die ganze Nacht in seiner Gesellschaft bleiben, aber der Kerkermeister erlaubte es mir nicht. Ich zog mich daher in eine Barke zurück, wo meine kleine Heerde insgesammt mich erwartete.

Indessen richteten die Soldaten große Verwüstung in unserem Hause an. Sie waren in roher Gewalt eingedrungen und hatten sorgsam nach Ignazen gesucht. Da ihnen aber Andreas sagte, er hätte ganz die nämlichen Verbrechen begangen, wegen welcher sie auf seinen Gefährten fahndeten, und da sie sich schämten, zurückzukehren, ohne auch nur das Geringste von ihrem Auftrage ausgeführt zu haben, so ergriffen sie unseren Andreas und führten ihn wohlgefesselt fort, nachdem sie noch vorher Alles durchwühlt und alle Heiligenbilder nebst unserem gesammten Kirchenschmucke gestohlen hatten. Andreas folgte ihnen sehr munter, und auf dem ganzen Wege predigte er denen, welche ihn zum Gefängnisse schleppten, das Mittel und den Weg, wie sie der Hölle entgehen und zum Himmel gelangen könnten.

Das reizte sie noch mehr, statt sie zu bekehren. Sie zogen in der Nähe des Kahnes, wo wir uns versteckt hielten, vorüber und fragten sogar, ob wir nicht Ignazen gesehen hätten. Das nächtliche Dunkel rettete uns. Der junge Andreas wurde zum Statthalter geführt und als Christ sowie als Prediger angeklagt. Augenblicklich führte man ihn in das Gefängniß, wo schon der andere Bekenner, welcher gleichfalls Andreas hieß, verhaftet war. Sie brachten mit einander den Rest der Nacht zu, von der sie fest glaubten, daß sie die letzte ihres Lebens sein müsse; sie ermuthigten einander durch die Hoffnung, daß sie bis zum morgigen Tage alle Beide im Himmel sein werden.

Kaum war es Morgen geworden, so versammelte der Statthalter, um sein Verbrechen zu bemänteln, eine Art von Gericht. Man ließ die beiden Unschuldigen vorführen und verurtheilte sie sogleich, ohne dieselben auch nur verhört zu haben. Dann brachte man sie in den Kerker zurück und setzte fest, daß die Vollziehung des Urtheils noch an demselben Tage stattfinden werde. So schnell als möglich eilte ich herbei; aber das Urtheil war schon gefällt und gesprochen. Alle

Portugiesen begleiteten mich zum Statthalter und zu allen Jenen, welche einigen Einfluß auf sein Gemüth hatten; wir baten ihn wiederholt, wir bestürmten ihn, ja wir drohten ihm sogar. Er blieb in seinem unseligen Entschlusse unerschütterlich. Was den Alten betreffe, sagte er zu mir, so schenke er ihm das Leben, weil er Mitleid mit den Kindern desselben habe; was aber diesen jungen Hochmuthspinsel betreffe, welcher gesagt habe, daß er Christ sei und daß man ihm diesen Namen nicht einmal durch den Tod nehmen könne, so müsse er sterben, wie er gesagt habe, um den Anderen zum lehrreichen Beispiel zu dienen, daß man dem Könige Gehorsam schuldig sei.

Als ich sah, daß es nicht in meiner Macht liege, meinem lieben Andreas das Leben zu retten, so entschloß ich mich, ihn vorzubereiten, daß er dasselbe als ächter Christ und als ächter Blutzeuge opfere. Ich will Nichts davon sagen, was ich Alles bei ihm im Kerker that; es würde mich zu weit führen. Als er mich sah, nachdem man ihm bereits sein Todesurtheil verkündet hatte, konnte er sich im Uebermaße der seligsten Wonne gar nicht mehr fassen. Mit allen Christen, welche schaarenweise ihn besuchten, sprach er in einer Weise, wie etwa ein hl. Laurentius, als er bereits zum Tode auf dem Roste verurtheilt worden war, gesprochen haben mochte. Er beichtete, betete, sagte Allen Lebewohl und folgte munter einer Abtheilung Soldaten, welche ihn auf eine Ebene ungefähr eine halbe Stunde vor der Stadt hinausführten.

Ich war ihm stets zur Seite und kaum konnte ich mit ihm Schritt halten, so rasch ging er, obgleich er mit einer sehr schweren Leiter beladen war. Als er an dem für seinen Triumph festgesetzten Platze angelangt war, kniete er sogleich nieder, um desto muthiger den letzten Kampf zu kämpfen. Die Soldaten umzingelten ihn. Sie hatten mir geboten, außerhalb des Kreises zu bleiben; aber ihr Hauptmann erlaubte mir, in den Kreis hinein zu gehen und neben meinem

Katecheten zu bleiben. Er kniete auf der Erde, die Augen zum Himmel erhoben, den Mund stets offen und den Namen Jesu auf den Lippen.

Ein Soldat näherte sich ihm von hinten und durchbohrte ihn mit seiner Lanze, so daß sie auf der Brust wenigstens zwei Handbreit herausdrang. Da warf mir der gute Andreas einen Blick voll seliger Liebe zu, gleichsam als wollte er mir Lebewohl sagen. Ich bedeutete ihm, er solle den Himmel betrachten, zu welchem er jetzt emporeile und wo unser Herr Jesus Christus ihn erwarte. Er erhob die Augen hoch und senkte sie nie mehr. Der gleiche Soldat zog seine Lanze wieder heraus und durchbohrte ihn zum zweiten Male; er gab ihm dann wiederholt einen Lanzenstoß, als suchte er sein Herz im Leibe.

Dieß brachte das schuldlose, blutende Opfer nicht einmal zum Wanken, was mir durchaus wunderbar vorkam. Als endlich ein anderer Soldat sah, daß nicht einmal drei Lanzenstiche den Blutzeugen hatten niederwerfen können, gab er ihm mit seinem Säbel einen Streich gegen den Hals; da auch dieß Nichts gefruchtet hatte, wiederholte er den Streich und durchhieb ihm den Hals der Art, daß das Haupt zur rechten Seite niedersank und nur noch an einem Stückchen Haut hängen blieb. Aber ich hörte ganz deutlich, daß zur selben Zeit, da der Kopf vom Rumpfe getrennt wurde, der heiligste Name Jesu, welcher nicht mehr aus dem Munde kommen konnte, durch seine Wunde hervordrang; und zur nämlichen Secunde, als die Seele zum Himmel flog, sank der Leib zur Erde nieder.

Die Soldaten entfernten sich und ließen uns diese kostbare Reliquie. Wir nahmen den hl. Leib in die Arme, schlossen ihn in einen schönen Sarg, sammelten alles Blut auf und hielten unserem hl. Blutzeugen eine, wenn auch nicht prachtvolle, so doch andächtige Leichenfeier. Ich brachte den kostbaren Schatz in meine Barke, wo mich alle meine Ge-

nossen erwarteten. Als sie mich mit den Ueberresten ihres lieben Gefährten, der in den Himmel eingegangen war, sahen, hätte man glauben können, sie wären von Sinnen, so groß war ihre Freude und ihr Schmerz in einer und derselben Zeit. Ich schickte den hl. Leib nach Macao, wo er mit großer Pracht von unserem Collegium in Empfang genommen wurde. Alsbald nahm ich das Zeugniß von dreiundzwanzig Personen, welche Augenzeugen der heldenmäßigen Standhaftigkeit gewesen waren, zu Protocoll. Das Haupt behielt ich für mich, und Gott hat mir die Gnade geschenkt, es nach Rom mitnehmen zu können.

Ich will hier die großen Wunder, welche Gott seit diesem hl. Martyrtode gewirkt hat, nicht bis in's Einzelne beschreiben. Ich habe in meinem oben genannten Buche erzählt, wie das Feuer, das Meer und das Festland Zeugniß für die himmlische Verherrlichung des treuen Freundes Gottes abgelegt haben. An drei Tagen nach seinem Tode kam wiederholt Feuer in jener Stadt aus, wo Andreas war verurtheilt worden. Das Gefängniß, in dem er gesessen, brannte nieder; ebenso die ganze Straße, durch welche er geführt worden war, ferner mehrere Götzentempel. Weiter unten will ich erzählen, was mir selbst auf dem Meere begegnet ist. Und seitdem ich wieder in Paris bin, haben vier verschiedene Personen, die in schweren Krankheiten sich der Fürbitte dieses glorreichen Blutzeugen anempfohlen hatten, ihre Gesundheit in einer Art wieder erlangt, daß Niemand mehr an der Thatsache des Wunders zweifelte, wie man in der Schrift über den Martyrtod des Andreas gleichfalls nachsehen kann.

XXXIII.

Große Standhaftigkeit eines weiteren Christen, Namens Andreas, sowie mehrerer Anderer.

Wenn auch der junge Andreas die Krone des Martyrthums vor seinem älteren Namensbruder errungen hatte, so verdiente der Letztere doch die eines glorreichen Bekenners Jesu Christi. Er war der älteste Christ, nicht allein in der Stadt Catschan, wo er geboren war, sondern auch in ganz Cochinchina. Er hat die Ehre gehabt, zu allererst für die Ehre Jesu Christi nicht bloß ein=, sondern viermal gefoltert zu werden, und hat die Sache seines Herrn immer so muthig festgehalten, daß er von der Folter stets siegreich über die Feinde des Glaubens davon ging.

Er wurde zuerst für die Religion gefangen genommen und trug zuerst das schöne Ehrenhalsband, wie wir das cochinchinesische Kreuz nennen, als christlicher Soldat und edler Ritter. Er kam unverletzt aus allen seinen Kämpfen, und wenn allerdings ihm das Martyrthum entging, so entging doch er nicht dem Martyrthume. Er hatte eine Frau, Namens Ignatia, und zwei Kinder, Emmanuel und Ludwig, wahre Abbilder seiner Tugend. Sein Haus war der große Zufluchtsort aller Christen zur Zeit der Ruhe wie des Sturmes. Er hatte eine sehr geräumige Kirche gebaut, wo viele Heiden getauft, unterrichtet und durch den Empfang der hl. Sacramente gestärkt wurden. Aus diesem Grunde hat man das Christenthum so oft in seiner Person, in seinen

Kindern und in seinem Vermögen verfolgt. Aber Nichts von all' Dem konnte ihm Jesum Christum aus dem Herzen reißen. Er war der geehrteste Beamte der ganzen Stadt Catschan, gleichwohl hat er den Schimpf des Kreuzes immer allen Ehren Aegyptens vorgezogen. Endlich wurde Onghebo noch bälder müde ihn zu quälen, als Andreas ermüdete zu leiden. Seitdem hat er ruhig in seinem Hause gelebt. Aus dem letzten Briefe, welchen ich noch vor kurzer Zeit aus jenem Lande erhalten habe, und welcher vom Jahre 1648 datirt ist, habe ich vernommen, daß er eines heiligen Todes in seinem Hause gestorben ist, stets standhaft im Glauben war und sich der vielen für ihn erlittenen Beschimpfungen rühmte.

Nach dem rühmlichen Tode des neunzehnjährigen Andreas stellte man mir den ausdrücklichen Befehl zu, ich hätte Cochinchina zu verlassen sobald die Schiffe der Portugiesen abführen. Nichtsdestoweniger dachte ich, daß es die schändlichste Feigheit wäre, die Heerde Jesu Christi zu verlassen, eben in dem Augenblicke, da sie von den Wölfen angegriffen wäre, und sie des Hirten zu berauben. Ich hielt es für besser, mein Leben auf das Spiel zu setzen, als das Heil so vieler Seelen, welche dem Gottessohne so theuer sind, in Frage zu stellen. Ich entschloß mich, in meiner Barke versteckt zu bleiben, um bei Nacht meine Christen zu besuchen und ihnen die Sacramente zu spenden.

Um meinen Plan desto besser zu verheimlichen, bestieg ich im Angesichte der ganzen Stadt Tscham das Schiff der Portugiesen, als dieselben nach China abfuhren. Aber ich hatte meinen Katecheten, welche in einem Kahne versteckt waren, gesagt, sie sollten in einer Entfernung von 4—5 Stunden vom Hafen auf mich warten. Daselbst stieg ich aus dem portugiesischen Schiffe und ließ nur den hl. Leib meines Martyrers darin zurück, damit man ihn nach Macao brächte; ich trat in meine Barke, zufriedener und seliger, als wenn ich in einem goldenen Hause gewesen wäre. Wir

brachten den Tag in allen Uebungen der Frömmigkeit, die uns möglich waren, zu. Und in der That lebten die neun jungen Männer in dem Nachen wie Engel. Wenn die Nacht anbrach, so brachte sie uns weder Schlummer noch Ruhe, sondern neue Arbeit, denn wir mußten immer schlagfertig sein.

Unterdessen wuchs die Verfolgung mehr und mehr, in demselben Maße auch der Eifer unserer guten Christen, welche der Wuth aller Tyrannen trotzten. Onghebo stellte eine sehr strenge Haussuchung nach allen christlichen Bildern an und schickte seine Soldaten in die Häuser aller Christen, um die Gläubigen gefangen zu nehmen. Eine edle Matrone, sie hieß Magdalena, bezeigte trotz ihres hohen Alters eine wunderbare Geisteskraft bei diesem Sturme. Die Heiden wußten, daß sie in ihrem Hause ein schönes Bild des Erlösers, welches vorher in der Kirche war, aufbewahrte, und entschlossen sich, es zu holen. Sie aber erklärte, daß sie eher sterben werde, als daß sie das Bild hergäbe.

Man folterte sie die ganze Nacht, indem man ihr die Füße auf die Folterbank that; aber sie spottete der Heiden und ihrer Folter und gab ihnen die Versicherung, daß sie sich umsonst abmühten. Und wenn man ihr auch die Füße abhaue, werde doch ihre Zunge keinen Verrath üben gegen ihr Herz, welches nun einmal ganz Jesu Christo angehöre. In der That konnten die Verfolger Nichts gewinnen und waren genöthigt abzuziehen, ohne etwas Anderes mitnehmen zu können als ihre Beschämung.

Mehrere andere Christen bewiesen die gleiche Standhaftigkeit in den schrecklichen Qualen, welchen man sie aussetzte, um von ihnen hl. Bilder zu erpressen. Aber endlich nahm sich Gott der Christen an. Einer der Soldaten, welcher bei der Fahndung nach religiösen Bildern einer von den rohesten gewesen war, wurde plötzlich von so heftigem Schmerze in dem Halse ergriffen, daß er wie wüthend wurde und nach zwei

Tagen starb. Der Statthalter wurde nicht an seiner Person, aber an Hab und Gut gestraft. Man schätzt in jenem Lande die Ochsen sehr hoch, weil sie zum Landbau dienen. Der Statthalter verlor nun in wenigen Tagen fünfzig Stück. Diese beiden Unfälle, welche zu einer und derselben Zeit sich ereigneten, trugen bei, die Verfolger etwas milder zu stimmen.

Ich darf hier nicht den Edelmuth eines Christen, Namens Anton Te, übergehen. Er war der reichste und angesehenste Mann des großen Dorfes, wo er mit seiner Familie wohnte. Er hatte so tüchtig gewirkt, daß in dem ganzen Flecken kein einziger Heide geblieben war. Als er diese schreckliche Verfolgung sah, fürchtete er, es möchten Einige von seinen neuen Christen wanken. Er versammelte daher Alle, ermahnte sie eindringlich zur Standhaftigkeit und sagte, sie sollten alle Bilder und heiligen Gegenstände, welche in ihren Häusern wären, ihm übergeben, damit er sie in Sicherheit brächte. Damit sie aber durch die etwaige Einbuße keinen Schaden litten, wollte er Alles nach dem Werthe in Geld bezahlen. Er that es auch mit größter innerer Freudigkeit. Durch diese Uneigennützigkeit Antons wurde die blühende Christengemeinde reich an Verdiensten und blieb fest im Glauben.

XXXIV.

Wie fünfunddreißig Christen bei einer großen Verfolgung rühmlichen Starkmuth in Bekenntniß des Glaubens bewiesen.

Als die Christen der Provinz Quinchin das rühmliche Martyrthum unseres Andreas vernommen hatten, waren sie weit entfernt, sich schlaff zurückzuziehen, wenn sie angegriffen würden, sondern faßten vielmehr neuen Muth, um allen Tyrannen zu widerstehen. Ich hatte die Oberaufsicht über diese Gemeinden einem sehr tugendhaften Christen, Namens Anton Ngu, anvertraut. Entflammt von der Sehnsucht, die gleiche Krone wie Andreas zu erringen, machte sich derselbe sogleich auf den Weg, um sich bei mir Verhaltungsmaßregeln in diesem Kampfe zu erbitten. Ich schickte ihn gleich wieder nach Hause, mit dem Befehle, alle Christen für den heiligen Streit, in welchen sie leicht in Folge der drohenden Verfolgung könnten ziehen müssen, wohl zu ermuthigen.

Er kam noch gerade recht und entledigte sich des Auftrags, welchen ich ihm gegeben hatte, so gut, daß alle Christen wunderbar bereit waren, ihre Feinde standhaft zu empfangen, sobald man sie angreifen wollte. Wenige Tage darauf kam ein Criminalrichter, vom Statthalter gesendet, in die Provinz, und erließ gleich beim Eintritt in die erste Stadt den Befehl an sämmtliche Christen, sie sollten kommen und sich offen als solche erklären, widrigenfalls sie strenge bestraft würden, wenn man sie nachher entdecke.

Er meinte, dieß würde den Soldaten Jesu Christi Schrecken einjagen, und keiner werde es wagen, sich anzugeben, aus Furcht vor Strafe. Aber wie erstaunte er, als er die Christen schaarenweise anrücken sah, um ihre Namen aufschreiben zu lassen! In weniger als einem Tage waren es siebenhundert, und in jedem Augenblicke rückten neue nach. Der Richter wollte nicht weiter gehen, weil er wohl einsah, daß die ganze Untersuchung zu Nichts dienen würde, als seine Beschämung zu vergrößern.

Gerne hätte er sein Wort zurückgenommen; da es sich aber um seine Ehre handelte, so wählte er aus der großen Anzahl sechsunddreißig, welche er enge fesseln ließ und in die Provinz Tscham brachte, wo unser Hauptfeind Onghebo ihn erwartete. Aber dieser war nicht weniger erstaunt als sein Unterbeamter, wie er die Schaar von sechsunddreißig Christen sah, die sich Alle vor ihm aufstellten und fest entschlossen waren, weder vor seinen Drohungen, noch vor seinen thätlichen Mißhandlungen zu weichen.

Er hatte nicht einmal den Muth, sie zu fragen, sondern beauftragte damit einen Anderen, welcher zuerst die Frage an sie richtete: ob sie leben wollten, oder ob sie entschlossen wären zu sterben. „Wir wollen leben, sagten sie Alle, aber wir wollen das ewige Leben, welches Jesus Christus Allen versprochen hat, die an ihn glauben würden. Und wir halten es für eine große Gunst, sterben zu können, um jenes Leben zu erlangen."

Er stellte noch andere Fragen an sie, aber erhielt immer so muthige Gegenreden, daß er am Ende nur daran verzweifeln konnte, den Bekennern Christi andere Gesinnungen beizubringen.

Und dennoch war unter dieser dreifachen Zwölfzahl von Jüngern des Gottessohnes auch ein Judas, der ihn feig verließ. Es war ein reich begüterter und in seiner Familie einflußreicher Greis. Er hatte weit weniger Muth als seine

fünfunddreißig Genossen, welche ein tiefes Mißfallen äußerten, als sie sahen, wie ihr Bruder und geliebter Freund auf solche Weise ihren Herrn und Anführer verließ, weil er den Tod und den Verlust seiner Güter, an welchen sein Herz übermäßig hing, fürchtete. Der arme bedauernswürdige Alte verläugnete den Glauben. Ich versuchte nachher öfter, ihn zu sprechen und ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen, aber ich konnte ihn nie antreffen, so sehr gaben die Heiden auf ihn Acht, aus Angst, er möchte ihnen zum zweiten Male entrinnen.

Diese Feigheit des Verräthers steigerte nur noch den Muth aller Uebrigen. Sie blieben standhaft im Bekenntnisse des Glaubens, welches sie so großherzig begonnen hatten, und für welches sie den Tod zu erringen hofften, um Blutzeugen Jesu Christi zu werden. Aber der Statthalter wußte wohl, daß die Heftigkeit und Gewaltthätigkeit, mit welcher er verfuhr, über die vom Könige gegebene Vollmacht hinausging, und daß es ihm keine Rosen brächte, wenn er diese Christen hinrichten ließe; er begnügte sich daher, sie insgesammt mit seinen Drohungen zu schrecken. Er wählte nun unter den Fünfunddreißig sechs aus, welche er öffentlich auf dem Hauptplatze von Catschan peitschen lassen wollte, indem er glaubte, dieses reiche hin, um alle anderen einzuschüchtern. Die Auswahl der Sechs setzte er auf den folgenden Tag fest und ließ die Bekenner unterdessen über Nacht in den Kerker einsperren.

Als ich von dem Vorfall benachrichtigt worden war, fand ich Mittel und Wege, die Wächter zu gewinnen. Sie ließen mich in das Gefängniß hinein, welches mir wie ein Paradies vorkam. Kaum hatten mich meine fünfunddreißig Bekenner Jesu Christi hereintreten sehen, so knieten wir Alle nieder, um dem Vater des Lichtes zu danken, welcher mit seiner Klarheit die Finsterniß des Kerkers und der Nacht so schön erhellte. Dann umarmten wir uns tausendmal, und ich be-

gann sie über Alles, was sie bei dieser Gelegenheit zu thun hätten, zu belehren. Denn es handelte sich darum, entweder Alles zu gewinnen, oder Alles zu verlieren.

Hierauf beichteten Alle und wohnten der hl. Messe an, welche ich ihnen las; sie empfingen die Communion aus meiner Hand. Die seligen Empfindungen bei derartigen Gelegenheiten sind unaussprechlich, sie gleichen ihrem Wesen nach den Freuden des Himmels, deren Vorgeschmack sie sind. Nachdem ich meine Christen auf diese Weise getröstet hatte, entfernte ich mich gegen Tagesanbruch.

Einige Stunden darauf kam der vom Statthalter abgeordnete Richter in das Gefängniß, um unter den Fünfunddreißig sechs auszuwählen, welche mit jenen schmerzlichen Leitern, — wir nennen sie das cochinchinesische Kreuz, — beladen, und dann vor den Augen der ganzen Stadt grausam gepeitscht werden sollten. In diesem Augenblicke zeigte sich der edelmüthigste Streit, welchen Cochinchina je gesehen hat: fünfunddreißig Christen, welche einander wie Brüder liebten und nur Ein Herz hatten, fingen einen heiligen Kampf unter einander an, wie wenn Nichts fähig gewesen wäre, unter ihnen Zwiespalt zu säen, als die Liebe zu Jesu, welcher sie so innig einigte.

Alle wollten zu den Sechs, welche man aussuchte, gehören, und Keiner von der Zahl ausgeschlossen werden, weil ihm sonst der Ruhm für Christus zu leiden entginge. Dieß allein war der Gegenstand ihres liebreichen Zwiespaltes, weil Niemand von der Geißelung frei sein wollte. Der Eine führte als Grund für sich an, daß er ein älterer Christ sei; ein Anderer, daß er mehr Kraft zum Leiden habe; wieder ein Anderer, daß er für die Kirche nicht so nöthig sei; endlich gab Jeder seinem Gefährten den Vorzug an Verdiensten, um über ihn den Ruhm des Leidens davon zu tragen.

Bei diesem Vorfalle wußte der Richter nicht, ob er zornig werden, oder lächeln sollte; ob er Alle zufrieden stellen und

geißeln lassen, oder ob er sie nicht insgesammt damit bestrafen sollte, daß er Alle freiließe, ohne einen Einzigen zu quälen. Als er aber vollends einen Vater und einen Sohn in diesem lieblichen Wettkampfe begriffen sah, da erkannte er, daß die christliche Weisheit Gesetze hat, von welchen er noch niemals gehört hatte. Liebreich sagte der Vater zum Sohne, er sei erstaunt, wie ein Kind seinem Vater den Vorrang abstreiten wolle; obgleich er als Vater nicht so junge Kraft habe, so besitze er doch nicht weniger Muth als sein Sohn. Der Sohn erwiederte mit Achtung, er sei der Welt entbehrlicher als sein Vater, der eine große Familie zu ernähren habe; in diesem einzigen Falle dürfe er seinem Vater Etwas abstreiten und ihm ohne Sünde ungehorsam sein. Dann wollten alle Beide, daß man ihnen die Leiter an den Hals legte, und boten das Haupt dar. Aber, hocherfreut über solchen Krieg, bereitete ihnen der Richter das gleiche Loos, indem er Keinem von Beiden seinen Wunsch gewährte. Er schickte Vater und Sohn frei nach Hause, erstaunt über den Edelmuth, welchen der Christenglauben einflößt.

Er wählte sich sechs Andere aus. Der Erste derselben war Anton Ngu, von welchem ich am Eingange dieses Abschnittes gesprochen habe. Alle bekamen die Leiter an den Hals. Dann entließ man die Neunundzwanzig und führte die Sechs auf den Hauptplatz zur Züchtigung. Man konnte unter ihnen einen großen Unterschied in Betreff der äußeren Haltung beobachten: Die Neunundzwanzig, welche straflos ausgegangen waren, hatten eine traurige Miene und gingen sehr niedergeschlagen; die Uebrigen gingen mit ihrer schweren Last auf der Schulter so heiter einher, wie wenn ihnen Flügel gewachsen wären. Als sie vor den Richtern angelangt waren, erwarteten sie, daß man sie zum Tode verurtheilen möchte, und betrachteten dieses als die höchste Gnade.

Sie waren betroffen, als man sie bloß zu einer schweren Prügelstrafe und Geißelung auf dem Hauptplatze von Cat=

schan verurtheilte und waren noch weit unzufriedener, als sie sahen, wie die Soldaten, welche zur Vollziehung der Strafe befehligt waren, Mitleid mit ihnen hatten und sich ihres Auftrages auf möglichst gelinde Weise entledigten. Sie begnügten sich, einem Jeden vier bis fünf Stockstreiche zu geben, und schickten dann Alle in ihre Heimath zurück.

Die Sechs kamen mit einander zu mir und beklagten sich bitterlich über die zu weit getriebene Milde dieser Richter und ihrer Diener. Ich tröstete sie damit, daß ihr Wille vor Gott für die That gelte; daß dieser unbedeutende Kampf vielleicht nur das kleine Vorspiel einer größeren Verfolgung sei, bei welcher dann Alle ihre Treue bewähren könnten.

XXXV.

Wie ich, in einem Kahne versteckt, meine letzten Missionsreisen in die südlichen Provinzen machte.

Die Wuth unseres geschworenen Feindes Ongbebo beschränkte sich nicht darauf, in solcher Weise die Christen gepeinigt zu haben; sie erstreckte sich auch auf die Kirchen, wo dieselben ihre Gebete verrichteten. Er ließ drei sehr schöne in der Provinz Quinchin niederreißen; aber die Andacht der Gläubigen wurde dadurch nicht lauer, sondern durch die feindlichen Angriffe nur noch feuriger. Ich blieb einige Tage versteckt in jener Stadt, welche der Schauplatz für die Standhaftigkeit der fünfunddreißig edlen Streiter gewesen war, und mit freudigem Staunen vernahm ich, daß zu derselben Zeit mehrere Heiden die Taufe verlangten, und zwar in der Hoffnung, für die Vertheidigung des Glaubens, welchen sie annehmen wollten, den Tod erdulden zu dürfen.

So ging es bis zum 15. September des nämlichen Jahres 1644. Da schickte ich meinen ausgezeichneten Katecheten Ignaz gegen Norden, ich für meine Person zog in den Süden, um die Christen wegen des Verlustes ihrer Kirchen zu trösten. Ein wackerer Neubekehrter, Namens Peter Lao, einer der sechs neulichen Bekenner Jesu Christi in der Stadt Catschan, erbot sich mir muthig als Begleiter überall hin und als Diener, um meine Barke zu führen, wohin ich nur reisen wolle. Er stellte mir sogar sein Haus zur Verfügung, um darin auszuruhen und die Versammlungen der Christen zu jeder beliebigen Zeit zu halten.

Einige Tage bevor wir in diese Gegend kamen, hatten

Räuber einen bedeutenden Diebstahl in der Stadt Quinchin gemacht. Als man unseren Kahn entdeckte, der sich immer an den abgelegensten Orten aufhielt, glaubte man, wir hätten den Streich gespielt; sogleich wurden wir von allen Seiten angegriffen, als ich mich eben zur hl. Messe ankleidete. Man drang in unsere Barke; alle meine Gefährten wurden gebunden und tüchtig geprügelt, in der Meinung, sie seien die sauberen Kameraden, welche den Diebstahl verübt hätten.

Wir meinten insgesammt, dieser peinliche Empfang gelte uns als Christen, nicht aber als Räubern. Ich erbot mich den Soldaten, um auch gefesselt zu werden, so gut wie meine Genossen; aber niemand wagte es, mich anzutasten, um mir Böses zu thun. Man führte uns zum Richter, der alsbald, sowie er uns erblickte, zu lachen anfing, sich bei uns entschuldigte und uns wieder zurückschickte, indem er seinen Soldaten befahl, uns alle Habseligkeiten, welche sie uns genommen hätten, wieder heimzugeben. Da erst erkannten wir die Veranlassung der Mißhandlung und lobten Gott, welcher uns eine solche Probe gesandt hatte.

Nach diesem Vorfalle gab es kein Mittel mehr, meine Ankunft zu verbergen. Alle Christen, welche die Kunde vernahmen, strömten von überall her. Jener eifrige Christ, Namens Anton, welcher der Katechet dieser Gegend war, hatte seit kürzester Zeit hundertundvierzig Heiden, Kinder und Erwachsene, getauft, weil sie in Verhältnissen waren, daß sich dieses Mittel des ewigen Heiles nicht länger aufschieben ließ. Er führte mir eine andere große Schaar von Heiden vor, welche hatten warten können. Wir hatten den Trost, außer diesen noch Andere zu treffen, welche Christen werden wollten; und so taufte ich Alle zusammen.

Nach einigen Tagen hielten die Christen dafür, daß ich sie der Gefahr großen Unheils aussetzen und mich selbst in solche Gefahr stürzen würde, wenn ich noch länger vor den Augen aller Feinde unseres hl. Glaubens umherwandelte. Sie streu-

ten daher das Gerücht aus, daß ich abgereist wäre, und machten das Haus einer alten Christin, Paula mit Namen, Wittwe eines ausgezeichneten Dieners Gottes, welcher Basilius hieß, ausfindig; in diesem Verstecke hielt ich mich verborgen und konnte daselbst ganz bequem die Frömmigkeit aller meiner Christen zufrieden stellen. Sie kamen denn auch furchtlos, um die hl. Messe anzuhören und allen Trost, welchen ich ihnen gewähren konnte, zu empfangen.

Hier muß ich im Vorbeigehen einen Vorfall erzählen, welcher sich in der Familie jener Wittwe, die mich beherbergte, ereignete. Sie hatte eine Tochter, Secunda, welche Gott schon längst um ein Kind bat, damit sie es dem Herrn im Dienste der Kirche weihete. Gott schenkte ihr auch bald ein Söhnchen, aber nur, um es gleich wieder in seinen Himmel abzurufen. Die gute Mutter sollte nicht mehr lange nach ihrem Kinde auf dieser Welt bleiben. Aber sie kam nicht so leicht in den Himmel, als das kleine unschuldige Kind, welches auf dem Wege zum Paradiese keine Schulden gemacht hatte. Eine sehr glaubwürdige Person erzählte mir, daß sie, während sie auf dem Felde war, über einem benachbarten Gebirge einen großen Feuerball erblickt habe; in der Mitte desselben sei Secunda gewesen, seufzend und alle ihre Verwandten der äußersten Grausamkeit beschuldigend, weil man ihr in ihrem Elende so gar nicht zu Hülfe komme. Die angeführte Person war von der Erscheinung sehr in Angst gerathen, kam und erzählte mir Alles. Sogleich las ich die hl. Messe für die Hingeschiedene, und seitdem sah man sie nie mehr in dem bejammernswerthen Zustande, in welchem sie erschienen war.

Nachdem ich einen Monat im Hause Paula's zugebracht hatte, fanden es die Christen für gut, daß ich in einen anderen entlegenen, etwa neun Stunden von da entfernten Ort übersiedelte, wo zahlreiche Christen mit der Salzbereitung beschäftigt waren. Ich ging Nachts dahin und fand ein Haus vor, welches für meinen Zweck, die Heiden zu bekehren und

die Christen in der Tugend und Frömmigkeit zu erhalten, sehr geeignet war. Der Mann, welcher mich beherbergte, war ein alter Christ, Namens Hieronymus Giap, der sein ganzes Leben mit seiner gleichfalls sehr tugendhaften Ehefrau Lucia in der Uebung guter Werke hinbrachte.

Sie hatten einen einzigen Sohn, welcher Eugen hieß und seit mehr als drei Jahren unaufhörlich in mich drang, ich möchte ihn doch unter die Zahl der Katecheten, welche in meiner Gesellschaft waren, aufnehmen. Aber seine Bitten waren bei mir vergeblich, weil er die Einwilligung seiner Eltern noch nicht hatte zu Stande bringen können. Sie konnten es nicht über sich bringen, einen Sohn zu verlassen, welcher der Gegenstand ihres ganzen bescheidenen Glückes war. Nachdem ich aber etliche Tage in ihrem Hause gewohnt hatte, entschlossen sie sich endlich, Gott das schöne Opfer zu bringen, und thaten es auch von Herzen. An einem Sonntage Morgens opferten sie öffentlich in der Kirche ihr liebes Kind dem Herrn, und benetzten es mit vielen Thränen, welche dazu dienten, um die Flammen der Liebe, in welcher sie das gottgeweihte Opfer verzehrten, desto lodernder anzufachen.

Zwei andere Jünglinge, ebenso tugendhaft wie Eugen, wollten in derselben Zeit seinem Beispiele folgen und sich für das ganze Leben Gott weihen. Es kostete ihnen einen heißen Kampf, um die Einwilligung ihrer Eltern, ohne welche ich Niemanden zum Dienste der Kirche annahm, zu erobern. Endlich aber siegte die übernatürliche Liebe über die natürliche elterliche Zuneigung. Vater und Mutter gaben ihr Jawort, daß ihre Kinder sie verließen, um sich ganz dem gütigen Gott zu widmen. Ich nahm sie in meine Genossenschaft auf, als sie öffentlich durch den gewöhnlichen Eid ihre Gelübde abgelegt hatten. So zählte ich mit einem Male zwölf Katecheten, von welchen ich in Wahrheit sagen darf, daß der Geist der Apostel in ihnen wohnte.

XXXVI.

Große Noth, in welche wir während der Weihnachtsfeiertage geriethen.

Alle Christen erwarteten mit Ungeduld das liebliche Weihnachtsfest und bereiteten sich vor, es mit Andacht zu begehen; aber ihre Feinde hatten vernommen, daß dieses die geeignete Zeit wäre, um die Christen in ihren Versammlungen zu überraschen, und lagen auf der Lauer, um die schöne Gelegenheit zur Ertappung der Gläubigen nicht zu verlieren.

Man hatte jenen Flecken, wo die Salinen sind, zur Versammlung ausersehen während jener festlichen Tage, welche von den Christen der ganzen Welt so fromm begangen werden. Das Haus eines der ältesten Christen in ganz Cochinchina, Namens Nicolaus Hao, war zu diesem Zwecke auserwählt, weil es sehr schön und geräumig war. Ich weiß nicht, wie die Heiden Wind davon erhielten; sie kamen zwei Tage vor dem Feste mit bewaffneter Hand und glaubten, mich auf frischer That ergreifen zu können.

Aber zufällig war ich gerade in einem Nachbarhause, wo ich Messe las. Als wir den Lärm hörten, hielt ich inne und wollte nicht mehr fortfahren; ich war nämlich noch nicht zur Wandlung gekommen und befürchtete, die Heiden möchten uns überraschen und den heiligsten Leib unseres Herrn verunehren. Die Christen aber, welche zugegen waren, sagten, daß Nichts zu fürchten sei. So vollendete ich die heilige Handlung in möglichster Eile. Dann bereiteten wir uns Alle vor, von der

Wuth jener rohen Horde, die im Nachbarhause so schreckliches Getöse machte, geduldig zu leiden.

Sie hatten keinen von unseren Christen angetroffen, als einen Blinden, Joseph mit Namen, mit zwei Vettern, welche er zur Taufe hergeführt hatte. Man fiel sogleich über ihn her, er solle den Ort sagen, wo ich versteckt wäre. Aber er spottete beständig über sie, und sagte, er sei blind, könne also nicht mein Wächter sein. Dieser Spott reizte sie. Man folterte ihn, um aus ihm das Geständniß zu erpressen, wo ich wäre; aber auch so vermochte man Nichts über ihn. Wir waren den nachspürenden Soldaten so nahe, daß wir alle ihre Reden vernahmen; aber die Schmerzensrufe jenes Schuldlosen, welcher meinetwegen litt, schnitten mir in's Herz. Ich wollte fort, mich selbst anzeigen, und ihn befreien; jedoch die Christen hielten mich zurück, weil ich sie Alle in große Gefahr gestürzt hätte. Gott wollte, daß sich diese Wetterwolke bald verzog. Da die Soldaten Nichts von dem, was sie wollten, fanden, mußten sie wieder abziehen.

Ich blieb den ganzen folgenden Tag, welcher der Vorabend des Weihnachtsfestes war, in dem nämlichen Hause, taufte zweiundzwanzig Katechumenen und hörte unaufhörlich die Beichten Jener, welche in den vorhergegangenen Tagen noch nicht hatten beichten können. Gegen Anbruch der Nacht ging ich wieder in das Haus des Nicolaus Hao hinüber und fand es prachtvoll ausgeschmückt. Sieben- bis achthundert Christen waren versammelt, alle auf den Knieen, das Angesicht ehrfurchtsvoll geneigt, die Mehrzahl mit Thränen in den Augen.

Bei solchen Verhältnissen lernt man in Wahrheit die hl. Nacht andächtig begehen. In der nächtlichen Stille kam es mir vor, als sähe ich den Himmel offen mit all' seiner Klarheit. Ich werde nie die erhebenden Trostgefühle, welche ich damals empfand, zu beschreiben wagen, aber soviel kann ich behaupten, daß ich in den schönen Kirchen Europa's mit all'

ihrer entzückenden Musik nie Etwas gesehen oder empfunden habe, was auch nur einen Vergleich zuließe. Als der Tag graute, gab ich den Befehl, daß sich ein Jeder zurückziehen solle; denn es ging mir schon im Geiste vor, was wirklich eintrat, als wir kaum das Haus verlassen hatten.

Der nämliche Trupp Soldaten, welcher vor zwei Tagen gekommen war, ermangelte nicht, sich wieder zu zeigen, und glaubte, daß der Fang dießmal unfehlbar gelinge. Und sie hatten sich auch nicht ganz verrechnet. Fünf unserer Christen, welche die ganze Nacht durchwacht hatten, waren gegen Morgen eingeschlummert. Alsbald wurden sie gebunden, und unter ihnen insbesondere Ignaz, welcher einen großen Theil der Nacht mit Christenlehren beschäftigt, am Ende eingeschlafen und zurückgeblieben war. Man knebelte ihn so grausam, daß er fast gestorben wäre, wenn man nicht die Fesseln ein wenig ermäßigt hätte.

Jedoch alle diese Bande konnten ihm nicht die Freiheit rauben, die Herrlichkeit seines Herrn Jesus Christus zu verkündigen. Er sprach mit solch überwältigender Kraft an seine Verfolger, daß sich ihre Herzen gänzlich umwandelten. Sie waren genöthigt, vor der unbesiegbaren Kraft des hl. Geistes, welcher aus dem Munde Ignazens sprach, zu weichen. Ganz niedergedonnert entfernten sie sich und ließen ihren Gefangenen in den Banden zurück.

Ignaz hatte seine Beredsamkeit nicht zum Zwecke seiner Befreiung aufgeboten, sondern um die Ketten, in welchen diese Ungläubigen gebunden lagen, zu sprengen. Deßhalb wollte er nach dem Abzuge der Soldaten den Christen nicht gestatten, seine Fesseln zu lösen; aber ich stellte ihm den Befehl zu, sich für eine bessere Gelegenheit aufzusparen. Da erst erlaubte er, daß man die Bande löse, welche ihm theurer als diamantene Ketten waren, und sogleich eilte er zu mir.

XXXVII.

Ignaz und ich werden gefangen genommen und auf Befehl des Königs wieder freigelassen.

Wir brachten den Rest des Weihnachtsfestes in unseren gewöhnlichen Andachtsübungen zu, ohne die Wuth der Feinde zu fürchten. Als aber die Nacht angebrochen war, bestiegen wir unsere Barke, um einen zuverlässigeren Ort aufzusuchen. Am folgenden Tage, dem Feste des hl. Stephanus, glaubten wir an einem Orte, sechs Stunden von dem früheren entfernt, sicher zu sein. Die Christen strömten zur Beichte heran; aber nach wenigen Stunden kam ein Gerichtsdiener, von dem Richter des Ortes geschickt, und befahl mir und Ignazen, ihm an den Ort, wo mich der Richter erwartete, zu folgen.

Diese Kunde war uns an dem Gedächtnißtage des ersten Blutzeugen der Kirche nicht unangenehm. Wir gingen in Begleitung des Soldaten zu dem Richter, der uns vorgeladen hatte. Er war in dem Hause des genannten Nicolaus Hao, wo wir die hl. Nacht gefeiert hatten. Weit entfernt, uns übel zu behandeln, war er sogar so höflich, daß er nicht einmal sitzen wollte, wenn er mit mir sprach.

Aber dennoch berief er die angesehensten Heiden des Ortes und befahl ihnen, mich bis zum folgenden Morgen aufmerksam zu bewachen. Ich sah, daß mir Gott eine herrliche Gelegenheit bot, allen diesen Ungläubigen in jener Nacht das erhabene Licht des christlichen Glaubens zu enthüllen. Die

nächtlichen Stunden verflossen ganz in dem apostolischen Geschäfte, welches mir tausendmal angenehmer war, als die Ruhe. Ich bewies ihnen, wie der Glaube der Christen himmelweit vernünftiger ist, als der heidnische Aberglauben; und sie hörten meine Worte so aufmerksam an, daß auch nicht Einer zugegen war, welcher nicht die Richtigkeit meiner Gründe zugestanden hätte.

Aber obgleich ihr Verstand überführt war, so folgte doch ihr Herz der erkannten Wahrheit nicht. Die Einen sagten mir, daß die Religion, welche ich ihnen predigte, sehr gut scheine, aber sie könnten doch nicht recht an die Wahrheit dessen, was ich sagte, glauben, weil der König es auch nicht thäte.

Ich erwiederte ihnen, daß Gott stets diesen Gang eingeschlagen habe, wenn er der Welt die Herrlichkeit seiner Kirche zeigen wollte: daß er nämlich stets mit den Kleinen und Niedrigen anfing und mit den größten Herrschern aufhörte; Gottes Plan sei es immer gewesen, seinen Freunden die Verherrlichung erst dann zu gewähren, nachdem sie ihre Treue in den Mühsalen der Verfolgungen bewährt hätten. Wenn er ruhmreich die Fürsten habe besiegen wollen, so habe er stets so begonnen und ihnen bewiesen, daß alle ihre Wuth nicht im Stande sei, ihn zu bewältigen. Dasselbe werde auch in Cochinchina geschehen; wenn die Christen lange genug dem Könige ein Gegenstand des Zornes gewesen wären, so würden sie ihn einst als ihren Mitbruder im christlichen Glauben begrüßen dürfen.

Ein Anderer sagte mir, ihn setze Nichts in größeres Staunen in Betreff unserer Religion, als die große Leichtigkeit, mit welcher unsere Sünden, wie diese nun auch sein möchten, verziehen werden. Und hauptsächlich erkenne er durchaus keinen vernünftigen Grund dafür, daß wir sie nicht bloß drei- und viermal, sondern so oft verzeihen, als der Sünder wolle.

Ich erwiederte ihnen, daß diese Leichtigkeit in Verzeihung der Sünden sich ganz allein für Gott gezieme, welcher seinen größten Ruhm in die erbarmende Liebe setze, und an Güte alle Fürsten der Welt ebenso sehr übertreffe, wie er an Macht sich zu rächen über ihnen stehe. Aber dennoch füge seine Barmherzigkeit niemals seiner Allgerechtigkeit ein Unrecht zu; die erstere scheine in diesem Leben alles Maß zu übersteigen, um den Menschen von der ewigen Strafe zu verschonen; aber dafür trete im anderen Leben ganz allein die Gerechtigkeit auf, da es dann keine Linderung der Strafe, noch auch eine Verzeihung der Beleidigungen mehr gebe.

Sie räumten mir insgesammt ein, daß ich Recht hätte, und bewiesen mir so viel Höflichkeit, daß ich mir endlich herausnahm, sie um die Erlaubniß zu bitten, daß ich die hl. Messe lesen dürfte. Sie gestatteten es mir sehr gerne. Ich ließ nun einen schönen Altar aufstellen und feierte in ihrer Anwesenheit die hl. Messe, über welche sie ihre äußerste Befriedigung zu erkennen gaben. Mehrere seufzten nach unserer hl. Religion, aber keiner von ihnen hatte Muth genug, das zu thun, wornach er verlangte.

Weil jedoch der Tag unterdessen schon weit vorgerückt war, und der Richter sich nicht sehen ließ, so hielten es unsere Wächter für besser, uns in sein Haus, das neun Stunden von da entfernt war, zu führen. Ignaz und ich zogen freudig mit ihnen, in der Hoffnung, daß wir dießmal schwerlich entrinnen dürften, ohne uns eine herrliche Krone zu erwerben. Als wir angelangt waren, wagte der Richter keine Entscheidung, sondern zog vor, uns an eine andere Gerichtsstelle, welche größere Gewalt und umfassendere Vollmachten hatte, zu senden. Unverzüglich führte man uns dahin ab.

Ich traf daselbst sechs Beamte an, die mich fragten, was für eine Lehre ich predigte, und warum ich, trotz des vom Könige erlassenen Verbotes, so Viele zum Christenthume be-

kehrte. Ich erwiederte, daß ich in diesem Punkte Gott dem Herrn, welcher über dem Könige sei, gehorche; daß wir Alle gleichmäßig verpflichtet seien, Nichts zu fürchten, sobald es gelte, seinen Willen zu thun. Dann fragte man mich, welches meine Gefährten seien, und warum ich sie angenommen habe. Unverzüglich ergriff Ignaz das Wort und sprach so ausgezeichnet, daß alle diese Herren Nichts zu erwiedern wußten und sagten, sie wollten weder über mich, noch über meine Genossen erkennen, weil wir nicht in ihren Geschäftskreis gehörten. Der König möge über uns verfügen, wie er es für gut fände; aber die drei Christen, welche mich in ihr Haus aufgenommen hätten, um die Messe zu lesen, müßten in's Gefängniß wandern.

Sogleich bemerkte ich, daß es eine Ungerechtigkeit wäre, die Unschuldigen zu bestrafen und die Schuldigen frei zu lassen; wenn etwas Böses vorliege, so sei ich der Thäter und der Ungehorsame, ich ließe mich gerne in den Kerker führen, aber ich müsse die Freilassung für diese drei Christen verlangen. Wir verharrten lang in diesem Streite; aber am Ende ging es noch so gut, daß man sich mit einer starken Geldbuße begnügte; ich ließ dieselbe durch die bemittelteren Christen bezahlen. So ließ man endlich von meinen drei Wirthen ab, und selbst Ignaz wurde auf freien Fuß gesetzt.

Ich war nur noch der einzige Gefangene und mußte die Befehle des Königs erwarten: Einer der höchsten Beamten des Landes, der ein noch eifrigerer Christ war, Namens Ignaz, bat um die Erlaubniß, mich in seinem Hause beherbergen zu dürfen, bis der König seine Willensmeinung erklärt hätte. Er verpflichtete sich, Sorge zu tragen, daß ich vor Gericht erschiene, wann man wollte. Man gewährte ihm die Bitte; und so blieb ich zwölf Tage bei ihm; eine Zeit, während welcher ich unaufhörlich damit beschäftigt war, die Sacramente vielen Heiden, welche die Taufe begehrten, und den Christen, welche ihre Beichten ablegten, zu spenden.

Als der oberste Richter der Provinz diese Vorgänge vernommen hatte, verordnete er, daß ich Ignazens Haus verlassen, in meiner Barke bleiben und den Befehl des Königs erwarten müsse. Ohne Widerrede mußte ich gehorchen, so wehe es auch meinem gastlichen Wirthe that, daß er mich mußte scheiden sehen. So ging ich denn in den gewöhnlichen Zufluchtsort, in meinen kleinen Kahn; die Beamten ließen mich durch ihre Wächter häufig heimsuchen, so daß ich mich den Tag hindurch nicht wegbegeben durfte. Aber bei Nacht that ich, wie immer, weil ich dann die Freiheit hatte, dahin oder dorthin zu gehen. In dieser Weise ging es zwei Monate lang fort; unterdessen verbreitete sich öfter das Gerücht, daß man alle meine Katecheten eingekerkert habe, und daß ich des Landes verwiesen worden sei, um mit meiner Barke zu fahren, wohin ich wollte. Daher fühlte ich mich verpflichtet, meine Katecheten in abgelegene Christenhäuser zu schicken, damit man sie beherberge. Ich blieb allein auf dem Flusse nebst einem kleinen Knaben, der mir die Lebensmittel holte, damit im Falle der Gefahr nur ich das Uebel, welches uns drohen könnte, tragen müßte.

Nichtsdestoweniger waren alle Befürchtungen eitel. Der König war uns günstiger, als wir gehofft hatten. Er befahl, mich in Freiheit zu setzen. Unsere Feinde waren bei dieser Kunde überrascht, und der Statthalter, welcher gemeint hatte, daß ich weit strenger gestraft würde, stellte mir den Befehl zu, aus seiner Provinz zu gehen. Ich sagte ihm, daß ich ihm gehorchen wolle, aber ich bitte ihn um einen kleinen Verzug, um meine Barke in Stand zu setzen; denn wie sie jetzt sei, könne man mit ihr nicht ohne augenscheinliche Lebensgefahr auf die hohe See gehen.

Er bewilligte mein Gesuch zur großen Freude für die Christen, welche ganz selig waren, daß sie mich noch für einige Zeit behalten durften. Ich kehrte wieder im Hause jenes Beamten Ignaz ein, der mich schon vorher beherbergt

hatte. Daselbst brachte ich etliche Wochen zu und hatte vollauf zu thun, vorzüglich beim Beginne der Fastenzeit. Am Aschermittwoch waren die Gläubigen wahrhaft wonnetrunken, die Aschenweihe zu sehen, bei welcher Alle anwesend waren. Während jener ganzen Zeit gaben sie mir wunderbare Proben ihres Glaubens.

XXXVIII.

Wie Ignaz mit einigen anderen Christen in den Kerker geworfen wurde, und die Standhaftigkeit, welche sie bewährten.

In diesen ersten Tagen der Fastenzeit kamen die Christen immerfort in das Haus, in welchem ich wohnte, und blieben auch größtentheils darin. Da geschah es zufällig, daß ein gewisser Staatsbeamter wegen einer wichtigen Angelegenheit, deren Bereinigung meinem Wirthe Ignaz übergeben worden war, weil er der höchste Beamte des Ortes war, von Onghebo in unser Haus geschickt wurde. Dieser neu angekommene Beamte wohnte bei uns, aber im unteren Stocke, während wir den oberen inne hatten. Dreißig Christen hatten die Nacht bei uns zugebracht, um die Sacramente zu empfangen, und gegen Morgen verrichteten sie gemeinschaftlich ihr gewöhnliches Morgengebet. Das Geräusch, welches sie beim Psalmengebete machten, weckte den Bedienten des Notars, der nicht wußte, was es bedeuten sollte, und seinem Herrn Nachricht gab. Dieser kam unverzüglich herauf, überraschte die ganze Schaar von Christen auf frischer That und machte einen furchtbaren Lärm im ganzen Haus umher. Ignaz, der uns beherbergte, war sehr erstaunt, als er sah, daß der Richter vom Statthalter Onghebo den Befehl hatte, alle Christen, die er bei Ausübung ihrer Religion anträfe, zu verhaften.

Ich war in einer benachbarten Kammer, wo ich im Stil-

len zu Gott betete. Alsbald eilte ich herbei, um alle Bilder wegzunehmen, weil zu fürchten war, daß unsere Feinde dieselben verunehren möchten. Während ich sie verbarg, wurden drei meiner Gefährten, Ignaz, Joseph und Maurus, in den Kerker geführt und nach der Landessitte mit jenen schweren Leitern beladen. Sie zogen Alle wie in einem Festzuge dahin, und vorzüglich Ignaz, der an der Spitze ging, nicht wie ein Gefangener, sondern wie ein Apostel, und Allen die Herrlichkeit seines Herrn Jesus Christus predigte.

Beim Eintritte in den Kerker fiel etwas Außerordentliches vor, was sie wunderbar tröstete. Mehrere Heiden, welche gleichfalls Gefangene waren, sahen in der Dunkelheit der Nacht einen schönen, majestätischen Mann in das Gefängniß kommen, wo Ignaz und seine Gefährten saßen. Sie waren über die Schönheit des Angesichtes entzückt und sagten sogleich, dieß sei sicherlich der Herr des Himmels, von welchem sie schon hatten sprechen hören, und welcher käme, um die Christen zu trösten, weil sie seine wahren Diener seien. Und zum Beweise, daß die Erscheinung kein Traum war, blieb diesen Heiden eine so tiefe Rührung im Herzen, daß sich Alle entschlossen, den christlichen Glauben anzunehmen, weil durch ihn die Christen in ihren Kerkern so glücklich wären, selbst solch' ehrenvolle Besuche zu erhalten. Und kurze Zeit darauf führten sie ihren Entschluß aus und empfingen die Taufe.

Diese drei edlen Gefangenen sahen mit ihren körperlichen Augen allerdings die Anwesenheit ihres obersten Feldherrn nicht, wohl aber empfanden sie die Wirkungen davon im Herzen, durch den Trost, der ihnen in ihrer Trübsal zu Theil wurde. Ihr Eifer in der Verkündigung Jesu Christi wuchs in dem Gefängnisse mehr und mehr; und wenn man ihnen, wie hier zu Lande gewöhnlich geschieht, unter Tags einen Ausgang gestattete, so gingen sie mit ihren Leitern, den glorreichen Kennzeichen ihres Muthes, auf die öffentlichen Plätze; und in

diesem Zustande predigten sie durch Beispiel und Wort die Wahrheit ihrer Religion mit so großem Erfolge, daß Viele ihren Irrthum erkannten und die Taufe verlangten.

Ich blieb nicht frei vom Ungewitter, das in dieser Sturmeszeit brauste. Der Beamte Ongheбo's ließ mich rufen und befahl mir, die Bilder, welche ich weggenommen hätte, auszuliefern; im Weigerungsfalle ständen ihm Mittel genug zu Gebote, um mir Reue über meine Halsstarrigkeit einzuflößen. Ich erwiederte ihm, er solle nur beherzt gegen mich alle Strenge seiner Strafen anwenden; ich meinerseits sei des festesten Glaubens, daß er sehen solle, wie ein Christenherz stärker sei als die Wuth aller Verfolger. Jesus Christus sei mein gütiger Herr, welcher mir immer nur Wohlthaten erwiesen habe; ich wäre nie so charakterlos, ihm eine Beleidigung anzuthun, die er von mir nicht verdient habe. — Als der Beamte mich so entschlossen sah, ging er nicht weiter, da er klar erkannte, daß er hier Nichts als Schande gewinnen könne.

Ich merkte wohl, daß in derselben Zeit auch die Christen des Fleckens, wo man mich ergriffen hatte, Plackereien ausgesetzt würden, und ließ ihnen sagen, sie sollten vor dem Sturme fliehen und sich mit ihren Familien in den Wäldern verstecken. Als die elenden Barbaren Niemanden in den Häusern fanden, wo sie eine sichere Beute erwarteten, wurden sie so wüthend, daß sie große Hunde losließen und in jene Wälder hetzten, von welchen sie wußten, daß sich die Diener Gottes darin versteckt hätten; sie glaubten nämlich, daß besonders die Kinder von den Thieren sollten zerrissen werden.

Jedoch Gott wollte, daß die Hunde wohl durch den Wald liefen, aber keinem Christen ein Leid thaten. Selbst die Kinder sagten mir nachher mit heiliger Unschuld, die schnaubenden Hunde seien zwar oft gegen sie herangesprungen, um sie zu verschlingen, aber hätten sie nicht einmal angerührt.

Da diese Abtheilung Soldaten keinen Christen in dem Marktflecken gefunden hatte, so zog sie in die übrigen benach-

barten Dorfschaften, um Alles, was etwa anzutreffen wäre, aufzuspüren. Zuerst suchten sie nach jenem berühmten Christen Anton, von welchem sie wußten, daß er die Seele und das Herz der ganzen herrlichen Gemeinde war. Er befand sich zu Hause, bei ihm einer von seinen Verwandten, welchen er seit wenigen Tagen zum Glauben bekehrt hatte. Beide ließen sich ergreifen, und sogleich mißhandelte man sie mit Stockstreichen.

Anton duldete mit heiterem Angesichte und so edlem Muthe, daß die Soldaten darüber betroffen wurden. Sein Gefährte, Namens Matthäus, bewies durch seine Gesichtszüge, daß ihm die schlechte Behandlung höchst unwillkommen war. Anton bemerkte es und sprach ihm voll des heiligen Feuers, das er im Herzen trug, so eindringlich zu, daß Matthäus sich der Feigheit, die er gezeigt hatte, schämte und den Starkmuth seines Leidensgenossen nachahmte. Nach diesen ersten handgreiflichen Zärtlichkeiten wurden sie mit gemeinen Kreuzen wie der nächste beste Dieb beladen und in den Kerker geschleppt. Sie betraten denselben mit größerer Lust, als wäre er ein Festsaal gewesen.

Kaum hatte ich Nachricht erhalten, so machte ich mich auf den Weg in's Gefängniß, nicht um sie zu trösten, sondern um mich mit ihnen über die Ehre, welche Gott ihnen geschenkt hatte, zu freuen. Als die Beiden mich hereintreten sahen, fielen sie mir um den Hals. Diese Umarmung an solchem Orte war für sie und mich ein unbeschreiblicher Trost. Nachdem wir unsere Freude mit einander ausgetauscht hatten, wollte Anton so, wie er mit seiner Leiter beladen war, durch alle Hauptplätze der Stadt gehen und Jenen, welche ihn kannten, laut verkündigen, daß er dieses für seinen lieben Herrn Jesus Christus leide, und daß der König in seiner ganzen Schatzkammer Nichts besitze, was seinem christlichen Gemüthe kostbarer vorkäme als diese Leiter, welche wahrhaft eine Himmelsleiter zur ewigen Seligkeit sei.

Die Cochinchinesen haben den Gebrauch, daß sie ihren Gefangenen erlauben, auf die öffentlichen Plätze in der Stadt zu gehen und sich ihren Lebensunterhalt zu betteln, vorausgesetzt, daß sie die Leiter am Halse tragen, und daß ein Soldat sie begleite und in das Gefängniß zurück führe. Aber unseren Christen gibt man nie einen Soldaten mit; denn man ist ganz fest versichert, daß sie stets und unfehlbar in ihren Kerker zurückkehren, weil sie ihn allzu sehr lieben, als daß sie daraus fliehen möchten.

Zwei andere tugendhafte Christen aus dem nämlichen Flecken, Philipp und Sylvan, erhielten die gleiche ehrenvolle Auszeichnung. Sie wurden in ebendemselben Kerker eingesetzt und auch mit Kreuzen beladen. So waren alle Vier im finsteren Gefängnisse beisammen, fühlten aber mehr innere Tröstung, als wenn sie in ihren Häusern gewesen wären.

XXXIX.

Wie vier Christinnen eine edle Standhaftigkeit bewiesen.

Die Wuth unserer Feinde verschonte nicht einmal jenes Geschlecht, dessen Schwäche meistens sogar den grimmigsten Tyrannen Mitleid einflößt. Vier christliche Frauen zeigten bei dieser Verfolgung, daß der Glaube, welcher von der Liebe zu Gott und der Hoffnung auf den Himmel belebt ist, selbst den Schwächsten einen Muth verleiht, welcher über alle Qualen siegt. Die Erste war eine vornehme Matrone, Namens Paula, welche ergriffen und zur Folter geschleppt wurde, aber allen Schmerz und die Schande dieser entehrenden Strafe mit unerschütterlicher Festigkeit duldete, ohne je Furcht oder Unzufriedenheit zu äußern, bis die Verfolger sie unter Lobeserhebungen wegen ihrer Standhaftigkeit freiließen; einer Standhaftigkeit, welche ihnen Bewunderung abnöthigte, weil sie nicht konnte bemeistert werden.

Diese tugendhafte Frau war stets kinderlos geblieben, hatte aber zwei junge Frauenzimmer an Kindesstatt angenommen und ihr Haus mit ihnen getheilt. Nachdem sie dieselben zum Christenthume bekehrt hatte, gab sie ihnen alle Lehren und guten Beispiele, welche sie zur Ausübung der herrlichsten Tugenden aneifern konnten. Sie hießen Lucia und Rufina, wurden Beide mit ihrer guten Mutter und Lehrmeisterin ergriffen und bewiesen keinen geringeren Muth als diese.

Man befestigte an ihrem Halse ein dickes, sehr schweres Querholz mit einem Seile, welches die beiden Frauenzimmer zusammenjochte, wie wenn sie eine Koppel Hunde gewesen wären. Die Cochinchinesen thun dieß nur den verworfensten Verbrecherinnen, welche große Angst vor einer derartigen Folter haben; aber Lucia und Rufina machten sich nur lustig darüber. Man führte sie mit diesem schönen Schmucke vor die Schranken eines Richters, welcher Udelin hieß und weder Drohungen noch Schmeicheleien sparte, um den festen Willen der beiden Mädchen zu beugen; aber dieselben hatten mehr Muth, als der Richter Grausamkeit und Arglist. Man brachte sie auf die Folter, man setzte sie am hellen Mittag in den Sonnenschein, zu einer Zeit, da die Gluth der heißen Zone unerträglich scheint. Als die Heiden die beiden engelgleichen Angesichter sahen, wie sie von den stechenden Strahlen dieser Sonne versengt wurden, konnten sie sich nicht mehr zurückhalten, ihr Mitleid durch Thränen und bisweilen sogar dadurch zu beweisen, daß sie sehr breite Sonnenschirme über ihnen ausspannten.

Sogar der Richter, welcher zugegen war, konnte die Rührung des eigenen Herzens nicht unterdrücken. Er befahl ihnen, Christo zu entsagen, wenn sie mit jenen Sonnenschirmen überdeckt werden wollten. Sobald die zwei Christinnen diese Rede gehört hatten, warfen sie die Schirme auf den Boden und sagten zum Richter: wenn er kein anderes Mittel habe, um sie zum Abfalle zu bringen, als die Sonnenhitze, so solle er nur die Hoffnung aufgeben, sie zu besiegen; wenn er aber glaube, daß das Feuer noch heißer brenne, so solle er ganz beherzt mit ihnen die Probe anstellen, ob das Liebesfeuer Jesu Christi nicht viel stärker sei als alle Feueröfen der Tyrannen. — Der Richter war beschämt, die ganze Zuhörerschaft aber entzückt über die Heldenkraft, welche der christliche Glauben selbst den Schwächsten einflößt.

Jedoch fand sich an demselben Orte eine Christin, welche

im Anfange nicht so edelmüthig war, wie die drei Genannten. Sie hatte solchen Schrecken vor einem Joche der oben beschriebenen Art, welches man ihr mit einem sehr schweren Holzblocke an den Hals befestigen wollte, daß sie lieber den Glauben verlassen, als das Joch tragen wollte. Kaum hatte sie jedoch das Benehmen Lucia's und Rufina's erfahren, als sie sich ihrer Feigheit so sehr schämte, daß sie zu mir schickte und mich fragen ließ, ob es denn kein Mittel gebe, um ihren Fehler gut zu machen und ihrem Herrn Jesu Christo auf ehrenvolle Weise für den ihm zugefügten Schimpf genug zu thun. Ich ließ ihr melden und sagte ihr später in eigener Person, unser Herr sei so gütig, daß wir seine Huld uns immer wieder erwerben könnten, freilich wenn wir selber ernstlich wollten. Der Fehler, welchen sie gemacht habe, sei allerdings groß, aber es gebe ein Mittel, dafür auf herrliche Weise Genugthuung zu leisten, wenn sie den Muth habe, aus freien Stücken zum nämlichen Richter hin zu gehen und vor seinen Augen zu bekennen, daß sie bereit wäre, Alles, was er wollte, aus Liebe zu Jesu, welchem sie ungetreu gewesen sei, zu dulden.

Sie ließ sich das nicht zweimal sagen. Unverzüglich ging sie hin, und sprach zu Onghebo mit solcher Festigkeit und Entschlossenheit, daß sie ihn außer Fassung brachte. Er drohte, sprach wieder sanft zu ihr, und da er am Ende Nichts ausrichtete und daran verzweifelte, sie zum Wanken zu bringen, jagte er sie aus dem Hause, mit ebenso großer Ehre für sie, als sie das erste Mal Tadel verdient hatte.

XI.

Wie neun Christen sich durch wunderbaren Muth auszeichneten.

Als sich die Richter auf solche Weise durch Frauen besiegt sahen, so wagten sie nicht mehr, dieselben anzutasten; aber unsere armen Christen ließ man nicht in Ruhe, sondern verfolgte sie auf's Aeußerste. Ich war jedoch immer in ihrer Mitte und ließ keine Gelegenheit vorüber, um ihnen durch Spendung der hl. Sacramente und durch christliche Unterweisungen beizustehen. Der König hatte mir erlaubt zu gehen, wohin ich wollte; nichtsdestoweniger wollte mich der Statthalter von Quinchin nicht in seiner Provinz dulden. Die Christen waren der Ansicht, daß ich lieber fortgehen sollte, um an einem anderen Orte mit mehr Sicherheit und größerem Erfolge zu arbeiten.

Als ich eben daran war abzureisen, sah ich neun von meinen Christen ankommen, welche aus den nördlichsten Provinzen des Reiches waren, d. h. wohl hundertundfünfzig Wegstunden zurückgelegt hatten, und zwar in einer Jahreszeit, welche wegen des tiefen Morastes höchst strapazenreich ist. Sie hatten sagen hören, daß ich im Kerker wäre und in Lebensgefahr schwebte; und ihr ganzes Streben ging dahin, mich zu besuchen, mir ihre Dienste anzubieten und in meiner angeblichen Noth nach Kräften zu helfen.

Jedermann kann sich denken, wie solche Güte mein Herz rührte. Ich dankte ihnen, so gut ich konnte und wollte Nichts

von den Geschenken, welche sie mir brachten, annehmen, indem ich ihnen immer sagte, daß ich durch Gottes gnädige Hülfe Nichts nöthig habe. Als sie sahen, daß ich alle ihre Dienstleistungen zurückwies, so wollten sie ihr Gut, und selbst ihr Leben darauf verwenden, um den anderen Christen, welche des Glaubens wegen zu leiden hatten, zu Hülfe zu kommen.

Sie unterließen Nichts, wodurch sie das Loos der Bedrängten mildern konnten. Ja sie scheuten sich nicht, zum Statthalter zu gehen und ihm beherzt das Unrecht vorzuwerfen, daß er die Unschuldigen verfolgte. Sie beschworen ihn, er solle diese Grausamkeit sich nicht mehr zu Schulden kommen lassen. Ueber solchen christlichen Freimuth war der Statthalter ganz verblüfft, wurde furchtbar zornig, wagte aber seine Wuth nicht zu entladen, indem er sie etwa strafte; denn sie gehörten in einen andern Gerichtsbezirk. Er vertrieb sie daher aus seiner Provinz, von welcher sie wenige Tage darauf abreisen mußten.

Der Hauptzweck aber, welchen Bartholomäus, Einer von den Neun, bei dieser Reise verfolgt hatte, war, seinem sehnlichsten Verlangen die Krone aufzusetzen; er wollte nämlich in meine Genossenschaft eintreten und den Katecheten seine Dienste leisten; seine vorzüglichste Absicht dabei war, ein ähnliches Loos wie der junge Andreas zu haben. Er war ein Mann von vierzig Jahren, stark und in seiner Gegend sehr begütert. Gerne hätte ich seinen Wunsch gewährt, aber er war verheirathet und hatte sogar eine junge Tochter, welche er zu erziehen verpflichtet war.

Er erwiederte mir, daß seine Frau eine Heidin und in ihrem Irrthume so verstockt sei, daß er sie durchaus nicht habe bereden können, Christin zu werden. Weil sie den wahren Gott nicht anerkenne, so möge er sie auch nicht als Ehefrau behalten. Was seine Tochter betreffe, so wolle er schon Mittel und Wege finden, daß Einer seiner Freunde, welcher

zugleich ein guter Christ sei, ihr eine Erziehung, wie sie bei einer Christin nur zu wünschen wäre, angedeihen lasse.

Ich sagte ihm demungeachtet, er solle nach Hause zurückkehren und nochmal sein Möglichstes thun, um die Seele seiner Frau, für welche Christus gleichfalls gestorben sei, zu gewinnen. Sollte sie auch nach diesem letzten Versuche in ihrem Heidenthume verstockt bleiben, dann dürfe er sie verlassen, und ich wolle ihm die Thüren unseres Hauses öffnen, damit er Gott noch vollkommener diene. Pünktlich vollzog er alles das, wie ich später erzählen werde.

XLI.

Wie einige spanische Ordensfrauen auf ihrer Fahrt nach den Philippinen über Cochinchina reisten.

Am 15. Februar des Jahres 1645 reiste ich von der Provinz Quinchin ab; die Christen, welche ich zurückließ, waren gegen alle Angriffe ihrer Feinde sehr gut vorbereitet. Ich begab mich auf das Meer, in der Absicht in die Provinz Tscham zu fahren und dort die Charwoche hinzubringen. Aber wir hatten so ungünstigen Wind, daß wir genöthigt waren, au einem öden Gestade an das Land zu steigen. Wir hielten daselbst die Weihe der Palmzweige, welche wir unter die Christen vertheilten. Hierauf setzten wir unsere Reise fort mit augenscheinlicher Gefahr des Schiffbruchs, da unser Steuerruder durch eine stürmische Woge des Meeres abgedrückt worden war. Aber Gott half uns auf wunderbare Weise und ließ uns auf eine Insel gelangen, wo wir unseren Schaden ausbesserten. Und nachdem wir hier die Nacht zugebracht und am Morgen des Gründonnerstags die hl. Messe gefeiert hatten, gelangten wir gegen Mitternacht an den sehr berühmten, schon oben genannten Hafen von Faïfo.

Ich kam gerade recht an, um die Leidensgeschichte des Herrn vorzutragen und den Charfreitag zu feiern. Es freuete mich sehr, daß ich eben zwei portugiesische, frisch aus Macao angekommene Schiffe traf, welche mir verschiedene Briefe von unseren Vätern brachten. Aber ich war sehr erstaunt, daß mir keiner als Gehülfe zugesandt wurde. Schon seit einem

ganzen Jahre hatte ich keinen Priester mehr gesehen, und daher auch nicht beichten können.

Zum guten Glück vernahm ich, daß zwei Väter aus dem Orden des hl. Franziskus im Hafen von Tscham, ganz nahe bei Faïso, angelangt seien auf einem spanischen Schiffe, das auf der Fahrt von Macao nach den Philippinen genöthigt gewesen sei, in Cochinchina vor Anker zu gehen, und das sich schon seit etlichen Wochen daselbst befände. Ich reiste auf dem Meere dahin und gelangte gegen Einbruch der Nacht an. Diese guten Väter erwiesen mir ganz außerordentliche Liebesdienste und bezeigten mir so viel Artigkeit, daß ich darüber beschämt wurde. Ich war noch eben recht gekommen, denn das Schiff sollte am nächsten Morgen absegeln; und so war es mein erstes Geschäft, daß ich beichtete. Nachdem ich ein ganzes Jahr dahingelebt hatte, ohne dieses Sacrament, welches ich so vielen Tausenden von Menschen gespendet habe, selbst zu empfangen, that ich zuerst meiner dringendsten Pflicht Genüge und brachte dann den übrigen Theil der Nacht in Gesellschaft dieser wackeren Väter und der Herren aus Spanien zu, welche mir erzählten, was sie am Hofe des cochinchinesischen Königs in einer Angelegenheit, welche ich nachher erzählen werde, gethan hatten.

Als die Spanier auf den Philippinen vernahmen, daß die Portugiesen zu Macao das spanische Joch abschüttelten, um sich der Partei des Königs von Portugal anzuschließen, schickten sie ein großes wohlausgerüstetes Schiff mit einem Hauptmanne und Soldaten, um diejenigen in Macao, welche unter der spanischen Herrschaft bleiben wollten, zu verstärken. Aber die Portugiesen schlugen dieselben, nahmen sie gefangen und setzten sie dann wieder auf ihr eigenes Schiff, ohne ihnen sonst Böses zu thun. In Macao gab es nun auch vier spanische Ordensfrauen, welche kurze Zeit vorher von den Philippinen gekommen waren, um ein Kloster der hl. Clara zu gründen. Da nun die Portugiesen sich von dieser Nation, auf welche

15*

sie ohnedieß nie gut zu sprechen waren, ganz losmachen wollten, so beschlossen sie, die vier Nonnen gleichfalls auf jenes Schiff ihrer Nation zu setzen und unter der Begleitung zweier sehr angesehener Väter aus ihrem Orden in ihr voriges Kloster zurückkehren zu lassen.

Sie reisten gegen Anfang Februars im Jahre 1645 von Macao ab; aber ein sehr heftiger Sturm stieß sie aus der rechten Bahn nach den Philippinen und führte sie in den Hafen von Tscham im Cochinchina. Als die beiden Väter vernommen hatten, daß ich in der Provinz Quinchin gefangen säße, und die Christen daselbst strenge verfolgt wären, so schrieben sie mir drei sehr schöne Briefe, welche ich noch besitze, in welchen sie mir mit äußerster Güte ihr Mitleid mit meinen Leiden ausdrückten, mir ihre Dienste anboten und mich von Allem benachrichtigten, was ihnen am Hofe des Königs von Cochinchina zugestoßen war.

Kaum waren nämlich diese vier Klosterfrauen angekommen, so verbreitete sich das Gerücht im ganzen Königreiche und vorzüglich am Hofe, wo der König und die Königin von der Lebensweise der Clarissinnen gehört hatten und sie sehen wollten. Diese wehrten sich lange dagegen und sagten, sie seien unwohl. Aber am Ende mußten sie dem Könige gehorchen, welcher durchaus wollte, daß der spanische Hauptmann nebst einer Abtheilung seiner Soldaten als Bedeckung mit den Frauen reiste.

Bevor sie an den Hof gingen, hatten sie in einem kleinen Hause im Hafen von Tscham, welches uns gehört, sehr bequem gewohnt und es für ihr zurückgezogenes Leben sehr geeignet gefunden. Alle Frauen der Nachbarschaft wollten die Töchter des hl. Franziskus besuchen, weil man ihnen sagte, daß dieselben sehr heilig, stets eingeschlossen und verschleiert sind. Aber Niemand wollte es glauben, wenn man sagte, daß unsere Ordensfrauen das Haupthaar abscheeren; denn das ist etwas ganz Außerordentliches bei diesen Völkern, bei wel-

chen besonders die Frauen mit äußerstem Fleiße darauf halten, das Haar recht zu pflegen, und dasselbe ebenso lieben, wie ihr eigenes Leben.

Frau Maria Magdalena, die Gemahlin des Statthalters, bewies vor allen Uebrigen des Landes die außerordentlichste Güte gegen die „heiligen Töchter", wie man sie nannte. Sie schickte ihnen alle Tage ein neues Geschenk, besuchte sie sehr oft und übergab ihnen sogar ihre einzige Tochter, damit sie einige Tage bei ihnen zubrächte. Dieses ungefähr dreizehn Jahre alte Fräulein faßte solche Zuneigung zu den Frauen und solche Hochachtung vor ihrer Tugend, daß sie entschlossen war, mit ihnen zu gehen, und es kostete große Mühe, bis man sie davon abbrachte, in Gesellschaft mit den Franziskanerinnen nach den Philippinen zu reisen.

XLII.

Welche Ehren der König von Cochinchina diesen Ordensfrauen erwies.

Indessen drängte der königliche Befehl die gottgeweihten Jungfrauen, an den Hof zu gehen. Man sandte ihnen eine schöne Galeere, auf welcher sie die Reise ganz gut machten. Bei ihrer Ankunft wies man ihnen das Haus eines der höchsten Beamten an, in welchem sie durch die Frau und die Tochter des Hauses prachtvoll bewirthet wurden, bis sie vom Könige in den Palast gerufen würden.

Es war gegen zwei Uhr Nachmittags, als sie, beständig dicht verschleiert, in Gesellschaft der beiden Ordensmänner zum Könige gingen. Es folgte ihnen der spanische Hauptmann und ungefähr fünfzig Mann Soldaten, Alle wohl bekleidet und mit jenem schönen militärischen Anstande, welcher der spanischen Nation eigen ist. Der König erwartete sie; er lehnte an einem Fenster, welches auf den großen Schloßhof hinausging; die Königin war an einem anderen, nahe beim Könige. In diesem schönen Saale hatte man rings aus Tapeten ein sehr gefällig verziertes Gemach hergestellt, wo die Töchter des hl. Franziskus für sich sein konnten, ohne den Augen des ganzen zahlreichen Hofpersonals ausgesetzt zu sein.

Der König und seine Gemahlin waren prachtvoll gekleidet, die Angesehensten des Reiches hatten sich zur Vorstellung eingefunden. Die Leibwache bestand aus viertausend Mann, welche in vier Abtheilungen von je Tausend geschieden waren und sich so geschickt auf verschiedenen Punkten aufstellten, daß sie den Platz des Königs und der Königin, sowie den Ort, wo

die vier Ordensfrauen waren, ganz frei ließen. Die zwei dem Könige zunächst stehenden Abtheilungen trugen lange Röcke von veilchenbauem Damast, mit Goldstreifen am unteren Theile; die beiden anderen hatten lange Waffenröcke von fast schwarzer Farbe; jeder Soldat hatte einen großen ganz mit Silber besetzten Pallasch; sie standen Alle in Reih' und Glied, nicht ein Einziger rührte sich oder sprach ein Wörtchen.

Als die Franziskanerinnen in den Saal traten, führte man sie in jenes abgeschlossene Gemach links vom Könige; der spanische Hauptmann und die zwei vornehmsten Herren seines Gefolges nebst den zwei Ordensmännern näherten sich dem Könige und machten ihm ihre Ehrfurchtsbezeigungen nach spanischer Sitte, mit entblößtem Haupte, und ohne Etwas von ihren ernsten Ceremonien zu vergessen. Der König ermangelte nicht, ihnen voll Herablassung wenigstens ebenso viel Ehrerbietung zu erzeigen, und sagte ihnen mehrere verbindliche Worte voll Huld und feinem Anstande. Dann hieß er sie Alle sich auf erhöhte, eigens für sie bereitete Plätze niederzulassen, und befahl seinen Soldaten, sich auf den Boden zu setzen, mit gekreuzten Füßen, was in einem Augenblicke und ohne das mindeste Geräusch geschah.

Das Hoffest begann mit einem schönen Gouter, welches man auf mehreren runden, lackirten und vergoldeten Tischen auftrug. Jeder hatte seinen besonderen Tisch. Voll königlicher Pracht war jeder dieser Tische mit den feinsten Fleischspeisen im Ueberfluß besetzt. Der König lud zum Essen ein und bat von der Ferne die Klosterfrauen, sie möchten sich es wohlschmecken lassen. Während dieser Mahlzeit tanzten die Hofdamen ein schönes Ballet, und die Herren Spanier gestanden, daß man es in ihrem Lande nicht besser, vielleicht nicht einmal so gut könne.

Als das Mahl beendigt war, wollte der König, daß die vier Clarissinnen aus ihrem Verschlage hervortreten und an das Fenster, wo die Königin war, gehen sollten. Sie traten

hervor, immer streng verschleiert, gingen am Könige vorüber, begrüßten ihn und wandten sich dann zur Königin, neben welcher sie sich niedersetzten. Das Erste, wornach die Fürstin fragte, war, ob sie nicht den Schleier zurückschlagen dürften, weil sie sehen möchte, ob es wahr sei, daß sie sich die Haare abscheeren, was Niemand an jenem Hofe glauben wollte. Die vier Frauen sagten, daß sie ihren Schleier nicht ablegen dürften, am wenigsten vor den Augen so vieler Leute; aber sie lüfteten ihn ein wenig vor der Königin und zeigten derselben das Angesicht. Darüber war der König ein wenig unwillig; er sagte, er lasse ihnen doch auch sein Gesicht sehen, warum sie also ihm das ihrige nicht ebenfalls zeigen wollten.

Die Königin, eine eifrige Götzendienerin, fragte sie nach ihrem Gesetze und was für Gebete sie sängen. Die guten Ordensfrauen erwiederten mit christlicher Festigkeit, was ihre Pflicht war; aber die Frau, welche ihnen als Dolmetscherin diente, übersetzte die Antworten nicht getreu. Da befahl die Königin einer ihrer Hofdamen, die Hand auf das Haupt der Klosterfrauen zu legen und zu untersuchen, ob sie wirklich geschoren seien, wie man sagte. Die Frau berührte den Kopf der Aeltesten und da sie kein Haar fand, schrie sie ganz laut auf, es sei in der That so. Dieses kam ihnen wie ein sehr großes Wunder vor.

Die Unterhaltung währte mehrere Stunden, während welcher man nach der Landessitte mehrere Spiele mit wahrhaft königlicher Pracht aufführte. Als die Nacht anbrach, ließ der König im ganzen Palaste eine große Menge Fackeln anzünden, und nachdem Alles zu Ende war, gab er den Ordensfrauen und Spaniern eine starke Bedeckung aus seiner Leibwache mit. Sie dankten dem Könige für die Beweise seiner Huld und übernachteten auf ihren Galeeren, wo sie mehr Ruhe zu genießen hofften.

Am folgenden Morgen schickte der König der ganzen Gesellschaft viele Geschenke, besonders alle Arten der feinsten

Backwerke. Dann erlaubte er den Spaniern, nach Belieben eine Wohnung in der Stadt zu wählen. Einer der höchsten Angestellten beherbergte in seinem Palaste den spanischen Hauptmann und seine zwei ersten Offiziere und wies den übrigen Soldaten ein sehr geräumiges Haus an, wo sie ganz bequem wohnten. Die vier Clarissinnen nebst den beiden Franziskanern waren bei einem Beamten, welcher ein guter Christ war und von welchem ich schon früher einmal gesprochen habe; er hieß Joachim, seine Frau Anna. Beide empfingen mit äußerster Freundlichkeit die Dienerinnen Gottes in ihrem Hause, wo eine für die religiösen Uebungen derselben sehr geeignete Kirche war.

Das Haus war bei Tag und Nacht voll Leuten, welche kamen und ihre Andacht verrichteten. Die Hofdamen kamen gewöhnlich und die ganze gebildete Welt in jener großen Stadt. Jeder war entzückt, die Sittsamkeit und das heilige Leben dieser Jungfrauen zu sehen, wenn sie ihre Tagzeiten sangen. Alle unsere wackeren Christen, welche noch nie etwas Solches gesehen hatten, zerflossen in Thränen. Die guten Väter aus dem Franziskanerorden waren Tag und Nacht beschäftigt, die Beichten der Christen zu hören, und tauften in zehn Tagen vierundfünfzig Heiden, unter ihnen einige sehr Hochgestellte.

Die Erfolge wären noch größer gewesen, wenn der Aufenthalt länger gedauert hätte. Kein Feind des Glaubens wagte ein Wort zu sagen. Die hl. Messe wurde öffentlich gefeiert, und man predigte die Geheimnisse unserer Religion ohne Furcht vor den Verordnungen des Königs, welcher Alles duldete, ohne unwillig zu werden.

XLIII.

Die schönen Schauspiele, welche der König den Spaniern gab, und deren Rückkehr zu ihrem Schiffe.

Während die Anwesenheit der guten Ordensfrauen den Christen sehr nützlich war, wollte der König seinen fremden Gästen, welche so große Hochachtung für ihre eigene Nation haben, zeigen, daß auch die Cochinchinesen gerade keine Barbaren sind.

Das Erste, was er ihnen zeigte, war ein herrlicher Kampf von zwanzig ganz vergoldeten Galeeren, welche auf dem breiten Strome dieser Stadt tausend Exercitien aufführten. Der König selbst war in einer sehr prachtvollen Galeere, auf welcher er mit mehreren Herren vom Hofe die Uebungen leitete. Zur selben Zeit waren sein Sohn und sein Bruder auf einer großen nahegelegenen Ebene, sie ritten reichverzierte edle Pferde und führten ein herrliches Ritterspiel auf, so daß die Spanier in einer und derselben Zeit zweierlei Kampfspiele schauten, eines zu Wasser, ein anderes zu Land, und freimüthig eingestanden, daß sie noch nie etwas Schöneres gesehen hätten.

Am nächsten Tage ließ ihnen der König ein anderes Kampfspiel von fünfzehn Galeeren, welche auf dem Flusse erschienen, aufführen. Ein Theil der Fahrzeuge war vergoldet, der andere feuerfarben bemalt. Der König saß auf einem Throne am Ufer und hatte zweitausend Mann Leibwache zu beiden Seiten; Alle trugen gleiche Uniformen und Waffen.

Die Galeeren fuhren je drei und drei, mit solcher Genauigkeit im Takte, daß keine auch nur fingerbreit vor der anderen war; ihre Bewegung war gleichmäßig, und in den verschiedenen Schwenkungen, welche ausgeführt wurden, herrschte eine vollendete Uebereinstimmung.

Am dritten Tage wollte der König, daß die Spanier eine Ceremonie sähen, welche er zu Ehren seiner hingeschiedenen Ahnen veranstaltete. Sie fand in einem großen Hofe vor dem Palaste Statt. Alle Soldaten zogen in schönster Ordnung herein, ungefähr sechstausend an der Zahl; sämmtliche waren karmoisinroth gekleidet, mit vergoldeten Helmen und hellblinkenden Musketen. Die Hauptleute marschirten an der Spitze ihrer Abtheilungen; Jeder blieb in Reih' und Glied, wie wenn es gegen den Feind ginge.

Als Alles in Ordnung und der König erschienen war, kam ein heidnischer Priester des Landes, welcher an Tischen, die zu diesem Zwecke hergerichtet waren, gewisse Ceremonien machte, und nachdem er etliche für Niemanden verständliche Worte gesagt hatte, steckte er papierene Pferde, dann einige aus derselben Masse verfertigte Stücke Geschütz in Brand. Im nämlichen Augenblicke feuerten alle Soldaten ihre Musketen ab und begannen darauf ein Scheibenschießen. Der König gab Jenen, welche das Centrum gut getroffen hatten, sehr schöne Geschenke; dagegen verloren diejenigen, welche die Scheiben ganz gefehlt hatten, einen Monat am Solde.

Dieses geschah am Morgen. Am Nachmittage wollte der König den Spaniern ein Seetreffen aufführen mit achtzehn schönen Galeeren, welche größer waren, als die an den vorhergegangenen Tagen. Der ganze Nachmittag verging über diesem Exercitium; dann nahmen die spanischen Herren Abschied vom Könige, dankten ihm tausendmal für alle Beweise seiner Gnade und nahmen eine unglaubliche Hochachtung für die Pracht seines Hofhaltes mit sich.

Nach Ablauf der zehn Tage, welche so angenehm an die-

sem Hofe vorübergegangen, schifften sich die gottgeweihten Jungfrauen und die Abtheilung Soldaten wieder ein, um zu ihrem Schiffe im Hafen von Tschain zu fahren. Man kann das Bedauern der Christen über deren Abreise kaum ausdrücken. Die hochgestellten Frauen und auch andere besuchten sie nochmal und nahmen unter vielen Thränen Abschied; Einige waren so gütig, ihnen sehr weit das Geleite zu geben; die Anderen folgten ihnen am Gestade und Alle mit den Augen und Herzen.

Aber besonders zeichnete sich die Tante des Königs, Frau Maria, aus. Weit vom Hafen wartete sie in einer Galeere, bewies ihnen tausend zarte Rücksichten und gab ihnen viele Geschenke. Sie bezeigte so viel Verehrung für ihr hl. Ordenskleid, daß die Jungfrauen ihr einen Gürtel davon, der aus einem Stricke besteht, gaben und versprachen, ein ganzes solches Kleid zu schicken, was sie auch gleich nach ihrer Ankunft auf den Philippinen getreulich erfüllten.

Alles dieses erfuhr ich theils aus den Briefen, theils aus den mündlichen Erzählungen der beiden Franziskaner-Väter. Nachdem wir uns eine Nacht hindurch miteinander besprochen hatten, reisten sie am Charsamstag Morgens ab. Und so war ich wieder der einzige Priester in einem großen Königreiche.

XLIV.

Wie ich mit acht Gefährten gefangen genommen wurde.

Nach der Abreise des spanischen Schiffes brachte ich die Osterfeiertage in der Stadt Tscham zu, inmitten einer außerordentlichen Menge unserer Gläubigen, welche an diesen Tagen ihren Pflichten als katholische Christen nachkamen. Von da kehrte ich in jene Stadt der Japanesen, Namens Faïso, zurück, wo Ignaz sehr glücklich an Bekehrung mehrerer heidnischer, an japanesische Christen verheiratheter Frauen arbeitete. Ihre christlichen Ehemänner hatten bisher Nichts vermocht, um ihnen den heidnischen Aberglauben zu benehmen. Ignaz war in wenigen Tagen damit fertig; und in der That hatte er eine so außerordentliche Predigergabe, daß er nicht selten Predigten die ganze Nacht hindurch hielt, ohne daß sie Jemanden zu lange vorkamen; ja unter den Zuhörern war kein Einziger, welcher nicht wünschte, daß sie noch länger dauern möchten. Ich bin zwar sicher, daß meine Leser dieß nur mit Mühe glauben werden; aber ich gebe die feste Versicherung, daß ich selbst Augen- und Ohrenzeuge war.

Ich beschloß, von Faïso aus in die königliche Hauptstadt zu reisen, um die dortigen Christen zu trösten, weil sie vor kurzer Zeit in tiefe Trübsal gestürzt worden waren, besonders jene große Dienerin Gottes, die königliche Tante Maria. Ihr Sohn ließ nämlich wegen einer unbedeutenden Spöttelei, welche der König gegen die Christen aussprach, eine große Kirche, welche von seiner Mutter innerhalb ihres Palastes war erbaut worden, niederreißen. Die edle Frau war vor

Schmerz über die Rohheit und das Verbrechen ihres Sohnes so außer sich, daß sie acht Tage lang bald dahin bald dorthin eilte, ohne eigentlich zu wissen, was sie that.

So reiste ich denn hin, um sie zu trösten. Da ich es aber nicht wagte, mich in der großen Stadt am hellen Tage sehen zu lassen, so lebte ich in einer benachbarten kleineren verborgen. Sobald diese Dame es erfahren hatte, so verließ sie ihren Palast, um mich zu besuchen. Eine sehr große Zahl von Christen folgte ihr nach, und so segnete Gott unsere Arbeiten.

Aber es ereignete sich ein Unfall, welcher uns in sehr große Trübsal stürzte. In die nämliche Stadt, wo ich verborgen wohnte, war der König zu längerem Aufenthalte gekommen und bewohnte ein Haus ganz nahe bei dem unsrigen. In der Nachbarschaft entstand eine Feuersbrunst. Alles gerieth in Verwirrung. Ich brachte es nicht über mich, aus dem Hause zu gehen, da der König mich unfehlbar gesehen hätte, wenn ich mich hätte retten wollen. Ueberdieß rückte uns das Feuer näher, und schon trug der Wind die Flammen auf das Dach unserer Wohnung.

Es war um uns geschehen, wenn uns Gott nicht sichtbar zu Hülfe kam. Wir nahmen unsere Zuflucht zum Gebete; und durch eine wunderbare Wirkung der göttlichen Güte drehte sich der Wind und wehte die Flammen nach einer anderen Seite und so günstig für uns, daß wir Nichts mehr zu fürchten hatten. Ja es ist kein Zweifel möglich, Gott steht seinen Dienern bei.

Ich blieb noch etliche Tage länger in dem nämlichen Hause eingeschlossen und fand immer mehr Geschäfte. Dennoch entschloß ich mich, diesen Platz zu verlassen, um an das äußerste Ende des Königreichs gegen Norden zu reisen, weil ich meine Heerde daselbst schon seit einiger Zeit nicht mehr besucht hatte. Ich stieg in meine Barke mit acht Katecheten, gerade drei Tage vor den Pfingstfeiertagen. Kaum hatten wir aber sehr

guten Wind erhalten, welcher uns glücklich auf jenem großen Strome dahintrug, so wurden wir entdeckt durch drei königliche Galeeren, welche in allen Flüssen und auf dem Meere kreuzten, weil man fürchtete, der neue König von Tonkin möchte Gedanken auf Cochinchina haben.

Man beeilte sich, uns sogleich gefangen zu nehmen, weil man uns für Spione des tonkinesischen Königs hielt. Die Kunde davon drang bis an den Hof von Cochinchina. Nachdem wir jedoch den Soldaten, die uns sehr schlecht behandelten, bewiesen hatten, daß wir keine Waffen führten, wurden sie etwas milder. Der Oberanführer selbst, welcher es über sich nahm, uns bis auf weitere Befehle des Königs in Verwahr zu behalten, war so rücksichtsvoll, daß er uns in sein Haus aufnahm und eine sehr schöne Kapelle herrichtete. Er erlaubte allen Christen den Zutritt und lud sie selbst ein. Er bereitete den Altar für die Messe, und ich hatte bei ihm ganz dieselbe Freiheit, welche ich in einem unserer eigenen Häuser hätte haben können. Hier taufte ich in neun Tagen siebzig Heiden, welche, wie sie zu mir sagten, Christen wurden, in der Hoffnung, daß sie mich zum Gefängnisse und zum Martyrthume begleiten dürften.

Ich erlebte noch nie einen solchen Andrang von Gläubigen. Die Christen hatten gehört, daß wir gefangen genommen seien, und eilten von allen Seiten herbei, um mit uns zu gehen und uns beizustehen. An einem einzigen Tage sah ich fünf Flußschiffe anlangen, alle angefüllt mit diesen Dienern Gottes, welche uns besuchen wollten. Ich that ihnen so viel ich konnte, indem ich ihnen die Sacramente spendete und nach Möglichkeit jede Unterweisung ertheilte. Man muß gestehen, daß die Herzensgüte dieser Leute nicht ihresgleichen in den Ländern Europa's hat. Und doch meint man in Europa, die Bewohner der übrigen Erdtheile seien Barbaren.

---

nehmen würde, wenn seine Frau fort und fort die Bekehrung verweigerte. Er habe alle Anstrengungen gemacht, sagte er, um ihre Halsstarrigkeit zu brechen, aber Nichts zu Stande gebracht. Da er nun Alles, was ich ihm auferlegt hätte, erfüllt habe, so sei es billig, daß ich mein Versprechen halte.

„Wie verstehet ihr das, mein lieber Freund? erwiederte ich ihm. Sehet ihr nicht, daß ich Gefangener bin? Das wäre jetzt eine Zeit, aus meiner Genossenschaft zu scheiden, nicht aber, in sie einzutreten." — „Was sagen Sie, mein Vater? antwortete der wackere Christ. Gerade deßwegen wünschte ich mehr als je einzutreten; Sie gehen jetzt in das Gefängniß und zum Martyrthum, und darum möchte ich in Ihrem Gefolge sein. Thun Sie, was Sie wollen, aber Ihr Wort brechen können Sie nicht; ich werde Ihnen nicht mehr von der Stelle gehen." Und mit diesen Worten eilt er in meinen Kahn, mischt sich unter meine übrigen Gefährten und kam mit uns, was ich ihm auch sagen mochte, an den Hof und in den Kerker.

Gegen Anbruch der Nacht gelangten wir in den Hafen und unser Soldat erlaubte es gerne, die ganze Nacht bei unseren Christen hinzubringen. Am folgenden Morgen, dem Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit, las ich die hl. Messe in der Meinung, daß es die letzte wäre. Ich ermuthigte die Christen, welche das Haus anfüllten und weinten, als ob sie ihren Vater verloren hätten. Ich sagte ihnen Lebewohl, und wir gingen heiteren Gemüthes an den Ort, wo wir einen Tod zu finden hofften, welcher uns tausendmal lieblicher dünkte als das Leben.

Alsbald führte man uns an den Ehrenplatz, d. h. in einen sehr finsteren Kerker. Guten Muths gingen wir hinein, obgleich es uns sehr mißfiel, daß der Beamte, welcher uns im Auftrage des Königs gefangen setzte, alle unsere Sachen wegnahm, und darunter unseren Kirchenschmuck und die Gewänder, welche zur Feier der hl. Messe dienten, und uns

nicht einen Heller zur Fristung des Lebens ließ. Er schickte Alles an den König, welcher uns nur die Meßgewänder wieder zustellte, weil man ihm sagte, daß wir dieselben brauchten, um dem großen Könige des Himmels und der Erde zu opfern.

Trotz unserer großen Armuth, trotz diesem finstern, übelriechenden Kerker lebten doch meine neun Katecheten und ich stets in dem Bewußtsein, daß wir ein wahres Paradies gefunden hätten. Unterdessen richtete man für uns Halsleitern her, und wir erwarteten sie mit Ungeduld als sichere Unterpfänder für das Martyrthum, welches immer der kühnste aller unserer Wünsche war.

XLVI.

Wie ich zum Tode verurtheilt und nachher wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Einige Tage nach unserer Gefangennehmung sprach man im Reichsrathe von mir. Der König verurtheilte mich mit eigenem Munde zur Enthauptung und verordnete, daß es ohne Aufschub noch an dem nämlichen Tage zu geschehen habe. So trat denn endlich ein, was ich schon so lange aus der Tiefe meines Herzens gewünscht hatte. Aber ein so großer Sünder wie ich verdient nicht diese Gnade, welche der Herr nur seinen Lieblingen verleiht.

Man machte schon Anstalten, den Befehl des Königs auszuführen und mir den Kopf zu nehmen, als zum größten Unglück Einer von meinen guten Freunden, welcher mir einen Gefallen thun wollte, mir den schlimmsten Dienst erwies, den ich nur von einem Todfeinde erwartet hätte.

Ein gewisser Beamter, der vom Könige sehr geschätzt und im Staatsrathe hoch angesehen war, da er ehemals den König in den chinesischen Wissenschaften und in den schönen Künsten des Landes unterrichtet hatte, erhob sich und sprach mit solchem Erfolge zu meinen Gunsten, daß er den Herrscher besänftigte, indem er insbesondere sagte, daß es für denselben ein Schimpf wäre, sein Schwert durch das Blut eines Unschuldigen zu besudeln. Es sei kein todeswürdiges Verbrechen, den christlichen Glauben, welcher ja nichts Schlechtes lehre, gepredigt zu haben. Wenn ich aber wegen eines anderen

Verbrechens verurtheilt worden sei, so verlange er keinen Widerruf des Todesurtheils gegen mich. Wenn jedoch sonst nichts Schuldbares von meiner Seite vorliege, so sei es kein Act der Gerechtigkeit, sondern eine Grausamkeit, mir das Leben zu nehmen.

Dieser wackere Mann war kein Christ; aber dennoch hatte ich, wie oben gesagt, einige Zeit in seinem Hause gewohnt und oft mit ihm über unseren hl. Glauben gesprochen. Lange hatte er in Betreff der Annahme des Christenthums geschwankt, aber am Ende trugen menschliche Rücksichten auf Unkosten seines Gewissens den Sieg davon. Nichtsdestoweniger hatte ich seine Frau und einen Theil seiner Dienerschaft getauft; er aber bewahrte in seinem Herzen eine gewisse Zuneigung zu mir und bethätigte sie leider bei dieser Gelegenheit.

Als der König die Worte desselben hörte, bereute er, daß er mich verurtheilt hatte und sagte: „Nun recht, man spricht mir zu Gunsten dieses portugiesischen Priesters; ich willige darein, mein Wort zurückzunehmen und ihm das Leben zu schenken, aber unter der Bedingung, daß er schnellstens mein Königreich räume und niemals zurückkehre. Und zwar befehle ich ihm unter Lebensstrafe, daß er sich entferne.“

Als man mir diese beiden Nachrichten in das Gefängniß brachte, war ich bis zum Tode betrübt. Immer und immer wieder klage ich, allerdings nicht jenen Beamten, welcher mir Gutes thun wollte, wohl aber mein Sündenleben an, wegen dessen mich Gott für unwürdig hielt, bei einer so schönen Gelegenheit zu sterben.

XLVII.

Wie meine neun Katecheten mit dem Kreuze beladen wurden, und was wir in diesem Kerker litten.

Im nämlichen Augenblicke, da man mir den genannten Beschluß meldete, brachte man die Leitern für meine Gefährten, um sie ihnen an den Hals zu legen. Aber ach! als ich bloß neun Leitern sah, befiel mich ein zweifaches Leid, daß ich diese Unschuldigen so mißhandelt sehen mußte, und daß allein i c h an ihrer Verherrlichung keinen Antheil hatte.

Unter diesen neun Dienern Gottes war kein Einziger, welcher die Leiter nicht mit ebenso großer Freude auf sich genommen hätte, als wenn ihm die wünschenswertheste Sache der Welt zu Theil geworden wäre. Man hatte mir seit einiger Zeit einen jungen Menschen von fünfzehn Jahren übergeben, um ihn im christlichen Leben zu unterrichten. Ich that ihn zu meinen übrigen Genossen; er ging in das Gefängniß so gut wie wir, und als man jene Halsleitern brachte, bot er unter den Ersten seinen jugendlichen Hals dar, damit er mit dem Joche beladen würde. Als der Richter aber sah, daß ein solches Joch viermal schwerer war als Jener, welcher es tragen sollte, so empfand er Mitleid und befahl, ihm ein leichteres aufzuladen.

I g n a z, so hieß nämlich diese jugendliche Unschuld, widersetzte sich augenblicklich jeder Erleichterung, welche man ihm gewähren wollte, und sagte, er habe hinlänglich Muth und Kraft, um das Joch unseres Herrn zu tragen; dasselbe sei

immer leicht; denn Jener, für welchen man es trage, helfe uns immer, daß wir siegreich ausharren. Er sprach so gut in Sachen seines Kreuzes, daß er den Proceß gewann und mit diesem Schmucke der Kinder Gottes erschien mitten unter seinen acht anderen Gefährten, welche die Leiter insgesammt mit derselben Freude trugen, weil sie hofften, daß sie ihnen behülflich sein werde, um den Himmel zu ersteigen.

Ich elender Mensch allein mußte mich schämen, dieses Ehrenzeichen nicht tragen zu dürfen Wir hatten in dem Gefängnisse Nichts außer dem Troste, welchen uns der Himmel geben konnte; denn im Uebrigen waren wir hülflos. Wir lagen auf der bloßen Erde und bekamen so wenig zu essen, daß wir nur mit Mühe unser Leben fristen konnten. Man hatte uns nämlich all' unser Geld genommen, und die Soldaten, welche von uns immer solches haben wollten, behandelten meine Gefährten sehr grausam und peitschten dieselben fast alle Tage. Was ich auch den Unmenschen sagen mochte, so war doch Nichts im Stande, sie milder zu stimmen.

Endlich fand ich Mittel und Wege, reichliche Almosen von den Christen zu erhalten, so daß wir genug hatten, um jene Geizhälse zufrieden zu stellen und uns aus der Noth, in welcher wir waren, zu ziehen. Gott wollte sogar, daß sich ein christlicher, in der chinesischen Schrift sehr gelehrter Jüngling uns anschloß, um uns, den Gefangenen Jesu Christi, behülflich zu sein. Er wollte selbst unser Koch werden und erwies uns alle Liebesdienste, wie wir sie vom besten Bedienten nicht besser hätten erwarten können. So erfinderisch ist die Güte Gottes, um Jenen, welche aus Liebe zu ihm leiden, zu helfen.

XLVIII.

Wie ich durch königliche Verordnung aus Cochinchina verbannt wurde.

Nachdem ich etliche Tage so gelebt hatte, ahnte ich, daß man mich nicht lange das Glück, in so schöner Gesellschaft zu leben, genießen lassen werde. Als ich die Zeit, in welcher ich den Kerker verlassen müßte, nahe glaubte, ließ ich meine Leidensgenossen ein paar Stunden schlafen, dann weckte ich sie auf und bereitete mich, ihnen Lebewohl zu sagen und ihnen Unterweisungen über Alles, was sie in dem Gefängnisse thun sollten, zu geben. Sie Alle beichteten und communicirten in der Messe, welche ich ihnen vor Tagesanbruch las. Gott weiß, unter wie vielen Thränen und mit welchen Empfindungen ich zu ihnen sprach und sie, Einen nach dem Andern, umarmte. Schon das bloße Andenken daran erweicht mir das Herz.

Am folgenden Tage trat der nämliche Beamte, welcher meinen Andreas zum Tode verurtheilt hatte, zu mir in den Kerker als Bevollmächtigter des Königs und befahl mir, mit ihm in die Stadt Faïso zu reisen, mich mit den Portugiesen, sobald sie nach Macao zurückkehrten, einzuschiffen und fortan unter Lebensstrafe Cochinchina zu meiden. Der König hatte diesen Auftrag gerade jenem Statthalter gegeben, weil er ihn als erklärten Christenfeind kannte. Und in der That behandelte er mich so grausam, daß er

mir nicht einmal Zeit ließ, meine theuren Leidensgenossen zu umarmen.

Er befahl seinen Soldaten, sie sollten mich aus dem Gefängnisse schleppen, mich unterwegs mit Niemanden sprechen lassen, und so an das Schiff bringen, auf welchem ich zu den Portugiesen gelangen sollte. Sie schleppten mich durch die Straßen der Stadt, zum äußersten Entsetzen und Schmerze meiner Christen, welche mir bis zum Schiffe folgten. Ja, als ich schon an Bord war, folgten mir die Einen längs der Rhede, die Anderen folgten mir in Kähnen einige Meilen weit vom Hafen; sie fanden Auskunftsmittel, mich einige Augenblicke anzuhalten, und so konnte ich noch einmal zu ihnen reden. Ich sagte ihnen das letzte Lebewohl, und vermischte meine Thränen mit den ihrigen; ich gab ihnen einige Gebetbücher in ihrer Sprache nebst etlichen geweihten Medaillen, die mir geblieben waren. Nachdem ich ihnen hierauf die neun Gefangenen anempfohlen hatte, wandten wir uns rechts nach Faïso, und die guten Christen kehrten in ihre Häuser zurück.

Kaum hatten wir nach dem Abschiede der Christen von Sinoa einige Meilen auf dem Flusse zurückgelegt, als zwei andere Christen an das Ufer heraneilten und inständigst um die Erlaubniß baten, daß sie mir ein Wort in's Ohr sagen dürften. Als unsere Wächter sahen, daß die beiden Personen sehr gesprungen waren, um mich noch anzutreffen, hatten sie Mitleid mit ihnen, ließen sie in das Fahrzeug herein und erlaubten ihnen, mit mir zu sprechen.

Sie führten mich auf die Seite und sagten mir schluchzend, sie wüßten aus guter Quelle, daß der König nicht gewagt habe, mich vor den Augen der ganzen Stadt hinrichten zu lassen, weil er Ruhestörungen befürchtete. Er habe den Soldaten, welche mich begleiteten, den Befehl gegeben, mich in's Wasser zu werfen, sobald ich aus dem Gesichtskreise aller meiner Freunde wäre; und dieser Befehl werde ganz

sicher in nächster Nacht ausgeführt werden. Sie vergossen bei diesen Worten so viele Thränen, daß sie kaum sprechen konnten. Ich dankte ihnen für ihre sorgliche Güte, umarmte sie auf Nimmerwiedersehen und entließ sie mit der Versicherung, daß sie mir keine angenehmere Nachricht hätten geben können.

Sobald sie fortgegangen waren, fing ich an mich zu sammeln, und ernstlich an die Ewigkeit zu denken, da ich fest glaubte, daß ich bereits an ihren Thoren stehe. Ich hielt die mir überbrachte Nachricht für sehr wahrscheinlich, weil mir die Soldaten fähig schienen, einen schlechten Plan auszuführen. Ich zweifelte nicht mehr daran, daß ich in dieser Nacht mein Leben für Gott opfern solle und vor seinem Richterstuhl erscheinen müsse.

Um mich gut auf diesen lieblichen Tod vorzubereiten, begab ich mich ganz allein in einen Winkel des Fahrzeugs, kniete nieder, hielt immer in den Händen mein Crucifix, welches mir der hochw. P. Mutius Vitelleschi bei meiner Abreise von Rom gegeben hatte; ich küßte es voll Liebe und bat meinen Heiland um Verzeihung für meinen vielfachen Undank, ohne meine Hoffnung auf etwas Anderes zu setzen als auf die unermeßliche Milde seiner Barmherzigkeit. Zum Nachtessen nahm ich einige Bissen Reis und trank ein Glas Wasser, in Erwartung, daß ich nun bald zur vollen Genüge trinken müsse. Dann fuhr ich in meinem Gebete fort, mein Crucifix in den Händen haltend und fest entschlossen, nicht zu schlafen, damit ich nicht im Schlafe überrascht würde, da ich wußte, wie es dem seligen P. Gonzales Sylveira bei einer ähnlichen Gelegenheit ergangen war. Beim kleinsten Geräusche, welches man machte, glaubte ich, man komme nun, um mich in's Wasser zu werfen. Immer harrte ich auf diese glückselige Stunde. Niemals kam mir die Zeit so lange vor, da ich wünschte, daß man mich bald in die Ewigkeit schickte.

Ich sah meine Soldaten insgesammt in tiefstem Schlafe liegen, was mich in Betreff der überbrachten Nachricht bedenklich machte. Als vollends der Tag gekommen war, erkannte ich, daß Alles falscher Lärm gewesen war. Ach! zu meinem großen Leidwesen war ich zu leichtgläubig gewesen, indem ich meinte, ich würde diese schöne Krone erlangen, da ich sie doch so wenig verdient hatte.

XLIX.

Mein Aufenthalt in der Stadt Faïfo, wo ich zweiundzwanzig Tage gefangen saß.

Nach zwei Tagen kam ich in der Stadt Faïfo an, wo ich mich einschiffen sollte, um Cochinchina zu verlassen. Die Portugiesen, welche von meiner Gefangenschaft gehört hatten und davon sehr schmerzlich berührt worden waren, begrüßten mich mit großer Freude. Aber der Hauptmann, welcher mich begleitet hatte, war beauftragt, mich nicht in Freiheit zu setzen, weil man fürchtete, ich möchte ihnen entwischen. Er übergab mich zur Bewachung einem sehr christlichen Japanesen, bis endlich die Portugiesen nach Macao absegeln würden.

Ich ging recht gerne in dieses Haus, da ich wohl wußte, daß ich vollkommene Freiheit haben würde, meinen gewöhnlichen Geschäften obzuliegen. Ich hatte mich in meiner Hoffnung nicht getäuscht. Dieser wackere Mann, Namens Franz, nebst seiner kürzlich getauften Frau nahmen mich sehr freundlich auf, so daß ich statt eines Kerkers in ihrem Hause einen für die Christen sehr geeigneten Ort fand.

Zwar hatte der König ausdrücklich befohlen, zwischen mir und den Christen jeden Verkehr abzuschneiden; an der Thüre meiner Wohnung hatte ich einen Soldaten, welcher bei Tag und Nacht nicht von der Stelle ging, eines Theils, damit ich nicht ausginge, andern Theils, um alle Jene, welche mich besuchen wollten, wieder fortzuschicken. Aber ich hatte einen

so guten und geneigten Hauswirth, daß er Mittel an die Hand gab, den Soldaten zu täuschen und die Andacht unserer guten Christen zu befriedigen. Dieser tugendhafte Japanese, welcher mich in seinem Hause beherbergte, fand einen Ausweg, um mich von der Zudringlichkeit jenes Wächters zu erlösen. Er hatte nämlich ein zweites Haus am Ufer des Flusses, ziemlich nahe bei jenem, in welchem ich wohnte, ließ es recht schön herrichten und setzte alle Christen in Kenntniß, daß sie sich jede Nacht hier versammeln sollten, da ich unfehlbar jedes Mal zu finden sei, obgleich ich verhaftet sei.

Wenn nun unser Wächter fest eingeschlafen war, setzte Franz eine Leiter an das Fenster meines Zimmers; ich stieg ganz leise hinab und ging in das andere Haus, welches ich immer voll von Christen fand. Ich brachte bei ihnen die ganze Nacht zu, hörte Beichten, predigte, hielt Christenlehren und ertheilte mehreren Neubekehrten die Taufe. Gegen zwei Uhr Morgens las ich die hl. Messe, bei welcher es immer viele Communicanten gab. Vor Tagesanbruch verabschiedete ich mich, stieg meine Leiter wieder hinan und blieb den ganzen Tag fest eingeschlossen. Weder der Soldat noch sonst ein Mensch wußte um meine nächtlichen Wanderungen.

Dieser Gang der Dinge dauerte zweiundzwanzig Tage lang; eine Zeit, innerhalb welcher sich zweiundneunzig Heiden von ihren Götzen wegwandten und von meiner Hand die Taufe empfingen. Wir konnten in diesen Tagen unsere Christen hinlänglich trösten und bekräftigen. Da aber meine neun Gefangenen in Sinoa der vorzüglichste Gegenstand meiner Sorge waren, so schickte ich ihnen mehrere Male Boten und eine hübsche Summe Geldes zu, welches ich von den Portugiesen entlehnt hatte.

Ignaz hatte seinen apostolischen Seeleneifer, welcher ihn stets beseelte, auch in den Kerker mitgebracht und predigte unaufhörlich Jesum Christum. In der schauderhaften Finsterniß, in welcher er eingesperrt war, ließ er Vielen das lieb-

liche Licht des Himmels leuchten und schenkte ihnen die Freiheit, indem sie ihre Sündenketten zerrissen. Er ließ mir durch einen Boten sagen, er bitte mich nur um Rosenkränze, Bilder und Medaillen, um sie unter seine Zuhörer bei den Predigten auszutheilen. Außerdem bedürfe er Nichts. Ich schickte ihm, was ich immer an solchen geistlichen Waffen, welche der heldenmüthige Soldat Christi so gut handhabte, auftreiben konnte.

Dieser bewunderungswürdige Diener Gottes hatte einen Bruder, Namens Peter, welcher gleichfalls sehr eifrig war, aber nicht wie Ignaz Katechet werden konnte, weil er schon verheirathet war, als er Christ wurde. Sobald er erfahren hatte, daß sein Bruder im Gefängnisse sei, eilte er unverzüglich zu ihm, um ihm alle Dienste, welche ihm möglich wären, zu leisten.

Vor kurzer Zeit hatte der König von Cochinchina den Befehl erlassen, daß Niemand, ohne Ausnahme, die Nacht außerhalb des Bezirks, in welchem er seine Wohnung hätte, zubringen dürfe. Diese Verordnung wurde sehr genau durchgeführt. Aber Ignazens Bruder, von welchem ich eben sprach, und ein anderer Christ, Namens Stephan, wußten Nichts von dem Verbote und blieben eine Nacht lang im Hause eines Christen, welchem ich die Gefangenen dringend anempfohlen hatte.

Peter und Stephan fürchteten in diesem Hause nichts Böses und wollten vor dem Schlafengehen ihr Nachtgebet nach der löblichen Gewohnheit der Christen gemeinschaftlich verrichten, beteten aber so laut, daß ein heidnischer Nachbar auf die Vermuthung kam, sie möchten Christen sein, und sogleich dem nahe wohnenden Richter Anzeige machte. Dieser ließ sie alsbald ergreifen und am nächsten Morgen vor den König führen mit dem Bemerken, daß sie Christen wären. Der König fragte sie, ob es wahr sei. Sie antworteten mit Ja, und erklärten, sie wollten es bis zum Tode bleiben.

Der Herrscher verurtheilte sie augenblicklich zu hundert Peitschenhieben. Man vollzog ohne allen Aufschub den Befehl mit solcher Streuge, daß man glaubte, die zwei edelmüthigen Christen müßten unfehlbar sterben, so sehr waren sie am ganzen Körper zerfleischt. Aber durch Gottes wunderbare Hülfe waren sie am Tage darauf so vollständig geheilt, daß ihneu nicht einmal eine Narbe von allen ihren Wunden blieb. Dieser Umstand flößte ihnen das heiße Verlangen ein, noch Aergeres für den Herrn zu leiden.

I.

Meine Verbannung aus Cochinchina, und wie uns Gott unterwegs durch die Fürbitte unseres glorreichen Martyrers Andreas wunderbar errettete.

Außer meinen neun Gefährten, welche ich im Gefängnisse zurückgelassen hatte, blieben mir noch fünf andere Katecheten übrig, welche ich zur Verkündigung des Evangeliums in die südlichen Provinzen geschickt hatte, während ich selbst mit anderen gegen Westen gegangen war. Sobald die Fünf erfahren hatten, was uns begegnet war, kamen sie schleunig zu mir, und da sie mich eben auf dem Punkte abzureisen antrafen, wollten sie mit mir gehen; aber ich gewährte ihnen ihre Bitte nicht, sondern erklärte ihnen, wie nöthig ihre Arbeiten eben in dieser Zeit für die ganze cochinchinesische Kirche wären, und insbesondere für ihre Brüder, welche den Kerker nicht eher verlassen dürften, als bis sie zum Tode geführt würden. Ich gab ihnen eine schriftliche Anweisung, was sie Alles zu thun hätten, und ernannte Einen von ihnen zum Oberen der Uebrigen. Dann umarmte ich sie auf Wiedersehen im Himmel, gab ihnen meinen Segen und versprach ihnen, wenn ich für meine Person nicht wiederkehren sollte, so wollte ich doch mit aller Anstrengung dafür sorgen, daß baldigst andere Väter, welche viel mehr leisten könnten als ich, zum Ersatze geschickt würden.

Ich kann keine Schilderung machen von den Schmerzensrufen und Thränen aller meiner Christen, welche sich am

Hafen versammelten, als ich mit den Portugiesen abreisen mußte. Die Einen warfen sich wie halbtodt auf die Erde, die Anderen brachen in so furchtbares Wehegeschrei aus, daß mir fast das Herz zersprang. Als ich die Güte dieser Leute sah, konnte ich nur mehr durch die Bewegungen meines Hauptes, meiner Arme und noch deutlicher durch meine Augen mit ihnen sprechen.

Als ich zu Schiffe ging, wollten die Behörden der Stadt auch anwesend sein und beobachteten mich, bis ich den Hafen verlassen hatte. Sie ließen mit lauter Stimme und in Gegenwart aller Portugiesen mein Verbannungsurtheil lesen, welchem zufolge mir der König bei Lebensstrafe verbot, je wieder in sein Land zu kommen, und ferner jedem portugiesischen Schiffskapitän, welcher mich nochmals hieher führen würde, unfehlbar mit dem Verluste des Kopfes drohte.

Es war am 3. Juli des Jahres 1645, als ich mit dem Leibe mein liebes Cochinchina verließ; aber mit der Seele habe ich es, so wenig als Tonkin, verlassen. Mein Herz weilt in der That ganz und gar in jenen beiden Ländern, und ich glaube nicht, daß ich je von ihnen scheiden kann.

Sobald wir auf dem großen chinesischen Meere fuhren, hatten wir einen so schrecklichen Sturm, daß unser Schiff fast zerschellte. In dieser drohenden Gefahr nahm ich das Haupt meines guten Andreas, stellte es auf einen verzierten Platz mitten auf dem Verdecke, ließ die ganze Schiffsmannschaft sich versammeln und fing darauf an, mit lauter Stimme die Litanei von der seligsten Jungfrau vorzubeten, indem ich zugleich die Fürbitte meines heiligen Blutzeugen anrief. Bevor ich geendigt hatte, hörte der Sturm so plötzlich auf, daß alle Personen auf dem Schiffe ausriefen: „Wunder! Wunder!". Der Wind wurde so günstig, daß wir sehr glücklich im Hafen von Macao anlangten, gerade zwanzig Tage nach unserer Abfahrt von Cochinchina.

Gott weiß es, wie sehr ein Jeder von uns dem großen Martyrer dankte. Aber unser Erstaunen wurde noch größer, als wir einige Tage nach unserer Ankunft inne wurden, daß in der nämlichen Meeresgegend, in welcher wir so glücklich dem Verderben entronnen waren, zwei andere große Schiffe zu Grunde gegangen seien. Das eine derselben kam aus Indien, das andere war mit uns von Cochinchina abgefahren. Nur sehr wenige Menschen konnten sich retten, und Einige von diesen erstatteten uns Bericht, aus welchem wir entnahmen, daß sie den Schiffbruch in ebenderselben Zeit gelitten, als wir in so großer Gefahr geschwebt waren. Aber wir hatten auf unserem Schiffe ein Gut, wie keines der Gescheiterten, nämlich ein Haupt, welches für Jesus Christus gefallen und deßhalb gewürdigt worden war, den Winden zu gebieten und über die Stürme zu herrschen.

Das Schiff, welches im vergangenen Jahre den Leib dieses hl. Blutzeugen nach Macao brachte, hatte durch die Fürbitte desselben eine ganz ähnliche Gnade empfangen. Der Steuermann that nämlich sein Möglichstes, einen Cours zu nehmen, welcher ihm für baldige Ankunft im Hafen sehr geeignet schien. Aber wie er sich anstrengen mochte, das Schiff nach jener Seite zu wenden, so fühlte er immer eine geheime Gegenwirkung, welche dem Fahrzeuge eine entgegengesetzte Richtung gab. Dieß dauerte so lange, daß er sich endlich genöthigt sah, sich dahin, wohin er selbst nicht wollte, tragen zu lassen. Und er sagte dieses auch Allen, welche auf dem Schiffe mitfuhren.

Aber im Hafen angelangt, erfuhr er vier Tage später nur allzu gut, daß jene geheime Macht, welche ihm widerstanden hatte, nichts Anderes war, als die liebreiche Hand des Blutzeugen, dessen Leib sie mit sich führten. Sie vernahmen nämlich, daß gerade auf jener Bahn, welche der Steuermann hatte einschlagen wollen, holländische Seeräuber kreuzten, und wirklich zur nämlichen Zeit einige nach Macao

fahrende Schiffe gekapert und mit sich genommen hatten. Dieses Vorkommniß wurde in der ganzen Stadt ruchbar, so daß man überall davon sprach und voll Verwunderung über die Verherrlichung dieses großen Dieners Gottes war. Alle Leute fühlten sich verbunden, dem hl. Leibe außergewöhnliche Ehre zu bezeigen.

LI.

Wie meine neun Gefährten im Kerker zu Sinoa nach meiner Abreise rühmlichst für ihren Glauben einstanden.

Kaum war ich von Cochinchina abgesegelt, so wurden meine neun Soldaten Jesu Christi, welche ich auf dem Wahlplatze zum Kampfe gegen die Feinde ihres göttlichen Herrn zurückgelassen hatte, schon angegriffen. Aber sie stritten mit solcher Entschlossenheit, daß Alle eine glorreiche Krone davontrugen.

Dieß geschah am 26. Juli des Jahres 1645, gerade am Jahrestage des Heldentodes ihres Mitkatecheten Andreas und drei Tage nach meiner Ankunft in Macao. Der König berief sie vor sich, um sie zu anderen Gesinnungen zu bringen. Alle Neun zogen hin mit jenen schweren Leitern am Halse und mit engelgleicher Sittsamkeit auf dem Antlitze. Sie traten in den großen Schloßhof vor die Augen des Königs mit einer so zuversichtlichen Miene, daß Jedermann staunte und Mitleid empfand, da er sah, wie sie mißhandelt worden waren, obgleich sie kein Verbrechen begangen hatten. Und selbst gesetzt, sie hätten ein solches verübt, so verlangte man ja doch nichts Anderes von ihnen, als daß sie es läugneten.

Der König fragte sie selbst, in der Meinung, sie auf diese Weise einschüchtern zu können. Die erste Frage lautete: Ob es wahr sei, daß sie Christen wären. Und wenn sie es

bisher gewesen wären, so befehle er ihnen hiemit, daß sie es fortan nicht mehr seien. Ignaz nahm das Wort für Alle und sagte: Sie seien insgesammt Christen und wollten es mit Gottes Gnade auch bis zum Tode bleiben. Der König solle nur recht bald die Probe machen, ob sie die Wahrheit sagten.

Dieses freimüthige Wort versetzte den König in Zorn. Er erwiederte: Wenn sie so schlecht berathen seien, daß sie sich sogar seinem Willen widersetzten, so solle man bald sehen, ob sie mehr Kraft hätten zu leiden, oder er mehr Macht sie zu quälen. Ignaz entgegnete: Sie selbst seien sehr schwach; aber die Gnade Jesu Christi sei stärker als alle Könige der Erde. Es sei nicht das erste Mal, daß dieselbe sogar in schwachen Werkzeugen über alle, selbst die größten Gewalten dieser Welt triumphirt habe.

Dieser Wortstreit dauerte einige Zeit. Ignaz sprach fast immer; aber Vincenz konnte sich nicht mehr zurückhalten und nahm auch seinerseits das Wort. Alle Uebrigen bestätigten durch Nicken mit dem Kopfe und durch Lächeln dasjenige, was ihre beiden Anführer sprachen. Mehrere Herrn vom Hofe mischten sich darein und riethen ihnen, sie sollten doch dem Könige gehorchen, sonst würden sie sehr unglücklich. „Unglücklich! erwiederte Ignaz, — nie ist ein wahrer Christ unglücklich. Wer den Himmel offen sieht, denkt nicht daran, den Tod zu fliehen. Und wer den Tod verachtet, hat Nichts mehr zu fürchten!"

Der König konnte diesen Freimuth nicht länger ertragen und befahl, man solle Ignaz und Vincenz, welche im Namen der Uebrigen gesprochen hätten, noch am gleichen Tag enthaupten, Jedem der Uebrigen aber einen Finger abhauen. Bei diesem Befehle geriethen Ignaz und Vincenz vor Freuden fast außer sich und umarmten einander vor dem ganzen Zuschauerkreise. Die anderen Sieben bewiesen auch äußerlich, wie unzufrieden sie waren, daß man sich statt der Enthauptung mit dem Abschneiden eines einzigen Fingers begnügte.

Man ergriff die Bekenner unverzüglich. Eine Abtheilung von zweihundert Soldaten führte sie auf eine Ebene außerhalb der Stadt. Alle Neun gingen freudig mit ihren Leitern und so rasch einher, als wenn ihnen Flügel gewachsen wären. Unzählige Christen folgten ihnen, nicht um ihnen Muth zu machen, sondern um sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen.

Die Ebene, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte, war voll von Leuten. Endlich langten die neun Schlachtopfer an und zogen die Blicke der ganzen großen Menge auf sich; allgemein bewunderte man ihren Muth. Aber man merkte wohl, daß Ignaz und Vincenz, welche zum Tode verurtheilt waren, ein weit fröhlicheres Gesicht hatten als die anderen Sieben, welche bloß einen Finger verlieren sollten.

Indessen wollte Ignazens Mutter ein Beispiel geben, wie die hochherzigen Mütter der alten Martyrer, welche ohne Schmerzgefühl ihre Kinder sterben sahen, und wollte in gewisser Weise den Muth der erhabenen Mutter des Königs der Martyrer nachahmen. Als sie erfahren hatte, daß ihr Sohn wegen seines christlichen Glaubens zum Tode verurtheilt sei, wollte sie hingehen ihn sterben zu sehen, ihn ermuthigen und ihre Thränen mit seinem Blute vermischen.

Sie drängte sich durch den dichten Knäuel der Zuschauer, eilte voll edlen Muthes zu ihrem Sohne, umarmte ihn, sagte allerdings keine zärtlichen Worte zu ihm, sondern sprach wie eine Mutter der Makkabäer. Ignaz ersuchte sie um ihr Gebet und konnte kaum mehr seine Thränen zurückhalten, als er ihr Lebewohl sagte. Aber sogleich faßte er sich und sprach mit so fester Stimme zu ihr, daß er deutlich bewies, wie seine eben geflossenen Thränen bloß ein Tribut der Natur, nicht eine Folge von Furchtsamkeit waren. Sie sagten einander mehrere Male das letzte Lebewohl vor den Augen der unabsehbaren Volksmenge, welche gar nicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Aber immerhin blieben nur bei Wenigen die Augen trocken.

Ich setze voraus, daß sein wackerer Bruder, von welchem ich vorhin gesprochen habe, sicher nicht versäumte, gleichfalls zu kommen, damit die Aehnlichkeit mit unserem lieben Erlöser, welcher beim Sterben auch seine Mutter und den hl. Johannes vor sich sah, vollkommen würde. Gleichwohl kann ich es nicht versichern, denn man hat es mir in der Schilderung des Todes unserer Martyrer nicht ausdrücklich angeführt; doch halte ich es für sehr wahrscheinlich.

Wie dem auch sei, Ignaz, immer voll hohen Muthes, betete zu Gott, erhob die Hände und die Augen zum Himmel, nahm Abschied von den Nächststehenden; dann fiel sein Haupt auf einen einzigen Streich. Diejenigen, welche zunächst bei ihm standen, haben eidlich bezeugt, und mit allen Betheurungen, die man nur vorbringen kann, versichert, daß dieses hl. Haupt dreimal den heiligsten Namen Jesu aussprach, als es zur Erde fiel. Wenn ich von meinem theuern Blutzeugen Andreas sagte, daß er nach der Enthauptung den Namen Jesu durch die Wunde seines Halses aussprach, so habe ich nur erzählt, was ich mit eigenen Ohren ganz deutlich vernommen hatte; was ich aber eben von Ignaz anführte, sage ich nicht in Folge eigener Wahrnehmung, wohl aber sind die Personen, welche behaupten, daß sie es mit eigenen Ohren gehört haben, sehr zahlreich und durchaus glaubwürdig. Und zu Allem hin macht mir die wunderbare Tugend, der Eifer und die Nächstenliebe dieses unermüdlichen Predigers jenes Wunder sehr wahrscheinlich. Denn nachdem ich Ignazen mehr als vier Jahre lang in meiner Nähe gehabt und geleitet habe, kann ich sagen, daß ich nicht leicht in meinem ganzen Leben einen treueren Diener Gottes, oder einen Prediger, welcher mehr vom göttlichen Geiste erfüllt gewesen war, gefunden habe, so daß wir in Wahrheit ihn einen ächten Apostel dieser neuen Kirche nennen dürfen.

Nach Ignazen behandelte man unseren Vincenz auf dieselbe Weise, und er bezeigte einen Muth, welcher dem seines

Genossen ganz gleich war. Alles dieses geschah vor den Augen der übrigen sieben ruhmreichen Bekenner, welche von Sehnsucht nach dem Tode fast verzehrt wurden, als sie die Standhaftigkeit ihrer beiden Gefährten sahen. Man schnitt Jedem einen Finger ab, und kein Einziger war unter ihnen, welcher nicht sagte, daß es ihm weit weniger schmerzlich gewesen wäre, wenn man ihm den Kopf abgeschlagen hätte.

Dieß war das glorreiche Ende meiner Genossen. Drei haben in Cochinchina das Martyrthum gelitten, ohne diejenigen zu zählen, welche in anderen Königreichen starben. Mehrere haben edelmüthig ihren Glauben vor den Tyrannen bekannt, verloren zwar nicht das Leben, aber doch Glieder ihres Leibes. Ich allein bin übrig geblieben, ohne an meinem Leibe ein Denkzeichen für Jesus Christus tragen zu dürfen. Ich flehe zu ihm von ganzem Herzen, er möge mich würdigen, diese Scharte auszuwetzen, und bald Jenen nachzufolgen, welche sich einst meine Kinder nannten, nun aber meine gütigen Herrn und Beschützer geworden sind.

Dritter Theil.

Rückkehr von China nach Rom.

Rückkehr.

Als unsere Oberen sahen, daß ich in solcher Weise aus Cochinchina verbannt sei, so urtheilten sie in ihrer Weisheit, daß es eine Verwegenheit wäre, mich so schnell wieder dahin zu senden, weil es nur dazu dienen könnte, jenen Fürsten zu erbittern und gegen die Christen aufzureizen. In der Absicht zu warten, bis sich sein Zorn ein wenig gelegt hätte, faßten sie den Entschluß, mich nach Europa zu schicken, damit ich geistliche und zeitliche Hülfe suchte. Sie glaubten, daß ich von allen den großen Nothständen jenes Landes, in welchem ich so viele Jahre durchlebt hatte, hinlänglich unterrichtet sei. Ich sollte einmal dem heiligen Stuhle darthun, welch' unabweisbares Bedürfniß es für jenes Land sei, Bischöfe zu haben; sodann sollte ich den christlichen Fürsten die große Armuth aller unserer Väter, welche an jenen herrlichen Missionsplätzen arbeiten, darstellen; und endlich unserem hochw. Pater General eröffnen, welche gegründete Hoffnung man hegen dürfe, alle jene Reiche zu bekehren, wenn wir Männer zur Verkündigung des Evan-

geliums erhalten. Man gab mir diese drei Aufträge und ich übernahm sie mit Freuden. Vom 23. Juli, dem Tage, an welchem ich nach Macao zurückkehrte, bis zum 20. December desselben Jahres 1645 bereitete ich mich zur Abreise vor. Während dieser Zeit aber beschäftigte ich mich hauptsächlich damit, zwei Väter unserer Gesellschaft in der cochinchinesischen Sprache wohl zu unterrichten. Der Erste war P. Metellus Sacano aus Sicilien, der Zweite P. Karl von Roca aus Turin. Zur nämlichen Zeit, als ich mich nach Europa einschiffte, reisten auch sie ab, um meinen Platz in jenem herrlichen Königreiche einzunehmen.

I.

Von Macao nach Malakka.

Als man zu Macao erfuhr, daß ich nach Rom reisen sollte, kamen Viele von meinen Freunden zu mir; Andere baten mich, ich solle ihre Kinder mitnehmen und auf dieser weiten und gefahrvollen Reise in meinen Schutz nehmen. Ich hatte einen Chinesen, einen Tonkinesen und einen Cochinchinesen bestimmt, mit mir zu reisen; ich wollte dieselben mitnehmen, um in Europa drei Repräsentanten der neu gegründeten Kirchen aufzuweisen; aber unsere Oberen glaubten, daß es genug sei, wenn ich den Chinesen allein mitnehme. So geschah es auch, und ich reiste, wie gesagt, am 20. December 1645 ab auf einer schönen Flotte von acht portugiesischen Schiffen, welche nach Indien und von da nach Lissabon segeln sollten.

Im Beginne der Fahrt hatten wir große Stürme. Sobald wir aber weiter gegen Süden gefahren waren, wurde das Meer ganz ruhig. Nur ein sehr leidiger Unfall setzte uns in Betrübniß. Ein portugiesischer Herr, einer der vornehmsten auf der ganzen Flotte, ging mit seiner Gemahlin nach Goa, einzig in der Absicht, dem Wunsche seines einzigen, etwa fünfzehn- bis sechzehnjährigen Sohnes nachzukommen. Derselbe wollte sich nämlich im Orden der ehrwürdigen Väter Augustiner dem Herrn weihen.

In der Abenddämmerung wollte nun der junge Mensch einmal den Versuch machen, auf einer Strickleiter, auf wel-

cher gewöhnlich die Matrosen auf- und absteigen, hinanzuklimmen. Da er aber nicht sehr stark war, fiel er in das Meer, vor den Augen seiner Eltern, welche sich gerne ihm nachgestürzt hätten, um ihn zu retten. Sie versprachen allen Jenen, die sich in's Meer wagen würden, um ihn zu retten, reiche Belohnung. Aber Niemand hatte den Muth dazu; denn der Wind war sehr gut, und das Schiff flog mit äußerster Geschwindigkeit dahin. So wurde der arme Sohn in den Wellen begraben und hinterließ den Eltern einen Schmerz über den Verlust, welcher sie bis zum Grabe begleitete.

Nachdem wir fünfundzwanzig Tage auf dem Wasser gefahren waren, langten wir glücklich in Malakka an, am 14. Januar des Jahres 1646. Ich muß gestehen, beim Eintritt in die Stadt stiegen mir die Thränen in die Augen. Es war eben der Tag, an welchem die Holländer ein großes Fest feierten, wegen des Jahrestags der Einnahme dieser Stadt, die ihnen gerade vor sechs Jahren in die Hände gefallen war. Man sagte uns, als die Holländer den Angriff machten, seien bloß fünfundzwanzig Portugiesen in der Stadt gewesen und hätten lange Widerstand geleistet; da sie aber sahen, daß von Goa kein Entsatz komme, und sie selbst vor Hunger halb todt waren, seien sie genöthigt gewesen, den herrlichen Platz den Belagerern zu überlassen. Diese hätten einen lebhaften Angriff gemacht und ein großes Gemetzel unter den zahlreichen guten Katholiken, welche rühmlich für Vertheidigung ihres Vaterlandes fielen, angerichtet.

In der That, das Fest war traurig für uns, als wir durch alle jene Straßen gingen, in welchen wir jedes Denkzeichen der wahren Religion ganz und gar vernichtet sahen. Ich gestehe es, mein Herz war tief niedergebeugt, wenn ich mir den grenzenlosen Wechsel dessen, was ich jetzt sah, und dessen, was ich vor dreiundzwanzig Jahren in dieser schönen Stadt gesehen hatte, genauer vorstellte. Damals hatte ich

drei Vierteljahre in unserem Collegium, welches auf einem so reizenden Hügel lag, gelebt. Ach! unsere, der glorreichen Gottesmutter geweihte Kirche, wo der große hl. Xaver so oft gepredigt, so große Wunder gethan hatte, diente jetzt als Predigtplatz der Irrgläubigen, um tausend Lästerungen gegen die seligste Jungfrau und die Heiligen zu schleudern.

Ich hatte sehr viele andere, herrlich gebaute und sehr reich begüterte Kirchen zurückgelassen, und jetzt mußte ich sie wiedersehen, entweder als Ruinen, oder im Zustande jämmerlicher Entweihung. Am schmerzlichsten wurde ich aber berührt, als ich hören mußte, wie die alte Glocke unseres Collegiums zu dem erbärmlichen sogenannten Gottesdienste der Calvinisten läutete. Ja ich mußte selbst eine Bemerkung machen, welche für Menschen, die sich Christen nennen wollen, ein entwürdigender Schandfleck ist: man gestattete den Katholiken des Landes nicht einmal die geringste kleine Kapelle, aber man ließ den Götzendienern einen Tempel am Thore der Stadt, wo sie ihre schändlichen Opfer darbrachten. Da sage man noch, daß die Herrn Calvinisten Jesum Christum im Herzen tragen.

Der einzige Trost für mich in dieser Stadt war, außerhalb der Mauern zwei unserer Väter zu treffen, welche geblieben waren, und sich mit lebendigem Eifer der Seelsorge jener armen Katholiken, die noch im Lande lebten, widmeten. Der Erste war der P. Nicolaus Torrente, ein Italiener, welcher für unsere chinesische Provinz bestimmt war, und P. Diego von Olivera, ein Portugiese; beide ganz ausgezeichnete Persönlichkeiten, welche in jenem verwüsteten Weinberge sehr tüchtig arbeiteten. Ich schloß mich ihnen an, um an ihren guten Werken Theil zu haben, und wartete auf eine passende Gelegenheit, um mich nach Europa einzuschiffen und meine Reise fortzusetzen.

II.

Mein vierzigtägiger Aufenthalt zu Malakka; Artigkeit des holländischen Statthalters.

Unsere Oberen hatten mir befohlen, lieber auf einem holländischen als auf einem portugiesischen Schiffe nach Europa zu fahren, weil sich die Portugiesen immer lange Zeit in Goa aufhalten, bevor sie nach Portugal segeln. Und wirklich erfuhr ich auch hierin einen ganz besonderen Fingerzeig der göttlichen Vorsehung; denn wäre ich mit den Portugiesen gereist, so hätte ich auf das Schiff des Dom Sebastian Lobo von Sylveira gehen müssen, und dieses scheiterte jämmerlich unterwegs. Es stieß nämlich wider eine starke Klippe und ging ganz in Stücke. Viele retteten sich wohl auf das Land, und er zuerst; aber die ganze Küste, auf welcher sie landeten, war wüst und öde, und er so müde, daß er nicht mehr weiter konnte; denn er war sehr beleibt und wenig daran gewöhnt, zu Fuß zu gehen. Da er sehr reich war, bat er seine Leute, sie möchten ihn tragen und versprach ihnen reichliche Belohnung.

Aber bei einem so weiten Wege kam ihnen die Last zu schwer vor; nachdem sie ihn also eine Zeit lang getragen hatten, wurden sie müde. So mußte er sich unter einem Baume niederwerfen. Ein einziger Bedienter, ein Chinese, war seinem unglücklichen Herrn so treu, daß er ihn nie ver-

lassen und lieber mit ihm das Leben verlieren wollte. Wahrlich eine merkwürdige Treue!

Während jener vierzig Tage, die ich mich in Malakka aufhielt, war ich nicht ohne Beschäftigung, sowohl mit den Katholiken des Landes, als mit den irrgläubigen Holländern. Insbesondere traf ich etliche französische Soldaten an, welche entzückt waren, als sie vernahmen, daß sie einem französisch redenden Priester beichten könnten. Ich hörte die Beichten Aller und reichte ihnen die Communion, was sie sehr freute; denn schon seit langer Zeit hatten sie die Sacramente nicht mehr empfangen können und hofften kaum, es je thun zu können, so lange sie Herren dienten, welche nicht wahre Diener Gottes waren.

Dennoch war der damalige holländische Statthalter in Malakka ein sehr artiger Herr, welchem ich für meine ganze Lebenszeit zu großem Danke verpflichtet bin. Er hatte die Güte, mich oft zu seiner Tafel zu laden, und ließ keine Gelegenheit vorüber, um mir in jeder Weise gefällig zu sein. Ich hatte das lebhafteste Verlangen im Herzen, seiner Freundschaft einen Gegendienst zu leisten, indem ich ihn zur Rettung seiner Seele, woran ihm am meisten lag, anzuhalten trachtete. Ich verlor keine Gelegenheit, ihn zur Erkenntniß der Irrthümer in seiner verkehrten Religion anzuleiten; und in der That bezeugte er mir drei- bis viermal, daß er ganz und gar schwankend geworden sei.

Eines Tages spazierte ich in einer großen Gallerie seines Hauses, wo er mehrere schöne Gemälde hatte und unter andern auch Abbildungen des hl. Ignatius und des hl. Franz Xaver. Er bat mich, ihm Etwas aus ihrem Leben zu erzählen. Nachdem ich dieß gethan hatte, ergriff er mich ganz trunken von innerem Troste an der Hand und sagte: „Ich versichere Ihnen, mein Pater, wenn ich Katholik wäre, würde ich in Ihren Orden eintreten; denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, welchen Heldenmuth Ihre Väter in Ja-

pan bei den furchtbaren Qualen, die wegen der Religion über sie verhängt wurden, an den Tag legten."

Als ich ein anderes Mal mit ihm an der Tafel saß, machte ich ihn auf die unvermeidliche Gefahr für sein ewiges Heil aufmerksam, wenn er bei dieser Secte verharrte, und wie die Katholiken, selbst nach dem Urtheile ihrer Feinde, in Sicherheit wegen ihres Seelenheiles seien. Ich suchte ihm das Schreckliche seines Zustandes fühlbar zu machen, und er war davon so gerührt, daß ein rechtschaffener Katholik, welcher ihn bediente, mir die Versicherung gab, sein Herr habe die ganze Nacht nicht geschlafen, sei immer in seinem Zimmer auf- und abgegangen und habe hundertmal vor sich hin gesagt: „Ist es wohl wahr, daß ich mich in meiner Religion nicht retten kann? Jener Pater hat mir so gesagt. Ist es wohl wahr? Ich hätte es nie geglaubt! Ich hätte es nie geglaubt!"

Von da an war er uns so günstig, daß er mir Nichts mehr abschlug, um was ich auch nachsuchen mochte. Er gestattete uns, daß wir unseren Katholiken öffentlich die Messe lesen, unsere Geheimnisse predigen und sogar Processionen veranstalten dürften in eine drei Wegstunden vor der Stadt gelegene Kapelle, wo jenes Bild der hl. Jungfrau war, welches, wie man sagt, vor der Einnahme Malakka's durch die Holländer Thränen vergoß.

Er versprach mir ferner, er wolle dahin arbeiten, daß die Kelche und die übrigen heiligen Geräthe, welche zur Zeit der Plünderung aus den Kirchen geraubt und damals von Irrgläubigen bei Trinkgelagen und zu anderen weltlichen Dingen entweiht wurden, wieder in unsere Hände kämen. Er wolle es so anlegen, daß wir die Geräthe, wie wir wollten, um Geld einlösen könnten.

Am Ende begünstigte er uns so sehr, daß ihn der calvinistische Prediger wegen zu großer Zuneigung zu den Katholiken verklagte, weßhalb er kurze Zeit darauf als Statthalter

nach den Molukken versetzt wurde, weil er an letzterem Orte weniger Gelegenheit hätte, mit katholischen Priestern zu verkehren. Bei meiner Abreise bewies er mir tausend zarte Rücksichten und versprach mir, er wolle sich bald nach Holland zurückziehen, und dann einmal ernstlich auf die Angelegenheiten seiner Seele denken.

III.

Reise von Malakka nach der großen Java-Insel, wo die von den Holländern erbaute Stadt Jacquetra liegt.

Als ich vierzig Tage in Malakka zugebracht hatte, aber keine Hoffnung hegen konnte, in diesem Hafen ein Schiff nach Holland zu bekommen, so entschloß ich mich zur Reise nach Java, dem Haupthandelsplatze der Holländer, wo der Hafen angefüllt ist mit Schiffen, welche über alle Meere jenes Erdstrichs herrschen. Wir reisten also am 22. Februar ab auf einem großen holländischen Schiffe, das uns nach elftägiger Fahrt ganz glücklich in dem Hafen landete.

Am dritten Tage unserer Reise begegnete uns jenes herrliche Wunder, welches ich in meinem Buche über das Martyrthum meines theuren Andreas, des ersten Blutzeugen von Cochinchina, erzählt habe. Am 25. Februar, gegen zwei Uhr Nachmittags, als der Wind uns eben sehr günstig wehte, waren unsere Matrosen so wenig auf der Hut, daß sie einen mächtigen Felsen, welcher fast an die Oberfläche des Wassers reichte, gar nicht beachteten. Das Schiff rannte so ungestüm dagegen, daß es ein Getöse gab wie ein Donnerschlag. Der Stoß war so gewaltig, daß das Schiff sich neigte und auf der Klippe fest saß.

Wir glaubten sogleich, wir wären rettungslos verloren. Ich stieg auf das Verdeck, und als ich ein starkes Brett unseres Schiffes auf dem Wasser treiben sah, benachrichtigte

ich unsere Leute insgesammt, daß sie sich zum Tode bereiten und nur noch auf die Hülfe unseres Herrn verlassen sollten. Wir beichteten Alle; denn ich hatte bei mir jene beiden Väter, welche ich in Malakka getroffen hatte; dann warfen wir uns auf die Kniee nieder, um zu unserem lieben Andreas zu beten. Ich hatte sein kostbares Haupt bei mir und sprach liebreich zu ihm: „Mein lieber Andreas! Wenn ich in diesem Meere begraben werde, so kann ich dein Haupt nicht nach Rom bringen.“ Im nämlichen Augenblicke, während ich diese Worte sprach, flog das Schiff von der Klippe, und wir fuhren wieder rasch voran.

Aber wir meinten, wir müßten unfehlbar und sogleich sinken, weil wir versichert waren, daß unser Schiff einen Leck habe, da wir die Bretter auf dem Wasser gesehen hatten. Während wir auf die Dinge, die da kommen sollten, harrten, sagten uns einige Matrosen, daß das Schiff nicht weiter Wasser bekomme, als es schon vor dem Stoße gehabt hätte; dieß sei nicht zu verwundern; denn weil es schon alt gewesen sei, habe man es an mehreren Stellen mit neuen Brettern überzogen; die Bretter, welche wir gesehen hätten, seien solche außen angenagelte gewesen, der eigentliche Schiffskörper sei noch ganz.

In diesem Glauben setzten wir munter unsere Fahrt fort und dankten Gott, daß er uns so gnädig befreit habe. Ganz glücklich segelten wir noch sieben Tage auf dem Meere. Als wir aber im Hafen angekommen waren, fanden wir, daß uns Gott noch mehr Gnade erwiesen, als wir gedacht hatten. Man wollte nämlich das Schiff unverzüglich ausbessern; als man es nun auf das Land gezogen hatte, sah man ein wahres Wunderwerk der Vorsehung Gottes. Unten am Schiff war in der That ein großes Loch, aber der Felsen, welcher dasselbe eingestoßen hatte, war bei dem Stoße selbst abgebrochen und hatte die von ihm gemachte Oeffnung mit einem großen Steine wieder ausgefüllt. Die ganze Stadt strömte zusammen,

um das Wunder zu sehen; wir aber, denen zu lieb Gott diese Gnade erwiesen hatte, nahmen daraus noch mehr Veranlassung ihn zu bewundern und ihm zu danken, dabei aber nicht seines Dieners Andreas zu vergessen, welcher so liebevoll sein mächtiges Fürwort zu unserer Rettung eingelegt hatte.

Wir kamen also am 5. März in Jacquetra an. Die Holländer machten Schwierigkeiten, zugleich mit uns auch die Portugiesen aufzunehmen, weil sie seit etlichen Tagen die Nachricht erhalten hatten, daß Landsleute von ihnen durch die Portugiesen in Brasilien schlecht behandelt worden waren. Man befahl daher den beiden Vätern, sie sollten sich entfernen, während ich als Franzose aufgenommen wurde.

Die Holländer haben diese Stadt erst seit kurzer Zeit gebaut und Neu-Holland oder Batavia genannt. Sie ist gut gebaut und nach der neuesten Kunst regelmäßig befestigt. Die Straßen sind lang und äußerst schön angelegt; ein großer Fluß verzweigt sich durch die ganze Stadt und gewährt unglaubliche Bequemlichkeiten; eine große Menge von Brücken führt über ihn, und fast keine Straße findet sich, welche nicht mit großen Palmen besetzt und so den ganzen Tag hindurch schattig wäre; dieß ist nicht nur sehr angenehm, sondern auch für das Auge sehr schön. Allerdings sind aber auch die Häuser nicht hoch, weil man die auf der Insel so häufigen Erdbeben fürchtet. Ferner hat man eine gute Festung nebst einem großen, bequemen Hafen, in welchem man zu allen Zeiten des Jahres landen kann, was in Indien, wie ich schon früher einmal bemerkt habe, etwas Außerordentliches ist.

Hier ist der hauptsächlichste Waffen- und Handelsplatz der Holländer für ganz Indien. Die Stadt liegt einige Grade südlich von der Linie gegen den Wendekreis des Steinbocks, ungefähr im nämlichen Längengrade wie Malakka; daher gibt es hier auch die nämlichen Früchte, die gleiche Hitze und eben dieselben Wunder der göttlichen Vorsehung, um die Sonnengluth weniger fühlbar zu machen.

Die Insel Java, auf welcher die Stadt liegt, ist groß und liegt in der heißen Zone; in ihre Herrschaft theilen sich zwei Könige, der von Mataran und der von Bantan, welche einander wegen der Oberherrschaft über die ganze Insel fortwährend bekriegen. Jacquetra liegt in dem Königreiche Mataran. Ich werde unten noch auf die Engländer, welche unter dem Könige von Bantan stehen, zu sprechen kommen. So viel kann ich aber jetzt schon sagen, daß weder Holländer noch Engländer sich im Mindesten um die Bekehrung der Heiden bekümmern; so wenig Liebe haben sie zu Jesus Christus. Und sie selber kennen ihn ja, um die Wahrheit zu gestehen, nur zur Hälfte.

IV.

Wie mich die Holländer in Jacquetra gefangen setzten.

Während ich mich in dieser Stadt aufhielt, um auf eine Gelegenheit zur Weiterreise zu warten, ging meine vorzüglichste Sorge dahin, den vielen französischen Katholiken, welche in den Diensten der Holländer standen, in geistlicher Beziehung Hülfe zu leisten. Sie wurden von ihren Herrn so schlecht behandelt, daß ich mit ihrem äußersten Elend an Leib und Seele Mitleid hatte; aber zum bösen Spiele mußten sie noch gute Miene machen; denn sie waren von ihrer Heimath zu weit entfernt, als daß sie an ein Entwischen denken konnten.

Zudem hatte ich noch das Vergnügen, oft mit mehreren Irrgläubigen zu verkehren, welche nach und nach ihren Irrthum erkannten. Durch Gottes Gnade konnte ich ungehindert alle Tage Messe lesen in dem Hause eines portugiesischen Herrn, Namens Innocenz Viera de Campos, welcher mit großer Liebe für meinen Unterhalt sorgte und mich bis Europa begleiten wollte. Wir suchten jedoch mit unserem katholischen Gottesdienste wenig Lärm zu machen, und ließen die Thüren geschlossen, um keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben.

Dennoch waren die Versammlungen, vorzüglich an den Festtagen, sehr zahlreich. Denn da kamen die Katholiken des Landes, und ihre Zahl war beträchtlich, um die Sacramente zu empfangen. Der Segen war so groß, daß ein portugiesischer Herr, Anton von Almeida Borges, zu mir sagte: wenn ich in Japan gewesen wäre, wo er sich einige Zeit lang aufgehalten hatte, so könnten meine Arbeiten keinen größeren Erfolg gehabt haben. So viele Per-

sonen bekehrten sich und entsagten entweder dem Laster oder dem Irrglauben.

Aber alle gesegneten Fortschritte des Guten werden zu jeder Zeit von dem Hauptfeinde der Tugend, vom Teufel, bekämpft. Fünf ganze Monate hatte ich in diesen schönen Arbeiten zugebracht und durfte mich eines Erfolges erfreuen, wie ich ihn nie erwartet hätte. Ich dachte nicht daran, daß mir Gott die Gnade erweisen und Gelegenheit schenken wolle, seinen hl. Namen durch eine ungefähr vierteljährige Kerkerhaft zu bekennen.

An einem Sonntage, den 29. Juli, waren die Katholiken sehr zahlreich in unser Haus gekommen, um ihre Andacht zu verrichten. Ich las wie gewöhnlich die hl. Messe. Kurze Zeit nach der Wandlung hören wir ein furchtbares Getöse, und man sagt uns, der Criminalrichter mit Gerichtsdienern sei gekommen, um die Katholiken während ihres Gottesdienstes zu überrumpeln.

Ich war sehr bestürzt; denn ich fürchtete, der heiligste Leib und das kostbarste Blut unseres Herrn möchte verunehrt werden. Daran dachte ich wenig, was für Leiden man über meine Person verhängen möge, wenn nur mein lieber Herr und Heiland nicht in die Hände seiner Feinde geriethe. Alsbald communicirte ich, und nahm alle geweihten Hostien, um sie Mehreren von den anwohnenden Gläubigen zur Communion zu reichen. Als man hierauf das Getöse nicht mehr hörte, entschloß ich mich, die Gebete nach der Communion zu lesen.

Wie ich mich nach der Vorschrift gegen das Volk wenden wollte, sah ich den Richter vor mir, welcher drei Häschern befahl, mich zu fassen und in das Gefängniß zu schleppen. Augenblicklich stürzten sie auf mich und wollten mich so in voller priesterlicher Kleidung durch die ganze Stadt bis in den Kerker führen. Sie hätten es auch ohne Zweifel gethan, wenn nicht sieben portugiesische Herren den Degen gezogen

und sich mit vollem Ernste widersetzt hätten. Ich besorgte, es möchte eine noch größere Ordnungswidrigkeit vorfallen und bat die Herrn, daß sie mich sollten ruhig in das Gefängniß gehen lassen; denn dieses sei die größte Ehre, welche man mir erweisen könne, daß ich nämlich Jesu Christo zu lieb Etwas leiden dürfe.

Der Richter befahl dann, daß man mich die priesterlichen Gewänder ablegen lasse; zu gleicher Zeit bemächtigte er sich der heiligen Geräthe und Bilder, und ließ im ganzen Hause nach Allem, was mir etwa gehören könnte, suchen. Sogar mein Brevier und Diurnale nahm er weg und ließ mir weder Bücher noch Schriften noch sonst Etwas, was mir zum Gebete der Tagzeiten dienen, noch eine Erholung gewähren konnte.

Er selbst führte mich in das Gefängniß; die Portugiesen, welche mit mir zogen, baten ihn, mich geraden Weges zum Statthalter zu führen; aber er wollte Nichts davon hören und erlaubte Keinem dieser Herrn, mit mir in den Kerker zu treten. Er verbot mir ausdrücklich jeden Verkehr mit ihnen, was auch strengstens in Ausführung gebracht wurde. Die Namen aller Jener, welche der hl. Messe beigewohnt hatten, wurden aufgeschrieben, um ihnen eine Geldbuße aufzulegen. Man begnügte sich, zwei katholische Soldaten, einen Franzosen und einen Portugiesen, zu verhaften, weil sie sich auch bei jenem großen Verbrechen hatten betreffen lassen.

Als ich in meinem Kerker eingesperrt war, warf ich mich auf die Kniee nieder und dankte Gott für die Ehre, deren er mich würdigte, für ihn zu leiden; zugleich machte ich die Wahrnehmung, daß in der Mauer ein großes Loch war, durch welches mich die anderen Gefangenen sehen und mit mir sprechen konnten. In der That sah ich gleich nach einigen Minuten einen katholischen Holländer an das Loch kommen und niederknieen. Er bat mich, seine Beichte anzuhören. Ich that es sehr gerne. Aber die Herrn Holländer hatten

die Oeffnung bemerkt und beschlossen, mir diese kleine Freude auch zu nehmen.

Zwei Tage nachher, d. h. gerade am Feste des glorreichen hl. Ignatius, führten sie mich in ein anderes, ganz dunkles Gefängniß, wo sie gewöhnlich die Verbrecher, welche das Leben verwirkt haben, einsperren. Diejenigen, welche mich dahin gehen sahen, sagten ganz laut, jetzt sei es um mich geschehen, ich müßte wohl ein recht schweres Verbrechen begangen haben, weil man mich zu diesem Gefängnisse verurtheilt habe; denn aus demselben komme man nur, um auf's Schaffot geführt zu werden.

Als ich mich in dieser Finsterniß ganz allein sah und unmöglich lesen konnte, wenn ich auch Bücher gehabt hätte, so entschloß ich mich, ganz und gar mit dem Vater des Lichtes zu verkehren und ihn um die geistige Klarheit zu bitten, damit ich vollkommen im Stande wäre, ihn recht zu verherrlichen. Ich machte meine geistlichen Exercitien, und zwar in vollständiger Einsamkeit; denn ich sah Niemanden außer dem Manne, welcher mir alle Tage einmal Etwas zu essen brachte und mich sogleich wieder verließ. Aber wahrlich, ich fühlte recht gut, daß Gott sich niemals freigebiger uns mittheilt, als wenn wir von allen Geschöpfen verlassen sind.

In dieser Einsamkeit blieb ich zehn Tage, und wirklich habe ich noch nie größere Tröstungen empfunden. Ich war recht böse darüber, als man mich am Tage des hl. Laurentius wieder herausführte und in jenes erste Gefängniß zurückbrachte, in welchem man das Loch zugemauert hatte, damit ich mit den übrigen Gefangenen nicht mehr sprechen könnte. Ich bat den Kerkermeister inständig, mich doch in dem dunkeln Orte zu lassen, weil mich Niemand daselbst störte. Er staunte, wie mir das schauderhafte Loch gefallen konnte; aber er wußte Nichts von den Gütern, welche mir Gott daselbst mitgetheilt hatte.

V.

Wie ich vor meinen Richtern zweimal verhört wurde.

Man führte mich also wieder in das andere Gefängniß. Daselbst saß nur ein einziger Gefangener, ein Holländer, Calvinist und sehr schlechter Mensch, welcher zwölftausend Thaler, die zum Unterhalte der Armen bestimmt gewesen waren, veruntreut und mit lauter Ausschweifungen verpraßt hatte. Ich versuchte zuerst sein Herz zu gewinnen, indem ich ihm viele kleine Gefälligkeiten erwies: dann sprach ich mit ihm weitläufiger von seiner schlechten Religion. Er bezeigte mir alle Freundschaft, welche ich nur wünschen konnte; aber in Betreff seines ewigen Heiles wollte er nie meinem Rathe folgen.

Die zwei katholischen Soldaten, von denen oben die Rede war, wurden bald auf freien Fuß gesetzt und zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt; sie verloren nämlich ihren Sold auf zwei Monate, was für sie sehr hart war, weil sie außer ihrem Solde Nichts zum Leben hatten. Ich für meine Person war weit strafbarer, kam auch nicht so wohlfeil davon. Volle vierzehn Tage mußte ich im Gefängnisse sitzen, ohne daß Jemand ein Wort zu mir sagte; erst nach Ablauf dieser Zeit berief man mich zur Verantwortung vor einen Criminalrichter und zwei Gerichtsbeisitzer nebst einem Notar, welcher Alles aufschrieb.

Sie saßen Alle, und ich mußte wie ein Verbrecher vor ihnen stehen bleiben. Zuerst fragte man mich, warum ich in ihrer Stadt trotz des so ausdrücklichen Verbotes Messe gelesen habe. Ich erwiederte ihnen: einfach deßhalb, weil ich

Priester wäre; das Verbot sei mir unbekannt, weil man es mir nie mitgetheilt habe; als ich gesehen hätte, daß man mir den Eintritt in ihre Stadt erlaubte, daß man mich in der Kleidung eines katholischen Priesters darin wohnen ließ, so hätte ich geglaubt, daß ich hier auch als katholischer Priester leben, also auch die meinem Stande angemessenen Verrichtungen vollziehen dürfte.

Diese Antwort brachte die Herrn in Verlegenheit, sie wußten nur zu sagen, daß die Messe in ihrem Gebiete verboten sei. Ich fuhr fort: Als Franzose müßte ich in Holland wenigstens ebenso viel Freiheit haben, als die Holländer in Frankreich, wo man sie doch noch niemals wegen Ausübung ihrer Religion gestraft habe.

Für's Zweite fragten sie mich, ob es nicht wahr sei, daß ich mehrere Bücher ihrer Secte, welche mir übergeben wurden von Leuten, die in meine Hände das Bekenntniß des römischen Glaubens ablegten, in's Feuer geworfen habe. Ich erwiederte, daß ich keines verbrannte, weil ich keines erhalten hätte, was auch in der That so war. Gleichwohl, fuhr ich fort, halte ich es für kein Verbrechen, Bücher zu verbrennen, sobald dieselben den Christen auf dem Wege zum Himmel hinderlich sind.

Besonders aber drangen sie in der Untersuchung darauf, ob der Statthalter von Malakka sich zum Papismus bekehrt und mir gebeichtet habe. Ich antwortete, daß ich von ihm in der That viele Beweise von Gefälligkeit erhalten habe, aber nie so glücklich gewesen sei, ihm auch einen Gefallen zu erweisen und ihn so weit zu bringen, daß er sich bekehrte.

Nachdem ich zwei volle Stunden mit dieser Untersuchung behelligt worden war, führte man mich in das Gefängniß zurück. Nach vierzehn Tagen wurde ich wieder herausgeschleppt, um vor einem Gerichte von sieben Beamten zu erscheinen. Ich mußte lange Zeit vor denselben mit unbedecktem Haupte dastehen, litt es aber gerne, indem ich daran dachte,

wie viele Beschimpfungen unser guter Herr und Meister Jesus Christus duldete. Endlich zog der Criminalrichter ein großes Papier hervor; dasselbe enthielt neunzehn Hauptanklagen, welche sich aber auf jene drei Hauptpunkte zurückführen ließen: daß ich ungeachtet des Verbotes Messe gelesen, daß ich Bücher verbrannt und den Statthalter von Malakka bekehrt habe. Der Rest bestand aus kleinen Streitpunkten. Aber der Richter fügte am Ende bei, daß er mich zu vier Dingen verurtheile: zu einer körperlichen Strafe, wie sie den Herrn Richtern gefallen würde; zu beständiger Verbannung aus allen unter der Oberherrlichkeit der Holländer stehenden Ländereien, mit Lebensstrafe, wenn ich wieder käme; zum Einzuge meiner sämmtlichen Habe. Die vierte Strafe war die allerunerträglichste: ich sollte unter einem Galgen stehen, während man durch Henkershand alle heiligen Bilder verbrenne. Der Vorsteher des Gerichts gab mir das Papier in die Hand, mit dem Befehle, auf die drei genannten Punkte innerhalb dreier Tage zu antworten.

Ich will hier meine Antworten nicht anführen; sie waren so überzeugend, daß man Nichts dagegen sagen konnte. In Betreff der körperlichen Strafe erklärte ich, daß dieses die größte Gnade sei, welche man mir erweisen könne; es sei für mich die höchste Ehre, an meinem Körper Denkzeichen für Jesus Christus zu tragen; ich hätte die Auszeichnung des Martyrthums volle dreißig Jahre lang in China, Tonkin und Cochinchina gesucht, sei aber nie würdig erfunden worden, eine Beschimpfung oder Verletzung an meiner Person zu leiden; wenn daher die Holländer mir diese Gunstbezeigung schenken wollten, nachdem die Götzendiener mir dieselbe versagt hätten, so würde ich sie für die größte meines Lebens halten. Was den zweiten Punkt, die Verbannung aus allen ihren Ländereien, betreffe, so verstehe ich mich gerne dazu; denn selbst auf diese Insel sei ich nur gekommen, weil mir der Generalgouverneur, Herr Cornelius Vandeclin, so-

bald er erfahren hatte, daß ich durch meine persönliche Verwendung und Anstrengung in Cochinchina sechs Holländer vom Tode errettet habe, sehr freundlich gedankt und mich eingeladen hätte, über Jacquetra zu reisen; den Beweis durch Briefe könne ich ihnen noch liefern. Was den dritten Punkt, die Einziehung meiner Habseligkeiten, betreffe, so werde Keiner, welcher sie erhalte, reich davon. Schon vor fünfunddreißig Jahren hätte ich Alles in Sicherheit gebracht, d. h. den Armen geschenkt, um Jesu Christo am Kreuze von Allem entblößt zu folgen.

Aber in Betreff des letzten Punktes, welcher eine Beschimpfung meines Herrn Jesu Christi sei, dessen Bilder man verbrennen wolle, müsse ich die Herrn bitten, mich armen und elenden Sünder lieber in tausend Stücke zu zerhauen und zu Asche zu verbrennen. Ich könne nicht glauben, daß Personen, welche sich Christen nennen lassen, eine so schauderhafte Gotteslästerung sich könnten zu Schulden kommen lassen; eine Gotteslästerung, welche ihnen Nichts zuzöge als den vollen Zorn Gottes und ewige Brandmarkung vor den Menschen, wenn dieselben vernehmen würden, daß Diener Jesu Christi auf schimpfliche Weise, durch Henkershand, die Bildnisse ihres Herrn hätten verbrennen lassen.

Etwa in dieser Weise antwortete ich den Herren schriftlich. Nachdem sie meine Antwort erhalten hatten, wollten sie dieselbe auch mit aller Muße lesen. Während dessen mußte ich im Gefängnisse bleiben, ohne die Messe oder das Brevier lesen zu können; ja mit keinem meiner Freunde durfte ich auch nur ein Wort sprechen. Der genannte portugiesische Herr hatte die Güte, mir alle Tage einmal etwas Speise zu schicken, und wollte es sogar täglich zweimal thun, wenn ich ihn nicht daran gehindert hätte. Der Gefängnißwärter versuchte die Speisen immer sehr genau; und die Herrn Holländer hatten die Gefälligkeit, mir niemals auch nur ein Glas Wasser zu geben.

VI.

Der Urtheilsspruch gegen mich. Die heiligen Bilder werden verbrannt.

Während dieser Kreuz- und Querzüge der holländischen Gerechtigkeit tröstete mich Gott auf eine Weise, welche ich nie erwartet hätte. Einer von den Aufsehern über das Gefängniß hatte einen blinden, aber sehr gut katholischen Sclaven, einen Indier von Nation, welcher ehedem durch die Väter des hl. Franciscus bekehrt, bei der Einnahme von Malakka durch die Holländer gefangen genommen und Sclave geworden war. Er hatte die Liebe zum wahren Glauben sehr tief im Herzen bewahrt und half nach Kräften allen Katholiken, besonders wenn er wußte, daß sie im Kerker saßen.

In einer Nacht, als er merkte, daß mein irrgläubiger Kerkergenosse tief eingeschlafen war, kam er und rief mir durch ein eisernes Gitter zu. Ich staunte sehr, daß man zu solcher Stunde mit mir sprechen wollte, und näherte mich ihm. Er erzählte mir sein ganzes Schicksal und bat mich, ich möchte seine Beichte hören, dann lieh er mir für jene Nacht ein in Elfenbein sehr schön gearbeitetes Bild unserer lieben Frau. Der gute Mann versammelte alle Samstage einige Katholiken, die er genauer kannte, um die hl. Jungfrau zu verehren vor jenem Bilde, welches er mir unter der Bedingung anvertraute, daß ich es ihm am nächsten Morgen zurückgebe. Dieses freute mich ganz außerordentlich. Es war die Nacht vor dem Feste der glorreichen Aufnahme Mariens in den Himmel, was der gute Blinde nicht einmal wußte. Ich betrachtete daher diesen Vorfall als eine besondere Gunstbezeigung, welche mir von meiner guten und liebreichen Mutter zur Be-

gehung ihres Festes zugekommen war. Bonaventura, dieß war der Name des Blinden, kam seitdem fast jede Nacht mit seinem theuren Bilde; ich suchte ihm seine Liebe zu vergelten, indem ich ihm in geistlicher Beziehung Alles that, was mir im Elende meines Kerkers möglich war.

Man erledigte bald den Proceß aller Jener, welche meiner Messe beigewohnt hatten. Sie wurden insgesammt zu einer Geldbuße verurtheilt. Jener portugiesische Edelmann, welcher mir sein Haus zum Gottesdienste eingeräumt hatte, wurde außer einer bedeutenden Geldstrafe auch noch dazu verurtheilt, daß er nie mehr in eine holländische Besitzung in Indien zurückkehren durfte. Aber er zeigte so großen Edelmuth, daß er für seine Person allein auch noch die den übrigen Katholiken auferlegte Geldstrafe zahlte, was ihn viel kostete. Er wollte vor aller Welt beweisen, wie ehrenvoll ihm das Verbrechen vorkam, daß er in seinem Hause die hl. Messe lesen ließ.

Ich wartete immer darauf, daß man endlich auch mein Urtheil veröffentlichte; denn ich war schon zwei Monate in dieser strengen Haft gewesen, so daß kein Fremder mit mir sprechen, oder an mich schreiben durfte. Aber doch war ich durch Gottes Gnade in einer so harten Abgeschlossenheit nichts weniger als verlassen. Endlich am 22. September erfuhr ich, daß das Urtheil gefällt sei. Aber man verschob die Bekanntmachung, weil die Herrn Richter eigensinnig darauf beharrten, daß ich unter dem Galgen stehen sollte, während man die Bilder verbrenne, was aber der Statthalter ein- für allemal nicht zugeben wollte, weil er fürchtete, die Katholiken möchten sich erheben, wenn sie mich so gemein behandelt sähen.

Endlich am 25. September des Jahres 1646 wurde ich in den Gerichtssaal geführt. Meine Herrn Richter erwarteten mich; in voller Amtstracht, mit ehrfurchtgebietender Hoheit saßen sie umher. Während ich baarhäuptig im Hintergrunde

dastand, befahl mir ein Beamter, weiter vorzutreten, damit ich meine Verurtheilung besser hören könne. Der Secretär trat in die Mitte und las das Urtheil eine gute Stunde lang vor, stets in holländischer Sprache.

Ich antwortete, diese Sprache sei mir unbekannt. Von dem stundenlangen Beschlusse hatte ich kein Wort verstanden. Da sagte Einer von den Richtern, welcher sehr gut französisch sprach, daß ich zu drei Dingen verurtheilt sei: das Land zu räumen, vierhundert Ducaten Geldbuße zu bezahlen, und daß die Bilder auf öffentlichem Platze unter einem Galgen verbrannt werden sollten, während zu gleicher Zeit oben am Galgen ein Verbrecher gehängt würde.

Ich erwiederte, die Verbannung sei mir eine Gunstbezeigung; Geld würden sie, so viel wisse ich gewiß, blutwenig bekommen, denn ich habe gar keines. Was aber die schauderhafte Lästerung gegen das hl. Bild Jesu Christi, des Gekreuzigten, und dessen Entweihung betraf, erhob ich laut meine Stimme und vergoß heiße Thränen. Ich sagte ihnen, ich appellire von ihrem ungerechten Urtheilsspruch, und wenn auf Erden Niemand sei, welcher meine Appellation annehmen wolle, so rufe ich sie vor den Richterstuhl Jesu Christi, welcher selbst ihr Richter sein werde, und die Lästerung, welche sie gegen seine Ehre sich aufzuladen im Begriffe standen, sicherlich auch rächen und sie als Leute behandeln werde, welche das größte Verbrechen der Welt begangen hätten.

Man ließ mich nicht weiter sprechen, sondern führte mich in den Kerker zurück, während ich immer laut rief und bat, man solle mich in Stücke zerhauen und verbrennen, aber sich nicht an Jesu Christo vergreifen. Ich gewann durch meine Bitten so wenig als durch meine Thränen. Die elenden Verworfenen hatten zwei Galgen aufgerichtet, an welchen zwei Diebe sollten gehängt werden, und zwischen inne einen großen Holzstoß angebracht, wo man das Crucifix verbrennen sollte. Und wirklich wurde dieß sogleich mit äußerster bei-

spielloser Gottlosigkeit vollzogen. Alle Katholiken knirschten vor Wuth, und selbst die Irrgläubigen sagten, es komme ihnen vor, als sähen sie das ganze blutige Trauerspiel des Verbrechens, wie die Juden den Erlöser zwischen zwei Räubern kreuzigten.

Und in der That, es war das ächte Abbild, außer daß dieses Verbrechen noch schauderhafter war, weil von Christen begangen. Ach! man hängte zwei Diebe, und zu gleicher Zeit ließ man Jesum Christum, da man ihn nicht in Person kreuzigen konnte, doch so weit sterben, als es möglich war, indem man sein Bild verzehren ließ durch ein Feuer, welches sie insgesammt anzündeten, indem sie tausend Sticheleien gegen das hl. Crucifix ausstießen.

Nur ein armer katholischer Sclave wollte um Alles in der Welt seinem Herrn, dem Gerichtsvorsteher, nicht gehorchen, und weigerte sich standhaft, die heiligen Bilder zu tragen und das gotteschänderische Feuer zur Verbrennung derselben anzuzünden. Aber er erregte nur Thränen vor dem Anblicke eines so zahlreich versammelten Volkes, welches den gerechten Schmerz des armen Unglücklichen, der einstens alle diese Gottlosen verurtheilen wird, mit ansehen mußte.

Allerdings zögerte Gott nicht lange, einige Zeichen seines Zornes zu geben. Ein Ehrenmann, ein sehr guter Katholik, versicherte mir, daß er zu gleicher Zeit drei feurige Kugeln in der Luft gesehen habe, offenbare Vorboten der ewigen Flammen, in welchen jene Elenden ihre Gottesschändung büßen sollten. Der Präsident und der Fiscalrichter, welche dieses ganze Verbrechen angezettelt hatten, verloren innerhalb weniger als einem Monat durch eine Verordnung aus Holland ihr Amt. Alle Leute sagten, daß dieß das erste Zeichen der Rache sei, welche von Gott für jene beiden Richter, die an einer so schauderhaften Ungerechtigkeit schuld waren, vorbereitet werde.

VII.

Mein Abzug aus dem Kerker und aus der Stadt Jacquetra.

Nach meiner Verurtheilung hatte Jedermann die Freiheit, mich in meinem Gefängnisse zu besuchen; denn ich mußte einen weiteren Monat darin bleiben, und man drang in mich, die Geldbuße rasch zu bezahlen, um aus dieser Sclaverei befreit zu werden. Ich erklärte beharrlich, daß ich keinen rothen Heller zahlen werde, und müßte ich auch mein ganzes Leben lang im Kerker bleiben. Kein Tod sei mir angenehmer, als der in einem Gefängnisse, in welchem ich allein deßhalb sitzen müßte, weil ich die hl. Messe gelesen hätte.

Gegen Mitte Octobers brachten Schiffe, welche aus Holland anlangten, eine Verfügung, zufolge welcher Herr Cornelius Vandeclin zum Generalgouverneur aller holländischen Besitzungen in Indien ernannt wurde. Bisher war er nämlich in diesem Amte bloß aushülfsweise, und zwar seit dem Tode des anderen Generalgouverneurs, Anton Vendima, welcher sein Amt neun Jahre lang bekleidet, sich später aber, vorzüglich seitdem er Malakka den Portugiesen hatte abnehmen und zerstören lassen, in ganz Indien unmöglich gemacht hatte.

Beim Amtsantritte des neuen Generalgouverneurs veranstaltete man mehrere öffentliche Lustbarkeiten. Unter anderen Gnadenacten schenkte er allen Gefangenen ihre Strafe, welches Verbrechen sie nun auch begangen hatten. Mein Fiscal-

richter, welcher immer noch auf meine vierhundert Ducaten wartete, war sehr unangenehm überrascht, als er sah, daß mir der Statthalter die Strafe schenkte und mich, ihm zum Trotze, aus dem Gefängnisse frei ließ.

Sein Verdruß wurde noch größer, als er mir einen kleinen Koffer, in welchem ich einige Papiere und ein wenig von den Portugiesen entlehntes Geld hatte, wieder zustellen mußte. Der saubere Herr hatte bereits seine Augen auf das Geld geworfen und gedachte es als guten Fang zu behalten. Ich beklagte mich deßhalb beim Statthalter; und dieser befahl mit großer Güte die ungesäumte Auslieferung meines gesammten Eigenthums. Man sagte, er habe dem ungerechten Richter heftige Verweise und sogar Stockschläge gegeben, weil er gegen mich und gegen den Portugiesen, welcher mir sein Haus eingeräumt hatte, zu strenge verfahren war.

Der Fiscalrichter war allzu ruhmgierig, als daß er sich dieser Behandlung gerühmt hätte. Er wollte mich nicht mehr sehen, aber er gab mir einen Polizeidiener, welcher mich nie verließ, zum Begleiter. Ich ging noch zum Generalstatthalter, um ihm für seine Gefälligkeit, die er mir sowohl bei meiner Ankunft in Jacquetra, als auch durch meine Freilassung aus dem Gefängnisse erwiesen hatte, aufrichtig zu danken. Er war höchst artig gegen mich, und bat mich um Verzeihung für sein Volk. Ich fuhr dann auf einem Boote zu den Portugiesen, welche in ihrem Schiffe auf mich warteten, um in das Königreich Macassar zu segeln.

Sie empfingen mich mit unbeschreiblicher Güte, besonders mein erhabener Wohlthäter, der Herr Anton von Almeida Borges, welchen ich unter heißen Thränen umarmte. Er ist es, der während meiner vierteljährigen Haft so liebreich für meinen Unterhalt gesorgt hatte. Ich gab ihm den Rath, seine Angelegenheiten bald in Ordnung zu bringen, und dieses schlechte Land, wo man Gott so wenig dient, zu verlassen.

Wir bestiegen das Schiff am Tage der hl. Ursula, am 21. October, nachdem ich acht Monate in Jacquetra, und davon drei Monate im Kerker zugebracht hatte. Die Portugiesen wollten geraden Wegs nach Macassar steuern; ich bat sie, mir Zeit zu lassen, damit ich nach Bantan, fünfzehn Stunden von Jacquetra, auf der nämlichen Insel Java, gehen könnte, weil die Engländer daselbst ihr großes indisches Magazin haben. Ich wollte gerne sehen, ob ich mich nicht auf einem ihrer Schiffe nach Europa einschiffen könne.

Ich kam noch am gleichen Tage in die genannte Stadt und fand eine Behandlung, welche von jener der Holländer sehr verschieden war. Herr Aaron Becka, Generalstatthalter der Engländer in Indien, empfing mich mit aller Zuvorkommenheit, wie ich nur von dem eifrigsten Katholiken hätte erwarten können. Er wollte, daß ich bei ihm speiste, und behandelte mich so artig, daß ich meinte, er sei Katholik, bis er mir eines Tages bei Tisch durch seine Rede ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß er das allgemeine Unheil dieser armen Nation theile, welche einst die Wonne der wahren Gottseligkeit gewesen war, aber seit einiger Zeit dasjenige verloren hat, wodurch sie seit so vielen Jahrhunderten vor allen übrigen Völkern verehrungswürdig dagestanden war.

Dieser edle Herr ließ mir seinen vollen Schutz und jede Art von Höflichkeit angedeihen. Aber mit Rücksicht auf die damaligen religiösen Wirren in England sagte er, daß er mir nicht erlauben könne, auf den Schiffen, welche bald absegelten, dahin zu reisen. Wenn ich aber noch ein Jahr warten wollte, so verspreche er mir ein sicheres Geleite in sein Vaterland und gebe mir die Versicherung, daß er für mein Leben, selbst auf die Gefahr, all' sein Hab und Gut einzubüßen, einstehen werde.

Ich dankte ihm dafür, indem ich anführte, daß ich bereits acht Monate bei den Holländern verloren habe und deßhalb meine Reise dringend beschleunigen müsse. Er gab mir sehr

umfassende Patente mit, so daß ich alle Orte, wo die Engländer Handel treiben, betreten durfte. Ich habe dieselben seither oft und mit all' dem guten Erfolge, welchen ich mir nur wünschen konnte, benützt. Ich verabschiedete mich von ihm, begab mich wieder auf das portugiesische Schiff, und so fuhren wir nach Macassar.

VIII.

Unsere Fahrt in das Königreich Macassar und Aufenthalt daselbst.

Wir begannen unsere Reise am 25. October und blieben außergewöhnlich lange, zwei Monate und fünf Tage, auf dem Meere; sind nämlich die Winde günstig, so ist die Reise viel kürzer. Seit mehr als einem Vierteljahre hatte ich die hl. Messe nicht mehr gelesen, und ich hätte noch länger zuwarten müssen, wenn sich die Portugiesen nicht bemüht hätten, mir heilige Gewänder zu verschaffen, weil die Holländer alle diejenigen, welche ich besaß, genommen hatten.

So begann ich denn am Sonntage, dem 28. October und Feste der hl. Apostel Simon und Judas, am geeignetsten Orte des Schiffes Messe zu lesen und hatte durch Gottes Gnade auf der ganzen Reise keinen einzigen Tag, an welchem ich diesen Trost entbehren mußte. So wollte mir Gott meinen Verlust bei den Holländern wieder gut machen. Und da ich kein Brevier hatte, befand sich zum guten Glücke ein Priester aus dem Orden des hl. Dominicus auf dem Schiffe, welcher mir alle Tage das seinige lieh.

Ich darf hier die ausgezeichnete Frömmigkeit unseres portugiesischen Schiffskapitäns nicht mit Stillschweigen übergehen. Er war ein sehr vornehmer und reicher Herr und wohnte jeden Tag nicht bloß der hl. Messe bei, welche ich las, sondern auch der Christenlehre, welche ich jeden Nachmittag hielt.

Auf seinen Befehl mußte auch die ganze Schiffsmannschaft daran Theil nehmen. Er communicirte oft und ließ es gleichfalls seine Dienstleute thun; mit einem Wort, er vergaß Nichts von Allem, was ein christlicher Herr thun kann.

Gott ließ uns dafür die Folgen seines Schutzes fühlen. Da nämlich die Reise wider alles Vermuthen lang dauerte und uns Nichts zu essen und zu trinken geblieben war, so versah uns Gott ganz allein mit Beidem. Er schickte einen starken Regen, welcher uns Wasser im Ueberflusse verschaffte; und als wir unsere Netze in das Meer warfen, fingen wir genug Fische auf viele Tage.

Mit diesem Proviante kamen wir glücklich am Tage des hl. Thomas, am 21. December, im Hafen von Macassar an. Unsere Väter, welche ein sehr schönes Haus in der Stadt besitzen, waren von meiner Ankunft benachrichtigt und eilten ungesäumt herbei, um mich in ihre Niederlassung zu führen. Ich ging mit ihnen wie in das Paradies; so freute ich mich, meine guten Väter zu sehen, nachdem gerade ein Jahr seit meiner Abreise aus Macao verflossen war.

Macassar ist eine sehr große und berühmte Insel, auf unseren Landkarten Celebes genannt. Der Haupthafen ist ungefähr vier Grade südlich von der Linie. Macassar ist äußerst ergiebig an Reis; alle Erzeugnisse Indiens gedeihen sehr gut, und besonders jene schönen Palmen, auf welchen die Kokosnüsse wachsen. Man findet eine große Menge Ochsen, Hühner und Tauben, aber durchaus keine Schweine, weil die Einwohner, welche Mahomedaner sind, dieselben ganz und gar ausgerottet haben.

Die Luft ist sehr gut und gesund, die Hitze nicht drückend, aus dem nämlichen Grunde, welchen ich bei der Beschreibung von Malakka angeführt habe, weil nämlich die Sonne zur Zeit ihres höchsten Standes, statt Alles zu verbrennen, sich einen schönen Schirm bildet, und bei der großen Kraft, welche sie hat, so viele Dünste und Wasserdämpfe an sich zieht, daß

der Hochsommer für jene Länder die Zeit des eigentlichen Winters ist. Die Hauptnahrung aller Einwohner sind Fische, welche sehr wohlfeil sind, weil sie in großer Menge vorkommen; sie sind so gut, daß Europa nach meiner Ansicht Nichts hat, was sich mit ihnen vergleichen ließe.

Weil die Luft sehr mild ist, so daß es nie kalt wird, so gehen die Männer von der Brust an bis zum Kopfe bloß. Aber die Frauen sind ganz vom Kopfe bis zu den Füßen bedeckt, so daß man nicht einmal ihr Gesicht sieht.

Ich kann nicht ohne das äußerste Bedauern an ihre Religion denken. Vor wenigen Jahren waren sie noch vollständig Götzendiener. Sie erkannten aber die Nichtigkeit der Götzen, welche man in ihrem Lande anbetete, so klar, daß sie sich gemäß einem allgemeinen Beschlusse der ganzen Einwohnerschaft, der Hohen wie der Niederen, entschlossen, ihre Religion zu wechseln. Da sie aber nicht wußten, ob sie sich der Religion der Christen oder der Secte Mahomeds anschließen sollten, so ergriffen sie, statt die Wahrheit der ersteren und die Falschheit der letzteren zu erforschen, ein sehr unvernünftiges Mittel, um die beiden Religionen zu erkennen.

Sie schickten Gesandte nach Malakka und baten die dortigen Christen um Priester, welche fähig wären, sie in der christlichen Religion zu unterrichten. Und zu gleicher Zeit schickten sie eine Gesandtschaft zum Könige von Acen, einem Mahomedaner, und baten ihn um einige Caciz, um ihnen die abergläubischen Thorheiten Mahomeds beizubringen. Sie waren entschlossen, die Religion derjenigen, welche zuerst ankämen, anzunehmen.

Ich weiß nicht, was ich bei dieser Gelegenheit mehr tadeln soll, die schlechte Urtheilskraft dieser Inselbewohner, oder die Lauheit der damaligen Christen, welche in einer so entscheidenden Angelegenheit so träg waren, daß sie sich von den Mahomedanern zuvorkommen ließen. Diese langten zuerst

an und waren so willkommen, daß sie ihre falsche Religion sogleich verbreiteten. Die Christen kamen erst später an und wurden abgewiesen. Diese Wunde blutet noch, ohne daß man das Uebel, welches vielleicht noch mehrere Jahrhunderte fortdauern wird, bisher hätte heilen können.

IX.

Der Oberstatthalter des Königreichs Macassar, und die Reden, welche ich mit ihm führte.

Bei meiner Ankunft traf ich den Oberstatthalter des ganzen Königreichs, welcher Carim Patingaloa heißt. Ich fand an ihm einen sehr weisen, verständigen und, mit Ausnahme seiner falschen Religion, sehr achtungswerthen Mann. Er kannte alle unsere religiösen Geheimnisse sehr genau, hatte aufmerksam die Geschichtswerke über unsere europäischen Herrscher gelesen und gab sich immer mit unseren Büchern ab, vorzüglich mit jenen, welche über Mathematik, worin er sehr erfahren war, handeln. Er hatte für alle Zweige dieser Wissenschaft so große Vorliebe, daß er Tag und Nacht darüber studirte.

Er war ein so rechtlicher und tüchtiger Mann, daß ihm das ganze Volk und alle Großen des Reiches die Königskrone antrugen, da der bisherige König schwach war, und man die großen Herrscheranlagen dieses Mannes erkannte. Es hing bloß von ihm ab, die Krone anzunehmen und auf's Haupt zu setzen. Aber er wollte Nichts davon wissen und zog vor, Unterthan seines rechtmäßigen Oberherrn zu sein, als das Diadem auf einem verbrecherischen Haupte zu tragen.

Er regierte ohne Unterbrechung das Königreich, so lange der König minderjährig war; als er aber sah, daß derselbe in das regierungsfähige Lebensalter vorgerückt war, legte er freiwillig seine Oberherrlichkeit nieder. Jedoch der König

fühlte sich so sehr zu Dank verpflichtet und von ihm abhängig, daß er ihm sein ganzes früheres Ansehen ließ und Nichts ohne seine Zustimmung that. Er war in der That der oberste Staatsminister, ohne welchen man nichts Wichtiges im ganzen Reiche unternahm. Er war es, welcher unsere Väter in diesen Staat berufen und sie auch fortwährend gehalten hat, obgleich die Feinde große Anstrengungen zur Vertreibung derselben machten.

Er ist es, welcher uns ein sehr schönes Haus angewiesen und freie Ausübung unseres heiligen Berufes gestattet hat. Ebenso wohnt er selbst gewöhnlich den Predigten, besonders an den Hauptfesten des Jahres, bei und schickt seinen ganzen Hof in dieselben. Er begleitet unsere Processionen, vor Allem in der Charwoche, mit solcher Sittsamkeit und Andacht, daß man ihn für einen sehr eifrigen Katholiken halten könnte.

Ich habe ihn oft von unseren Glaubensgeheimnissen mit großer Verehrung sprechen hören. Immer nannte er den Papst den großen Oberpriester der Christen; niemals sprach er die Namen der Heiligen aus, ohne herrliche Lobeserhebungen beizufügen. Wenn man ihn sprechen hörte, ohne ihn zu sehen, konnte man ihn für einen geborenen Portugiesen halten; denn er sprach diese Sprache mit solcher Leichtigkeit, als wäre er aus Lissabon selbst gebürtig gewesen.

In allen Punkten unserer Religion war er so gebildet, daß er oft darüber mit den Irrgläubigen stritt und sie gänzlich auf den Sand setzte. Besonders griff er die Holländer in Betreff der Gewalt des Papstes an, machte sich lustig über sie, weil sie einen Leib ohne Haupt ausmachen wollten, und bewies ihnen deutlich, daß hieraus nur ein Unding werden könne.

Sobald ich angekommen war, hielten es unsere Väter für gut, daß ich ihm als Procurator der japanesischen Provinz meine Aufwartung mache; eine Huldigung, welche der edle Herr durch so viele Wohlthaten wohlverdient hatte. Er empfing mich sehr herablassend und versicherte, daß er unsere

Väter liebe und sie vertheidigen werde gegen alle ihre Feinde, welche gerne darauf ausgehen möchten, sie aus Macassar zu vertreiben. Als ich merkte, daß er Gespräche über Mathematik gerne hörte, so fing ich an, ihn über diesen Gegenstand zu unterhalten; und Gott wollte, daß derselbe so großes Vergnügen daran fand, daß er mich seitdem jeden Tag in seinem Palaste sprechen wollte.

Es geschah, daß ich ihm eine Mondsfinsterniß einige Tage, bevor sie eintrat, voraussagte. Ich machte ihm eine vollständige Beschreibung davon, sowie er sie nachher mit eigenen Augen sah. Dieß nahm ihn so sehr ein, daß er wollte, ich solle ihn alle Geheimnisse dieser Wissenschaft lehren. Ich aber, der ich ihn die Wissenschaft des Weges zum Himmel viel lieber als den Lauf der Gestirne lehren wollte, besuchte ihn nie, ohne manche Worte einfließen zu lassen, welche ihn zur Bekehrung vermögen konnten. Und obgleich er oft das Gespräch wechselte, so ließ ich doch nicht nach, ihn immer wieder in mein Gehäge zu treiben.

Er hörte mich stets regungslos an, antwortete aber auf alle meine Sätze nur sehr wenig. Bisweilen sprach er vom hl. Franz Xaver mit Beweisen hoher Achtung; ich wollte ihm behaupten, daß der Heilige auch nach Macassar gekommen sei und hier zwanzigtausend Personen allein im Königreiche Tolo getauft habe. Er verstand mich sehr wohl und erwiederte, dieß sei nicht das Reich Tolo auf Macassar, sondern das auf den Molukken. Ich antwortete ihm, daß dieses wohl möglich, aber doch nicht ganz gewiß sei, was er mir nicht gerne zugestehen wollte.

Ich vergaß Nichts, um diesen Mann, von welchem die allgemeine Bekehrung des ganzen Reiches abhing, zu Jesus Christus hinzuführen. Er war nicht ungehalten darüber, wollte sich aber doch nicht bessern. Ich konnte nie entdecken, woher dieß kommen sollte, da sein Leben, wenigstens nach außen, nicht schlecht war. Er hatte sich nicht mit den Weibern

eingelassen. Ich konnte nur den einzigen Grund auffinden, daß ich ein zu großer Sünder war, als daß ich mit einem so guten Werke zum Ziele käme.

Als ich im Begriffe war abzureisen, ging ich zu ihm, um einen letzten Sturm für sein Heil zu versuchen. Beim Abschiednehmen sprach ich mit ihm unter Thränen und führte ihm Gründe an, welche für Rührung seines Herzens sehr geeignet waren. Aber nach der Auseinandersetzung, welche ziemlich lang war, erwiederte er mir nur die wenigen Worte: „Gut, mein Pater! Sie haben die Pflicht Ihres Amtes sehr gut erfüllt." Hierauf gab er mir viele Beweise seiner Hochachtung und umarmte mich wiederholt. Aber in Bezug auf die Hauptsache sagte er kein Wort.

Als ich in unser Haus zurückgekehrt war, schickte er einen Portugiesen, seinen innigsten Vertrauten, welcher mir von Seiten seines hohen Herrn tausend Freundschaftsversicherungen meldete und verschiedene Geschenke brachte, nebst einem Verzeichnisse derjenigen wichtigen Gegenstände, welche ich ihm aus Europa mitbringen sollte, indem er schließlich beifügte, er wünsche sehr mich wiederzusehen, und beschwöre mich, wieder über diese Länder zu reisen; ich würde stets die Achtung, welche er vor mir habe, genießen. Mit diesen Höflichkeiten mußte ich mich begnügen und ihm ähnliche sagen lassen.

X.

Meine Abreise von Macassar auf einem englischen Schiffe. Wie mich die Engländer in Bantan sehr gut behandelten.

Nachdem ich gerade fünf Monate auf Macassar geblieben war, reiste ich am 15. Juni mit den Engländern ab. Dieselben nahmen mich sehr gerne auf ihr Schiff, räumten mir einen der bequemsten Plätze ein und erwiesen mir so viel Ehre, daß sie nie unterließen, mich zu ihrer Tafel einzuladen und mir sogar den Ehrenplatz einzuräumen; ja aus Rücksicht für mich nahmen sie zwei Katholiken auf, einen Franzosen und einen Spanier, welche mir auf der Reise manche Freude machten.

Wir trafen unterwegs einen sehr schönen Hafen auf Java, Namens Giapara, dessen König, wenngleich Mahomedaner, doch große Zuneigung zu den Portugiesen hatte, dagegen die Holländer so sehr haßte, daß er schon oft alle Anstrengungen gemacht, um sie von der ganzen Insel zu verjagen. Er empfing uns sehr freundlich, und zum vollen Maße des Glücks befand sich eben im gleichen Hafen ein portugiesisches Schiff. Sobald die Portugiesen von meiner Ankunft auf dem englischen Schiffe gehört hatten, so eilte der Kapitän an der Spitze seiner ganzen Mannschaft, mich zu besuchen und seine Freundschaftsdienste anzubieten.

Ich war bei ihrem Anblicke vor Freuden entzückt, weil es Vorabend des Frohnleichnamsfestes war, und ich von ganzem

Herzen wünschte, am folgenden Tage Messe lesen zu können, was mir inmitten der Engländer nicht möglich gewesen wäre. Sie führten mich also auf ihr Schiff, welches sie reich mit Teppichen verzierten. Ich brachte die ganze Nacht damit zu, die Beichten der Reisenden zu hören. Am Morgen feierten wir die hl. Messe, hielten eine schöne Procession, brachten den Tag mit Gebeten zu, und gegen Anfang der Nacht hatten diese Herrn die Güte, mich bis an mein englisches Schiff zu führen und mir so viel herrliches Fleisch mitzugeben, daß wir den ganzen übrigen Theil der Reise reichlich davon zehren konnten.

Am folgenden Tage fuhren wir ab, um wieder an Bantan vorbei, und von da nach Europa oder wenigstens nach Indien zu segeln. Am 30. Juni langten wir im Hafen Bantan an, welcher nahe bei einer sehr berühmten Meerenge, der sogenannten Sundastraße, zwischen Java und Sumatra liegt. Ich traf daselbst wieder jenen englischen Kapitän, Herrn Aaron Becka, welcher mir alle nur möglichen Artigkeiten mit so großer Aufrichtigkeit und Güte erwies, daß ich davon ebenso beschämt als in Staunen gesetzt war. Er wollte, daß ich nie eine andere Wohnung als in seinem Hause bezog, und bewirthete mich immer an seiner Tafel auf das Prächtigste, ohne daß er je Etwas von mir annehmen wollte.

Er drang nochmal in mich, ein Jahr bei ihm zu verleben, und versprach mir, daß er mich nach Ablauf dieser Zeit auf seine Kosten bis nach England wolle reisen lassen, mit der festen Versicherung, daß ich nichts Unangenehmes werde zu leiden haben, wenn ich auch als Priester und Jesuit erkannt würde. Ich bezeugte ihm mein Leid, daß ich die Ehre, welche er mir anbot, nicht annehmen könne. Ich stellte ihm die Wichtigkeit meiner Angelegenheiten, welche keinen Aufschub litten, dar. Er sagte, er wolle mich nicht zwingen; welchen Weg ich nur immer wähle, er biete mir Alles an, was er durch sein Wort und Ansehen bewirken könne.

Zudem erlaubte er mir als Reisegefährten einen sehr edlen Portugiesen, Franz Secpa, mitzunehmen; er gewährte mir diese Bitte auf die verbindlichste Weise, obgleich er kurz vorher einem anderen Portugiesen das gleiche Gesuch abgeschlagen hatte. Er bewies überhaupt eine ganz besondere Zuneigung zu den Vätern unserer Gesellschaft, indem er laut erklärte, unsere Väter in Goa hätten die friedliche Uebereinkunft zwischen den Portugiesen und Engländern zu Stande gebracht; und dafür fühle er sich uns sehr zu Dank verpflichtet.

In diesem Hause wartete ich einen ganzen Monat auf eine Fahrgelegenheit, bis ein Schiff nach Indien segelte. Alle Tage ging ich an einen Ort, welcher weit von den Wohnhäusern der Engländer entfernt war, um die hl. Messe zu lesen. Ich wollte nämlich meine Gastfreunde, bei ihrer äußerst großen Artigkeit gegen mich, nicht unnöthig reizen. Alle Katholiken der Ortschaft und die Sclaven der Engländer kamen fast jeden Tag zu diesem hl. Opfer. Ich hörte die Beichte Aller und spendete die übrigen religiösen Tröstungen, welche sie von mir erwarten konnten. Auch traf ich einige christliche Chinesen, welche in dem Hafen Handel trieben. Sie waren sehr erfreut, einen Priester zu finden, welcher ihre Andacht zufrieden stellen konnte.

Kaum ging eine Mahlzeit in meiner englischen Herberge vorüber, ohne daß man einen kirchlichen Streitpunkt auf's Tapet brachte. Ich ließ sie zwar immer anfangen, um sie nicht nutzlos herauszufordern; aber nachher überführte ich sie derart, daß sie keine Antwort mehr wußten. Der englische Prediger war der Erste, welcher mich in Betreff der wirklichen Gegenwart Christi im heiligsten Sacramente angriff. Ich bewies sie ihm so klar aus der hl. Schrift, daß er sehr beschämt dasaß, obgleich ich immer mit viel Zurückhaltung und Rücksicht sprach, um keine Klagen zu veranlassen. Der gute Mann hatte die Erklärung der Evangelien von unserem Pater Maldonat und achtete sie sehr hoch. Und so konnte ich

ihn leicht durch das „übernatürliche Brod", von welchem der Herr spricht, überführen.

Ein anderes Mal sprach man über die Enthaltung von Fleischspeisen zu gewissen Zeiten des Jahres, worüber der Präsident selbst, welcher sehr gelehrt gebildet war und das Lateinische, Griechische, Französische und Portugiesische verstand, mehrere Fragen an mich richtete; stets erklärte er sich durch meine Antworten für sehr befriedigt. Das Nämliche war der Fall, als man auf die Ehelosigkeit der Priester, auf die Communion unter einer einzigen Gestalt, auf die kirchliche Erblehre zu sprechen kam. Ich suchte ihnen immer die katholische Wahrheit so einleuchtend zu machen, daß mir Viele insgeheim gestanden, daß sie in ihrem Glauben zum Wanken gebracht seien. Aber ach! menschliche Rücksichten gewannen die Oberhand über die Vorwürfe des Gewissens; und die Furcht, die zeitlichen Güter oder gar das Leben einzubüßen, verscheuchte die Angst, welche sie hätten haben sollen, ihre Seele auf ewig zu verlieren.

XI.

Reise von Bantan bis in das Land des Mogol.

Der Monat Juli war vorüber, das Schiff bereit, um nach Indien unter Segel zu gehen. Ich verabschiedete mich von jenem englischen Kapitän, welchem ich so sehr verpflichtet war, und sagte ihm mit feuchten Augen, daß ich zu Gott unaufhörlich um sein ewiges Seelenheil, welches er in seiner schlechten Religion verlöre, beten werde.

Gegen Anbruch der Nacht gingen wir zu Schiff. Es war der Vorabend des Festes unseres glorreichen Vaters, des hl. Ignatius, welchen ich zu meinem besonderen Beschützer erwählte auf dieser so langen und gefährlichen Seereise, während welcher ich keine Messe lesen, noch einen geistlichen Trost empfangen konnte, außer von meinem katholischen Portugiesen. Aber auch er wurde mir geraubt, da ihn eine schwere Krankheit in wenigen Tagen hinraffte. So waren also meine sämmtlichen Reisegefährten lauter Irrgläubige. Aber nichtsdestoweniger erwiesen sie mir fort und fort während der ganzen Fahrt alle Freundschaftsdienste, welche ich nur immer von guten Katholiken hätte erwarten können.

Der Wind war uns Anfangs so günstig, daß wir mit großer Leichtigkeit die Sundastraße passirten, obgleich dieselbe wegen der heftigen hier hausenden Stürme sonst sehr gefährlich ist. Es war uns nicht möglich, den geraden Weg nach Indien einzuschlagen, wegen der Winde und schlimmen Meerengen, welchen unser in seinem Fache sehr bewanderter Steuermann weislich ausweichen wollte.

So beschrieben wir einen großen Bogen; und statt vom fünften Grade südlicher Breite, wo die Sundastraße liegt, geradezu nördlich nach Indien zu segeln, fuhren wir gegen die Sanct-Lorenzinsel oder Madagascar, ohne jedoch daselbst zu landen; wir segelten vielmehr längs Afrika hin, wie wenn wir in das rothe Meer einlaufen wollten.

Auf der ganzen Reise wurden die Engländer nicht müde, mich sehr freundlich zu behandeln. Der Kapitän wollte nie zugeben, daß ich anderswo als an seiner Tafel speiste, ja er wies mir an derselben immer den ersten Platz an, obgleich ich mich nach Möglichkeit entschuldigte. Man ermangelte nicht, mich ziemlich oft über Punkte unserer heiligen Religion anzugreifen. Aber ich unterhielt mich gerne über diese Gegenstände und versuchte es, ihnen durch schlagende Gründe die katholischen Wahrheiten zu beweisen. Jedoch ließen sie nie einen Anschein aufkommen, als ob sie der Wahrheit auch folgen wollten.

Wir blieben einen Monat auf diesem großen Meere und hatten stets so guten Wind, daß unser Steuermann fürchtete, wir möchten vor der zum Landen geeigneten Jahreszeit nach Indien kommen, und daher alle Segel einreffen ließ bis auf ein kleines, welches uns genug Wind gab, um gerade Anfangs October nach Surate zu kommen, zu einer Zeit, wann die Winde gut und der Hafen leicht zugänglich ist.

Wir blieben also zwei volle Monate auf dieser Seereise, wobei wir allerwenigstens zweitausend Seemeilen zurücklegten. Am 30. September kam ich in den Hafen von Surate; Tags darauf ging ich in die sechs Stunden vom Hafen entfernte Stadt, wo mir die englischen Herren fort und fort tausend Liebesdienste erwiesen. Herr Franz Breton, ihr Präsident in der Stadt, ging mir entgegen und empfing mich auf das Prachtvollste in Folge der Empfehlung, welche ihm Herr Aaron Becka in Betreff meiner hatte zugehen lassen. Er wollte mit aller Gewalt, daß ich in seinem Hause wohnte

und an seiner Tafel speiste, ohne daß es mich Etwas kosten solle.

Dennoch dankte ich ihm, weil ich zum guten Glück einen französischen Kapuziner aus Anjou, den hochw. Pater Franz Zeno, traf. Derselbe hatte kaum von meiner Ankunft gehört, als er sogleich herbeieilte und mir sein Haus antrug, in welchem ich viel besser meine Rechnung fand als in dem Prachtgebäude des englischen Herrn, da ich wußte, daß ich so mehr Mittel fände, als Ordensmann zu leben und dem Nächsten beistehen. Ich bat Herrn Breton, mir hiezu seine Einwilligung nicht zu versagen. Er schickte mir nun Hausgeräthe und war so gütig, mir Alles zu reichen, was ich zum Lebensunterhalte nöthig hatte. Mein Leser kann sich denken, welche Gefühle von Dankbarkeit ich gegen ihn hegte.

So zog ich mich also in das kleine Haus dieses tugendhaften Ordensmannes zurück, wo ich wie im Himmel lebte. Dieser wackere Pater war ein großer Diener Gottes, sehr strenge gegen sich selbst und voll wunderbaren Mitleids gegen Andere. Er war bei Allen, welche ihn kannten, beliebt, predigte mit großem Segen an allen Sonn- und Festtagen und verwaltete die Seelsorge aller Katholiken, welche des Handels wegen in diesen schönen Hafen kamen. Ich kann sagen, daß ich mich glücklich schätzte, eine so heilige und so liebreiche Persönlichkeit getroffen zu haben.

Sechs Wochen nach meiner Ankunft hatte ich das Glück, meinen edlen und liebevollen Wohlthäter zu begrüßen, Herrn Almeida Borges, welcher mit seiner ganzen lieben Familie nach Surate kam. Ich war seiner Liebe und Güte so äußerst verpflichtet, daß ich ihm alle nur mögliche Erkenntlichkeit an den Tag legte. Einige Tage darauf traf uns ein schweres Leid in Folge der schlechten Aufführung eines seiner Bedienten, der, ich weiß nicht warum, den verzweifelten Entschluß faßte, sich den Mahomedanern in die Arme zu werfen und ihren schändlichen Glauben anzunehmen.

Gott schenkte uns aber doch die Gnade, ihn wieder aus den Klauen der Gottlosen zu reißen und zu seiner Pflicht zurückzuführen; aber es gelang mir nur, nachdem ich mehrere Mal eine Tracht Stockschläge und Steinwürfe, von denen mich einer zu Boden warf, bekommen hatte. Aber nichtsdestoweniger verfolgten wir unsere Beute, und sie entkam uns nicht. Der arme Unglückselige erkannte seinen Fehler und beichtete unter vielen Thränen. Ich schickte ihn in die Stadt Daman, wo die Portugiesen Herren und Meister sind. Er schwor die Secte Mahomeds ab und wurde durch die Beamten der Inquisition wieder mit der Kirche versöhnt.

XII.

Einige Bemerkungen über die Stadt Surate; mein viermonatlicher Aufenthalt daselbst.

Ich will es nicht unternehmen, von den Staaten des Mogol zu sprechen, welcher durch die einschlägigen Geschichtschreiber hinlänglich bekannt ist. Man nennt ihn den Groß-Mogol wegen der Größe seiner Reichthümer und der Ausdehnung seiner Länder. Er gebietet über furchtbare Heere von vier- bis fünfhunderttausend Mann, welche er oft zum Kriege gegen den König von Persien führt. Sein Reich dehnt sich von Persien bis Bengalen, d. h. er ist der eigentliche Beherrscher ganz Indiens, wenngleich einige andere Fürsten sich auch den Namen König beilegen wegen einiger Strecken, welche sie am Gestade des Meeres besitzen, welche aber im Vergleiche zum übrigen Indien ganz und gar Nichts heißen wollen.

Die zwei Hauptstädte des Reiches sind Agra und Laor; der König verlebt meistens den Winter in Agra, den Sommer in Laor. Sie liegen nicht weit aus einander und sollen beide sehr groß und schön sein. Unsere Gesellschaft hat ein großes Collegium in der Stadt Agra, gestiftet seit etwa dreißig Jahren durch einen sehr vornehmen und tugendhaften Armenier. Wir hatten hier vordem eine Mission, in welcher der große Martyrer, der hochw. P. Rudolph Aquaviva, einige Zeit thätig war, bevor er nach Salsetta ging und sein heiliges Leben mit einem höchst ehrenvollen Tode krönte. Der

hochw. P. Hieronymus Xaver folgte demselben in seinem schönen Amte und wohnte dreißig Jahre in Agra und der Umgegend. Stets war er dem Groß-Mogol sehr willkommen.

Surate ist eine der bedeutendsten Städte des Reiches, vorzüglich wegen seines Hafens, eines der geeignetsten im ganzen Morgenlande. Hier sah ich Kaufleute von allen Völkern der Welt; sie treiben ihren Handel in Sicherheit und brauchen sich weder vor Engländern noch vor Holländern zu fürchten; denn dieselben müssen sich in bescheidener Zurückgezogenheit halten, weil der Mogol will, daß alle Völker mit Ruh und Frieden zu diesem Hafen fahren, und daher jene beiden Nationen weit wegtreiben würde, sobald er erführe, daß sie den anderen Handeltreibenden die mindeste Unannehmlichkeit bereiteten.

Hier findet man die schönsten Waaren der Welt: Diamanten in großer Menge, welche man von Calcutta bringt, das nicht weit entfernt liegt und die berühmteste Grube dieser Edelsteine besitzt; ferner China's Seidenstoffe, Baumwollengewebe, alle Arten von Gewürzen, kurz das Ausgesuchteste, was vom Morgenlande geboten wird.

An diesem großartigen Sammelplatze der Nationen muß es nothwendiger Weise auch alle Arten von Aberglauben geben; ebenso erlaubt man Jedem nach seiner Weise zu leben. Der Herrscher und fast alle Großen des Reiches sind Mahomedaner. Nichtsdestoweniger habe ich viele Heiden getroffen, die eine Religion haben, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Sie tragen außerordentliche Sorge dafür, die Hunde, Katzen, Ratten und alle jene gemeinen Thiere, vor welchen wir Abscheu haben, zu füttern. Sie halten strenge darauf, nie eine Schnake, Ameise oder einen Floh zu tödten. Ich sah sie oft den Ratten Speise hinstellen. Man könnte ihnen nie eine größere Drohung machen, als wenn man vom Todtschlagen einer Ratte spräche; keine Summe Geldes ist ihnen zu groß, wenn es sich darum handelt, den Tod eines derartigen lieb-

lichen Thieres zu hintertreiben. Ich halte es für gewiß, daß die Händler mit Rattengift bei diesen Völkern nicht willkommen sind.

Ihre Priester heißen Jogues. Sie gehen bloß, tragen lange Haare bis auf den Boden, und ihr Leib ist mit Koth bedeckt. Ich versichere meinem Leser, daß ich noch nichts so Häßliches und Abscheuliches gesehen habe. In den Händen haben sie stets große aus Federn gemachte Fächer, deren sie sich bedienen, um die Erde zu kehren, damit sie doch ja keine Mücke oder Ameise tödten. Ich konnte es nie ohne Schauder und Mitleid ansehen.

Ich that, was in meinen Kräften stand, um sie von der Thorheit ihrer Irrthümer zu überzeugen; aber ich gewann Nichts, weil sich Niemand der Wahrheit ergeben wollte.

Bevor das englische Schiff segelfertig war, schenkte mir Gott eine sehr große Freude durch die Ankunft unserer Väter, welche von Goa kamen und eine Zeit lang bei mir in Surate blieben. Drei von ihnen reisten nach einigen Tagen in das Collegium nach Agra, ungefähr vierzig Tagreisen von Surate. Der erste von ihnen war P. Anton Botel, ein Portugiese, ein hochverdienter und sehr angesehener Mann, der zum Visitator und Rector des Collegiums in dieser Stadt, der Hauptstadt des ganzen Reiches, ausersehen war. Die andern Beiden waren noch junge Männer, schon Priester, und reichbegabt, um die Sprachen des Landes zu lernen; sie hießen P. Anton Ceski aus Deutschland und P. Heinrich Busce aus Flandern. Die Briefe, welche ich vor kurzer Zeit in Rom erhalten habe, berichten uns die gesegneten Erfolge, welche durch die Arbeiten dieser drei Väter im Staate des Mogol erzielt wurden.

Der Vierte war P. Torquato Parisiano, ein Italiener, welcher als englischer Kaufmann verkleidet war und bis an den Hafen von Suaken an der äthiopischen Grenze reiste, um den armen Christen jener bedrängten Kirche beizu-

stehen. Er brachte ihnen sogar auch einige zeitliche Mittel, die ihnen der Herr Alphons Mendez, Patriarch von Aethiopien, zuschickte. Die Engländer, welche um den Plan des edlen Paters wußten, begünstigten ihn so sehr, daß sie sich nicht begnügten, ihm einen Freiplatz auf ihrem Schiffe zu geben, sondern daß sie ihm auch, als sie in jenem Lande waren, mit Allem, was in ihren Kräften stand, dienten. Ja, als sie erfahren hatten, daß die Mahomedaner ihm nach dem Leben strebten, retteten sie ihn sogar aus den Händen der Meuchler und brachten ihn in Sicherheit.

Es ist unnütz, noch im Besonderen zu sagen, welche Freude wir Fünf hatten, auch nach der Abreise der anderen Drei noch einige Zeit lang beisammen bleiben zu können. P. Torquato und ich vereinigten uns, um die Götzendiener und ihre Irrthümer zu bekämpfen, aber der Erfolg war gering, und alle unsere Mühe fast nutzlos.

XIII.

Reise von Surate nach Persien.

So wartete ich denn noch vier volle Monate zu Surate, bis das englische Schiff segelfertig war, um mich nach Persien zu führen, von wo aus ich entschlossen war, den Landweg durch ganz Persien, Medien, die beiden Armenien, Kleinasien bis nach Smyrna einzuschlagen. Denn da ich kein Schiff fand, welches das Vorgebirg der guten Hoffnung umsegeln wollte, so hielt ich es für das Beste, auf einem zwar mühsameren, aber auch kürzeren Wege nach Europa zurück zu reisen.

Ich verabschiedete mich also vom hochw. Pater Zeno, welchem ich so äußerst zu Dank verpflichtet war, und von P. Torquato Parisiano, welcher das englische Schiff nach Suaken erwartete, und reiste am 3. Februar nach Persien ab. Es war dieß das dritte Mal, daß mich die Herrn Engländer in ihr Schiff aufnahmen; und fortwährend erwiesen sie mir alle zarten Rücksichten, wie ich sie wohl kaum hoffen, oder auch nur im entferntesten wünschen konnte. Die Fahrt dauerte gerade einen Monat. Wir fuhren an Ormus vorbei und stiegen drei Stunden von da, bei Komoran, an's Land.

Ormus ist, wie Jedermann weiß, eine kleine Insel an der Mündung des persischen Meerbusens. Die Erde ist daselbst ganz ausgebrannt und bringt wegen der furchtbaren Hitze durchaus Nichts hervor. Es gibt hier nur Salz; wo-

hin aber die Sonne scheint, verbrennt sie Alles. Große Gebirge schützen vor Winden, machen aber auch die ganze Insel so heiß, daß sie ein wahrer Gluthofen ist.

Jedoch troß der Unfruchtbarkeit des Bodens und der unausstehlichen Temperatur der Luft war die Insel, so lange sie den Portugiesen gehörte, sehr reich. Der Hafen ist nämlich so gut und geeignet, daß man das Sprüchwort hatte, wenn die ganze Welt ein Ring wäre, so würde Ormus den Edelstein dazu bilden. Das Zusammenströmen der Kaufleute an diesem Platze war unglaublich; sie kamen aus China, von den Molukken und ganz Indien; hieher sandte Persien, Arabien und Armenien seine Waaren; Engländer, Holländer, Portugiesen fanden wunderbaren Nutzen bei diesem Handel, in welchem Alles zu haben war, was man auf Erden Kostbares findet. Aber seitdem der König von Persien es mit Hülfe der Engländer den Portugiesen vor ungefähr dreißig Jahren abgenommen hat, ist es gänzlich zur Wüste geworden. Die Perser wollten den Handel lieber an einen benachbarten Hafen, jetzt Komoran, früher Bandelke genannt, übersiedeln. Hier also landeten wir im Anfang des März 1648.

Ich blieb nur wenige Tage; und da ich die schöne Reisegesellschaft eines Franzosen und eines Flamänders traf, welche nach Ispahan reisen wollten, so schloß ich mich ihnen an und begann meinen Landweg. Beide Gefährten waren Calvinisten, aber sonst sehr wackere Leute. Ich verlor keine Gelegenheit unterwegs, um sie von ihrem Irrthume zu überzeugen, gelangte aber mit ihnen nicht zum ersehnten Ziele.

Nachdem ich so etliche Tage gereist war, machte ich vor der Ankunft in Schiras eine Bekanntschaft, für welche ich Gott seitdem tausendmal gepriesen habe. Ich ging zu Fuß, betete meine priesterlichen Tagzeiten und war ziemlich weit hinter den Reisegefährten geblieben. Da begegnete ich auf

dem Wege einem Manne von sehr gebildetem Aeußeren, wohl gekleidet, in persischer Tracht, mit dem Turban, der persischen Weste, dem Pallasch, langem, viereckig geschnittenem Barte. Ich hielt ihn für einen hohen persischen oder armenischen Herrn.

Als er sah, daß ich einen Hut und schwarzen Rock trug, erkannte er mich als europäischen Priester. Er grüßte mich sehr höflich in lateinischer Sprache. Die Aussprache ließ mich alsbald errathen, daß er ein Franzose war. Ich antwortete ihm daher sogleich französisch. Er war darüber so entzückt, daß er vom Pferde stieg. Wir umarmten uns und sprachen eine halbe Stunde so angenehm mit einander, daß wir in der kurzen Zeit eine Freundschaft knüpften, welche ich in meinem ganzen Leben für sehr kostbar halten werde.

Es war ein Edelmann aus Poitou, Namens Herr von La Boulaye, welcher vor wenigen Monaten ein sehr schönes Werk über seine Reisen herausgegeben hat und darin mit ebenso großer Treue als Reinheit der Seele sein Leben schildert, wie er es in so verschiedenen Reichen geführt hat. Er durchreiste den größten Theil Europa's, Asiens und Afrika's; lebte unter Persern, Armeniern, Türken, Arabern, Indiern und anderen, selbst unter den ungebildetsten Völkern der Welt. Ueberall bewies er so große Klugheit und so reine Tugend, daß er seine Religion und sein Gewissen unverletzt bewahrt und dabei dennoch Aller Herzen gewonnen hat. Er beweist, daß ein guter Christ und wackerer Franzose die Welt durchreisen kann, ohne einen Feind zu haben.

Nachher traf ich diesen Herrn zu Rom, wo der Cardinal Capony ihm dieselben Ehren, wie etwa einem seiner nächsten Verwandten, erwies. Zur nämlichen Zeit wie ich ist er in Paris angekommen, und durch ein Uebermaß von Glück darf ich hoffen, daß ich den Trost haben werde, ihn zum Gefährten zu erhalten auf der großen Reise nach China, welche ich nächster Tage antreten werde.

Unterwegs trafen wir eine sehr große und schöne Stadt, Namens Schiras, wo der persische Hof, wie man sagt, lange Zeit gewesen ist. Ich hatte das Glück, in einer kleinen Kapelle der unbeschuhten Carmeliten die hl. Messe lesen zu können; ein Glück, welches ich seit zwei ganzen Monaten vermißte.

XIV.

Unsere Ankunft in Ispahan, der Hauptstadt Persiens.

Wir zogen von Komoran aus immer in großen Tagmärschen, ohne auszuruhen, vorwärts; und doch brauchten wir dreißig Tage bis zur Hauptstadt Persiens, Namens Ispahan, wo wir am 13. April des Jahres 1648 anlangten. Ich kann sagen, daß diese Stadt eine der größten und der schönsten ist, welche ich in der Welt gesehen habe.

Die Bevölkerung ist so stark, daß alle Straßen immer voll von Leuten sind. Der König war damals in den Krieg gegen den Mogol gezogen, um ihm einen festen Platz, Kandahar mit Namen, an der Grenze der beiden Reiche, abzunehmen. Er hatte eine Heeresmacht von 400,000 Mann, von denen ein großer Theil von Ispahan abgezogen war.

Nichtsdestoweniger war das Gedränge des Volks in allen Straßen so groß, daß ich unmöglich durchgekommen wäre, wenn ich nicht einen Bedienten, welcher den Menschenknäuel vor mir auseinander drückte, bei mir gehabt hätte.

Alle diese Straßen sind gerade und breit, die Gebäude prachtvoll. Mitten in der Stadt ist ein schöner viereckiger Platz, wie die Place Royale in Paris, nur um ein bedeutendes größer. Er ist wohl zweimal so groß als der Platz Navonna, welchen ich in Rom gesehen habe. Die Häuser daselbst sind gleich gebaut, außen schön bemalt oder vergoldet, mit einer großen Galerie, welche rings herumläuft.

Nichts ist aber prachtvoller als ein großer, fast zwei

Stunden langer, bedeckter Weg, der mit schönen Gebäuden besetzt ist, und von Ispahan nach Neu-Julfa führt, wo der König den Armeniern ihren Wohnplatz angewiesen hat, wie ich weiter unten erzählen werde. Hier sind die Lustgärten der persischen Könige, welche sehr schön sein sollen; aber ich hatte keine Lust, sie zu sehen, ebenso wenig wie den Königspalast, welcher im Innern der Stadt Ispahan liegt.

In diesem großen Sammelplatze aller Völker der Welt traf ich so wenige Katholiken, daß es fast ebenso viele Ordensleute gab, als christliche Gläubige. Ich hatte die große Freude, drei schöne Klöster zu finden, deren Ordensleute freie Religionsübung haben und in ihrer eigenthümlichen Tracht öffentlich erscheinen, ohne daß man ihnen das Mindeste in den Weg legt. Der König erhält sie in dieser Freiheit, welche ebenso unbeschränkt ist, als man sie in Frankreich haben könnte.

Es gibt ein schönes Kloster der hochw. Augustiner-Väter, welches der König von Portugal nebst einer hübschen Kirche daselbst hat bauen lassen; die hochw. Barfüßer-Karmeliten haben das zweite Kloster, in welchem zehn Ordensleute mit großem Seeleneifer wirken; das dritte gehört den hochw. Vätern aus dem Orden der Kapuziner, welche damals fünf an der Zahl und Alle Franzosen waren; der allerchristlichste König sorgt für ihren Unterhalt. Letztere drangen in mich, ich solle bei ihnen wohnen, und ich hätte von ihrer zuvorkommenden Güte sehr gerne Gebrauch gemacht, wenn ich nicht wahrgenommen hätte, daß Einer ihrer Religiosen aus dem Hause ausziehen mußte, um mir Platz zu machen. Ich konnte nicht zugeben, daß sie meinetwegen in Verlegenheit kämen. Die Väter Augustiner, welche mehr Platz hatten, nahmen mich mit offenen Armen auf, und ich hatte das Vergnügen, bis zu meiner Abreise in ihrer Gesellschaft zu sein und mich an ihrem Tugendbeispiele zu erbauen.

XV.

Von den Hoffnungen, welche ein apostolischer Arbeiter haben kann, in Persien mit Erfolg zu wirken.

Schon seit langer Zeit ist die Größe des persischen Reiches so bekannt, daß es eine der schönsten Partien der Geschichte ausmacht. Ich bin überzeugt, daß viele Männer, voll vom nämlichen Seeleneifer, welcher in den Herzen der Apostel geglüht hat, entzückt wären, in dieses herrliche Land zu gehen, Blut und Leben daran zu setzen, um Jesum Christum, welcher durch Mahomed aus dem Lande getrieben wurde, wieder daselbst zu predigen, und den christlichen Glauben in jenen Landstrichen, welche vom Blute so vieler Martyrer benetzt worden sind, neu zu beleben.

Aber man bildet sich ein, unter diesen Völkern lasse sich durchaus Nichts gewinnen; man dürfe mit Niemanden davon sprechen, den Weg des Heiles einzuschlagen, ohne daß man sogleich gespießt werde; die Mahomedaner hätten den unglückseligen Grundsatz, Allen, die ihnen das Licht des Evangeliums enthüllen wollen, den Zutritt zu verschließen; und somit könnten diejenigen, welche nach Persien gehen, nichts Anderes erwarten, als daß sie entweder müßig leben oder augenblicklich sterben müßten.

Ich fühle mich verpflichtet, an diesem Orte meine Meinung zu sagen und Jene zu enttäuschen, welche in dem genannten falschen Glauben die Gelegenheit nicht benützen, um herrliche Kronen zu erringen und das Reich Jesu Christi auszubreiten.

So wisse man denn, was ich mit eigenen Augen gesehen habe, daß in Persiens Hauptstadt die Mitglieder von sechs verschiedenen Orden in ihrer Ordenskleidung öffentlich einhergehen und die Freiheit haben, die Messe zu lesen, den Chor zu halten, zu predigen, wie in einer der bestkatholischen Städte Europa's.

Es gibt in diesen großen Städten eine ungewöhnliche Zahl von Fremden, welche nicht Mahomedaner sind und die man ohne alle Gefahr bekehren kann. Zwar würde der persische König nicht dulden, daß die Bekenner seiner Secte, welche zu den Unterscheidungsjahren herangewachsen sind, öffentlich zu unserem hl. Glauben übertreten; aber er hält doch nicht jene große Strenge ein, wie die Türken; er erlaubt Disputationen über die Religion, und Niemand wird getadelt oder übel behandelt, weil er die Thorheiten Mahomeds verdammt hat. Dieß kann sehr nützlich sein, um Viele zu bekehren, welche dann ihr Land verlassen und sich nach Goa oder in andere Länder der Portugiesen übersiedeln könnten.

Außerdem erlauben sogar die Mahomedaner gerne, daß man ihre Kinder, wenn sie schwer krank sind, taufe. Ich lernte in Ispahan einen unbeschuhten Carmeliten aus Flandern, Namens Dionys, kennen, welcher auf diesem Wege vierzig kleine Kinder, die kurz nach Ertheilung der hl. Taufe starben, in den Himmel geschickt hat. Jeder mag selbst bei sich überlegen, ob dieser wackere Pater seine Mühe verloren habe, wenn er vierzig unschuldige Geschöpfe rettete, welche ihm die ganze Ewigkeit für ihre Rettung zu Dank verpflichtet sind.

Und nicht bloß dieß thun sie für ihre Kinder; sie selbst auch lassen sich, wenn sie krank sind, in die Kirchen tragen, opfern daselbst Kerzen und wollen, daß der Priester über sie das Evangelium lese. Schon oft schenkte Gott solchen Personen, welche zu ihm beteten, ohne ihn recht zu kennen, die Gesundheit wieder.

Diejenigen aber, welchen man am meisten zu Hülfe kommen kann, sind die armen Armenier, welche Schismatiker und zugleich eutychianische Ketzer sind. Man kann sie dazu bringen, daß sie ihren Irrthum verlassen, ohne daß man Etwas zu fürchten braucht; und ganz Persien ist so voll von ihnen, daß man fast ebenso viele Armenier als eigentliche Perser sieht. Als nämlich der Perserkönig Sciabus den Großherrn bekriegte, fürchtete er, die Armenier möchten sich auf die Seite des Feindes schlagen, und um dieß zu verhindern, nahm er sie aus ihrem Lande und versetzte sie in seine Staaten, wo er ihnen Städte anwies. Ich sagte eben vorhin, daß er nahe bei Ispahan Neu-Julfa gründete; hier lebt eine sehr große Anzahl Armenier, welche herrlich geschmückte Kirchen haben und in vollkommener Religionsfreiheit leben.

Allerdings sind sie an ihrer Person und in ihrem Vermögen sehr schlecht gehalten; man ruinirt sie durch Abgaben, welche sie bezahlen müssen; und wenn sie so arm sind, daß sie nichts mehr entrichten können, so mißhandelt man sie durch Stockstreiche, bis sie den Geist aufgeben, oder den Glauben an Jesum Christum verläugnen, was sie, leider! nur zu oft thun.

Die elenden Zwingherrn üben noch eine andere sehr unerträgliche Tyrannei gegen diese armen Sclaven aus. Sie wählen die schönsten Kinder derselben aus und sperren sie im königlichen Palaste ein, so daß sie weder ihre Eltern noch eine andere Religion als die des Mahomed kennen lernen.

Man muß jedoch bekennen, daß diese Armenier trotz ihrer Irrthümer und ihres Elends doch des Mitleids sehr würdig sind. Der Mehrzahl nach haben sie vom Papste noch nicht einmal sprechen hören und wissen somit nicht, daß sie irren; und dann sind sie in ihren Gebeten und Fasten so außerordentlich genau, daß sie sich um Nichts in der Welt davon dispensiren.

Und doch sind ihre Fasten unvergleichlich strenger als die unsrigen. Sie essen weder Fleisch, noch Eier, noch Mehl-

speisen, ja nicht einmal Fische und mit Oel Gekochtes. In der ganzen Fastenzeit trinken sie keinen Wein; überdieß fasten sie während des ganzen Advents und begnügen sich auch sonst nicht, bloß einen Tag vor dem Feste gewisser Heiliger zu fasten; sondern die Vigilie dauert eine ganze Woche.

Enthaltungstage sind ferner bei ihnen alle Mittwoche und Freitage, mit Ausnahme der Zeit von Ostern bis Pfingsten, zu welcher die Weltleute nicht verpflichtet sind, sich von den sonstigen Fleischspeisen zu enthalten. Man hat ausgerechnet, daß selbst Jene, die nicht Ordensleute sind, sechs Monate und drei Tage des Jahres zum Fasten verpflichtet sind. Ordensleute haben noch mehr Fasttage; und Alle halten mit solcher Strenge daran, daß die Priester einen jeden Uebertreter sehr hart bestrafen. Ich habe jedoch bemerkt, daß ihr Fasten einzig in der Enthaltung von Fleischspeisen besteht, essen können sie allerdings mehrere Male des Tags.

Sie gewöhnen ihre Kinder, selbst vor den Unterscheidungsjahren, an dieses strenge Fasten; und die Kranken dispensiren sich nur sehr selten, wie ich selbst beobachtet habe. Sie sagen, das sei die beste Arznei, welche ihnen der Arzt verordnen könne.

Das sind meine Wahrnehmungen über das armenische Fasten. Ich wollte über diesen Punkt deßhalb genauer sprechen, weil Jene, welche so viel Seeleneifer haben, um sich der Bekehrung derselben zu widmen, überzeugt sein dürfen, daß sie bei ihnen Nichts ausrichten, wenn sie sich nicht zu eben denselben Fasten entschließen. Niemand darf daran denken, daß er für Gott einen Armenier gewinnen werde, wenn dieser nicht sieht, daß man ebenso gut wie er den Muth hat zu fasten.

XVI.

Abreise von Persien; Reise durch ganz Medien und Oberarmenien.

Ich war genöthigt, ungefähr drei Monate in Ispahan zu bleiben, um eine Karawane von Armeniern abzuwarten, ohne welche ich nicht mit Sicherheit so viele Königreiche, welche auf meinem Wege lagen, durchreisen konnte. Es verlangten sogar alle meine Freunde, daß ich mich armenisch kleide, weil mir sonst die Türken auf dem Marsche durch ihr Gebiet leicht Unannehmlichkeiten zufügen könnten.

Tag der Abreise war der 28. Juni, der Festtag der hl. Apostel Petrus und Paulus. Ich bedurfte ihres Schutzes wohl, denn in dieser ganzen Karawane von hundertfünfzig Reisenden war ich der einzige Katholik. Jedoch ging Alles recht glücklich von Statten, und nach einem Marsche von einem vollen Monate kamen wir in jener schönen Stadt Tauris an, welche, wie man sagt, das berühmte alte Ekbatana, die Hauptstadt des Königreichs Medien, ist.

Auf allen meinen Reisen habe ich noch keine größere, volkreichere und mehr durch Handel belebte Stadt gesehen, als diese ist, noch eine andere, wo Alles wohlfeiler wäre. Ich habe selbst gesehen, daß wir um einen halben Groschen so viel Brod bekamen, als ein Mensch in einer Woche essen kann. Wir blieben daselbst vierzehn Tage und reisten am Feste der Aufnahme Mariä in den Himmel wieder ab. Nach einigen Tagen kamen wir nach Ober-Armenien, welches den

Persern gehört, und passirten Alt-Julfa, einst die Hauptstadt Armeniens, welches aber, wie oben gesagt, seit kurzer Zeit vom Perserkönige entvölkert worden ist.

Außerhalb der Mauern dieser Stadt, welche jetzt nur noch eine Einöde ist, sah ich ein schönes Denkmal der alten Pietät der Armenier. Es ist eine sehr weitgestreckte Ebene, wo es wenigstens zehntausend wunderbar schön gearbeitete Grabdenkmäler von Marmor gibt. Auf einem jeden sieht man einen großen Stein von weißem Marmor von zwölf Fuß Höhe und acht Fuß Breite, auf welchem viele schöne Figuren eingehauen sind, und der oben ein großes Kreuz hat. Diese große Menge von Marmor ist herrlich anzuschauen.

Ein unter den Armeniern berühmter Doctor, Einer von den sogenannten Vertapietes, hatte eine Kirche auf einen benachbarten Berg gebaut und sich großes Ansehen verschafft, indem er an dem einsamen Orte, ferne vom Verkehre der Menschen lebte. Er war ehedem zu Rom gewesen und hatte sich hier, wie man sagte, viel Geld erworben. Kaum hatte er erfahren, daß ich in Julfa angekommen sei, so besuchte er mich mit großer Höflichkeit und wollte mit aller Gewalt, daß ich seine Kirche besuchte. Er drang in mich, einige Monate bei ihm zu verleben und versprach, mich dann ganz sicher nach Rom zu führen. Ich dankte ihm dafür, da ich mich bei meiner armenischen Karawane für sicherer hielt, nahm Abschied von ihm und erkannte auch hierin wieder ein ganz besonderes Walten Gottes über meinem Leben. Denn einige Tage, nachdem ich ihn verlassen hatte, verschworen sich einige Türken, in der Meinung, er sei mit schwerem Gelde aus Rom gekommen, unter einander, ihn bei Nacht zu ermorden und seine Schätze zu rauben. Sie thaten es und tödteten Alles, was sie im Hause antrafen. Ohne Zweifel hätte mich das gleiche Loos getroffen, wenn mir Gott nicht eingegeben hätte, dem Rathe des guten Doctors nicht zu folgen.

Einige Tage nachher reisten wir von Julfa ab und kamen

gegen Anfang Septembers 1648 nach Eriwan, der Hauptstadt Armeniens. Sie liegt gerade am Fuße jenes großen Gebirgs, von welchem man sagt, daß die Arche Noe's nach der Sündfluth auf ihm sitzen geblieben sei. Und in der That ist das Gebirge so hoch, daß Niemand es besteigen kann, ohne sein Leben, wegen der großen Kälte, welche dort herrscht, in augenscheinliche Gefahr zu stürzen. Es heißt No; der Schnee darauf bleibt das ganze Jahr liegen. Man sagt, auf dem Gipfel sei jetzt noch ein Stück von Noe's Arche; aber ich glaube es nicht, weil man behauptet, daß Niemand hinaufsteigen könne. Ebensowenig glaube ich, was mir jedoch ein sonst ehrenfester Mann sagte, daß man am Fuße des Berges, wo Noe sein Opfer dargebracht haben soll, einen Platz finde, auf welchem Bäume wachsen, welche keine andere Früchte als Kreuze tragen. Die Perser haben da eine Festung nahe am Gebirge, welche ihnen von den Türken vor einiger Zeit abgenommen worden war. Aber sie haben dieselbe zurückerobert und so gut befestigt, daß man sie jetzt für uneinnehmbar ausgibt.

Bis hieher hatte ich meinen Chinesen, welchen ich in Macao getauft hatte und nach Rom mitnehmen wollte, ganz glücklich gebracht. Nichtsdestoweniger riethen mir einige gegen mich freundlich gesinnte Armenier, ihn nicht weiter mitzunehmen, weil einige Türken, welche in unserer Gesellschaft waren und gesehen hatten, daß er eine sehr kleine Nase und eine etwas bräunliche Gesichtsfarbe habe, wie man bei allen Chinesen findet, sich die feste Ueberzeugung gebildet hatten, daß er Tatare und daher Mahomedaner sei. Und so waren sie entschlossen, ihn zurückzubehalten, sobald wir auf türkischem Gebiete angekommen wären.

Deßhalb gerieth ich in große Angst, meinen lieben jungen Mann, welcher von sehr guter Gemüthsart und wunderbarem Scharfsinn ist, zu verlieren. Ich erfuhr, daß wir einen katholischen Erzbischof aus dem Orden des hl. Dominicus in

der Stadt Nariwan hätten, vier Tagreisen von Eriwan. Daselbst, sagt man, hätten die Menschen nach der Sündfluth wieder die erste Niederlassung gegründet. So ging ich denn dahin, um mir bei ihm Raths zu erholen, was ich in dieser Angelegenheit thun müsse, um meinen lieben Chinesen nicht zu verlieren.

Kaum hatte der wackere und tugendhafte Erzbischof meine Ankunft vernommen, so wartete er nicht, bis ich in seine Wohnung ginge, sondern eilte sogleich in die meinige, grüßte mich mit allen Beweisen der größten Liebe und bat mich, mit ihm in ein benachbartes Kloster der Väter Dominicaner zu gehen, in welchem zweiundzwanzig Ordensmänner ein sehr erbauliches Leben führen.

Als ich ihnen den Zweck meiner Reise nach Nariwan und die Gefahr meines Chinesen, den Türken in die Hände zu fallen, auseinander gesetzt hatte, sagte mir der Herr Erzbischof, er habe vor, innerhalb weniger als einem halben Jahre eine Reise nach Rom zu machen, und er verspreche mir, meinen Chinesen mit aller nur möglichen Sicherheit dahin mitzunehmen. Ich solle denselben nur seinen Händen anvertrauen, er wolle für ihn Sorge tragen wie für seine eigene Person.

Eine günstigere Verkettung der Umstände zur Sicherung meines Lieblings konnte ich gar nicht wünschen, und ließ ihn daher bei dem liebreichen Erzbischof und seinen wackeren Vätern, welche ihn ein ganzes Halbjahr in ihrem Kloster behielten und ihm alle nur wünschenswerthen Liebesdienste erwiesen. Sie lehrten ihn das Armenische so gut, daß er nachher, als er auf der Durchreise durch das türkische Reich verschiedenen Richtern vorgeführt wurde, weil man ihn gerne zu einem Tataren gestempelt hätte, stets das Armenische so geläufig sprach, daß man glaubte, er sei in der That in Armenien geboren. Ich bin diesen Vätern sehr zu Dank verpflichtet, denn da der Herr Erzbischof Krankheits halber die

Reise nicht selbst hatte machen können, so geleiteten einige seiner Ordensmänner meinen Chinesen bis nach Smyrna, wo unsere Väter Sorge trugen, ihn mir in sehr guter Reisegesellschaft nach Rom nachzuschicken. Gott weiß, wie ich mich freute, ihn daselbst wiederzusehen, im Anfange des Jahres 1650, gerade ein Jahr und vier Monate später, als ich denselben in Armenien hatte zurücklassen müssen.

XVII.

Ein berühmtes Kloster der Armenier. Der Patriarch von Armenien. Wie ich wegen einer schweren Krankheit in Eriwan zurückbleiben mußte.

Nachdem ich meinen Chinesen bei jenen liebreichen Vätern in Sicherheit gebracht hatte, kehrte ich nach Eriwan zurück, wo man mir das berühmteste Kloster des ganzen Reiches zeigte. Es liegt etwa fünf Stunden von der Stadt an der Hauptstraße. Man strömt Andachts halber aus dem ganzen Reiche dahin; und vorzüglich wallfahrten die Kaufleute, wenn sie eine Reise unternehmen wollen, an diesen Ort, welchen man für heilig hält, um von Gott die nöthigen Gnaden zu erbitten, damit sie ihre Geschäfte gut verrichten; und sie verfehlen nie, schöne Geschenke zu opfern.

Die Mönche sind sehr zahlreich. Ich bemerkte bei ihnen, um die Wahrheit zu sagen, zwei Dinge, welche mir Mitleid über den Irrthum, in welchem sie befangen sind, einflößten. Für's Erste stehen sie insgesammt, in welchem Alter sie auch sind, alle Nächte selbst bei strengster Kälte auf und bleiben wenigstens fünf Stunden lang im Chor, wobei sie ausnahmslos den ganzen Psalter beten, nebstdem noch viele Lesungen, welche aus verschiedenen Büchern gezogen sind und einen großen Theil ihrer Tagzeiten ausmachen. Das zweite ist das strenge Fasten. Sie begnügen sich nicht mit den vielen Fasttagen, welche, wie gesagt, dem ganzen Lande gemeinsam sind,

sondern der größte Theil von ihnen fastet das ganze Leben lang, mit Ausnahme von fünf bis sechs Hauptfesten des Jahrs. Aus den beiden Gründen gelten sie allgemein als Heilige und stehen sogar bei den Mahomedanern in ausgezeichneter Verehrung; ich ließ mir sagen, daß der König von Persien bedeutende Einkünfte für ihren Unterhalt angewiesen habe.

Dennoch bemerkte ich, daß sie äußerst unwissend sind. Vom geistlichen Leben verstehen sie rein gar Nichts, und von Wissenschaft haben sie auch nicht den leisesten Anflug. Daraus kann man schließen, ob das Volk gebildet sein mag, wenn es so schlechte Lehrmeister hat, welche sich begnügen, das Armenische sprechen und gut schreiben zu können. Verstehen sie diese beiden Dinge, so gelten sie schon für bedeutende Gelehrte.

Der große armenische Patriarch, welcher den Papst jenes Landes vorstellt, residirt in diesem Kloster. Er gibt sich für katholisch aus, obgleich er in der That mit allen Irrthümern seines Landes behaftet ist. Wohl hat man mir gesagt, er habe über seine Vereinigung mit dem Oberhaupte der Kirche, dem wahren Papste, unterhandelt; aber die Gelehrten oder Doctoren des Landes brachten ihn von seinem guten Plane ab. Er war schon sehr alt und hatte sogar bereits einen Nachfolger gewählt, zu dessen Gunsten er auch seine Würde niedergelegt hatte. So machen sie es gewöhnlich und lassen daher bei ihrem Tode den Stuhl nie verwaist. Nichtsdestoweniger verrichtet er noch alle Obliegenheiten seines Amtes. Eines Tages sah ich ihn mit sehr großer Pracht zur Kirche gehen. Er kam eben von einer kleinen Reise, das ganze Volk begleitete ihn mit festlichem Gepränge, vor ihm her zog die Geistlichkeit, Jeder trug eine weiße brennende Wachsfackel von bedeutender Größe, die längsten, welche ich je gesehen habe.

Alle Glocken des Klosters läuteten feierlich zusammen. Im

ganzen Lande gibt es keine Kirche mit Glocken; diesem Kloster allein haben die Mahomedaner das Vorrecht eingeräumt. Sonst dulden sie in keinem ihrer Länder Glocken. Als er in der Kirche angelangt war, küßte ihm Jeder die Hand. Ich sah, wie er neue Bischöfe weihte.

Er erwies mir so viele Artigkeiten, daß ich mich mehrere Male anstrengte, mit ihm von seinen Irrthümern zu sprechen, um ihn davon zu befreien, aber in Ermanglung eines getreuen Dolmetschers war mein ganzes Verlangen eitel. Es war wohl im Kloster ein Armenier, welcher einst seine Studien in Polen gemacht hatte; aber er wollte mir nie den Dienst eines Dolmetschers erweisen, weil er mit äußerster Zähigkeit an den Irrthümern des Eutyches und Dioskoros hing, welche in jenem Lande für große Heilige gelten.

Nachdem ich die zur Abreise angesetzte Zeit abgewartet hatte, und als unsere ganze Karawane eben reisefertig war, fand Gott ein Mittel, mich durch ein so heftiges Fieber zurückzuhalten, daß ich nur noch an die große Reise in den Himmel dachte. Aber ich war dieses Glückes noch nicht würdig. Der liebe Gott, welcher mir die Krankheit geschickt hatte, wollte mich auch ganz allein heilen. Als ich in der größten Fieberhitze da lag, kamen gerade zum guten Glücke vier Barfüßer-Karmeliten, die nach Persien reisten, nach Eriwan, wo ich krank war. Sobald sie den Zustand, in welchem ich mich befand, erfahren hatten, hatten sie die Güte, mich zu besuchen.

Dieser unerwartete und höchst angenehme Besuch erfüllte mein Herz mit so großer Freude, daß ich mich fast augenblicklich erleichtert und gleich darauf vollständig genesen fühlte. Ja, als am folgenden Tage die guten Väter in mein Zimmer kamen, um daselbst die hl. Messe zu lesen und mir die Communion zu spenden, weil gerade das Fest Allerheiligen war, so hatte ich die Kraft, selbst Messe zu lesen. Wir fuhren fort, dieselbe mit einander während der ganzen Octav

zu lesen, mit Ausnahme des letzten Tages, an welchem sie abreisten, um ihren Weg fortzusetzen, und so demüthig waren, daß sie alle Vier mir die Ehre gaben, bei dem Abgange die Communion aus meiner Hand zu empfangen. Wir umarmten uns herzlich, und ich erklärte ihnen, daß ich ihren heiligen Gebeten meine Genesung verdankte.

XVIII.

Reise durch Unter-Armenien und ganz Kleinasien oder Anatolien.

Drei volle Monate mußte ich mich in Eriwan aufhalten, theils um meine Gesundheit wieder herzustellen, theils um eine Reisegesellschaft abzuwarten, weil wir die ganze Türkei zu durchwandern hatten; denn dieß ist der gefährlichste und schwierigste Theil der Reise. Nachdem ich meine erste Karawane, welche auf mich während meines Krankseins nicht warten konnte, verloren hatte, so wollte Gott, daß ich eine andere fand, mit welcher ich ganz glücklich durch jenes Land reiste, welches durch die Grausamkeit der Türken gewöhnlich für alle Fremden so höchst beschwerlich ist.

Als wir anfingen, aus Eriwan zu wandern, bedeckte der Schnee alle Felder, und die Kälte schien mir noch weit unerträglicher als die große Hitze des heißen Erdgürtels, in welchem ich dreißig Jahre verlebt hatte, ohne Schnee zu sehen oder Kälte zu empfinden, so daß ich mich hätte an das Feuer halten müssen. Hier sollte ich das Gegentheil durchmachen und vor Kälte zittern, nachdem ich viermal die Linie passirt hatte.

Wir verließen Ober-Armenien, wo die Perser den Reisenden durchaus nichts in den Weg legen, und betraten das Reich der Türken, welche so ungastlich waren, daß sie uns nicht einmal in ihre Städte hineinließen, sondern nöthigten, auf dem Schnee, mitten auf dem Felde, eine Nachtherberge zu

suchen. Dieß war in der That etwas sehr Beschwerliches; denn sehr oft hatten wir unter und über uns Schnee und lagen so allerdings zwischen zwei weißen Leintüchern, welche jedoch einen Bettwärmer recht nöthig gemacht hätten. Aber in Wahrheit läßt die Liebe zu Jesus Christus auch allem derartigen Ungemache viel Liebliches abgewinnen.

Nach achtzehn Tagen fanden wir Mittel und Wege, in der Stadt Erzerum, der schönsten und berühmtesten von ganz Unter-Armenien, einzukehren. Unterwegs dahin sah ich einen sehr sittsamen und wohlgekleideten Jüngling, welcher unserer Karawane zu Fuß folgte und sich immer etwas abseits hielt, um in seiner Andacht nicht gestört zu werden. Ich suchte mich ihm anzuschließen, um demselben an Leib und Seele behülflich zu sein. Ich versprach ihm, ich wolle ihn auf meine Kosten mitnehmen, und bat ihn, er möge mich nicht verlassen.

Er war ein Armenier. Geboren in Constantinopel, war er fortgereist, um sein Heil besser zu wirken, und in Armenien in einen Orden getreten. Da er aber vom Teufel sehr geplagt wurde, waren seine Oberen der Ansicht, er solle eine Reise in sein Geburtsland machen, um daselbst Frieden und Gesundheit wieder zu erlangen. Sonst war er in alle Irrthümer seines Volkes verstrickt und hatte außerdem noch andere ganz eigene, z. B. daß Niemand in den Himmel kommen könne, als nur Ordensleute. Ich behielt ihn ungefähr vierzig Tage bei mir und that ihm alles Gute, um seine Seele zu gewinnen. Aber durch einige schlechte Rathgeber ließ er sich hintergehen. Diese beredeten ihn, mich zu verlassen, unter dem Vorwande, er wolle einen anderen Weg einschlagen. Es that mir sehr leid, daß ich ihn so verstockt sehen mußte. Vielleicht wird ihm Gott noch Gnade geben, daß er in sich geht.

Wir mußten in Erzerum vierzehn Tage bleiben und verließen es am 11. Januar des Jahres 1649. Nach zwanzig-

tägiger Reise, am 31. desselben Monats, kamen wir in die Stadt Togat, in der Gegenwart eine der berühmtesten von Kleinasien. Mehrere armenische Doctoren besuchten mich und hörten sogar meine Reden gerne an, wenn ich ihnen die Oberhoheit des Papstes über alle Patriarchen und Bischöfe der Welt auseinander setzte. Einige schienen meine Gründe so vollkommen begriffen zu haben, daß sie mir versprachen, sie wollten sich nach Rom aufmachen.

Unser Aufenthalt in Togat dauerte ganze zwanzig Tage, und zwar in Folge einer unter den Kameeltreibern der Karawane entstandenen Schwierigkeit. Wir reisten am 20. Februar ab und bezogen wieder unser weiches Bett auf dem Schnee. Die genannten Armenier thaten mir alles nur mögliche Gute. Munter begannen wir die Fasten, welche von jenen guten Leuten so strenge beobachtet und nie unterbrochen werden. Ich suchte es ihnen gleich zu thun, obgleich ich mich so herabgestimmt fühlte, daß ich ganz kraftlos war. Diese Weise dauerte volle vierzig Tage.

Nach unserer Abreise aus Togat trafen wir einen Marktflecken, bewohnt von Armeniern, welche insgesammt Christen gewesen waren, aber vor Kurzem ihre Religion verlassen und trotz ihrem Gewissen und ihrem Herrn Jesus Christus den Islam angenommen hatten. Nur ein guter Greis und zwei hochbetagte Frauen hatten ihre Kniee nicht vor Baal gebeugt; trotz des schlechten Beispiels ihrer Landsleute waren sie in ihrem Glauben fest geblieben; diese drei armen Leute bildeten noch die ganze Christengemeinde; alle drei besuchten mich sogleich. Ich nahm sie mit Liebe und Verehrung auf, indem ich sie als Seelen, welche ihrem Herrn wahrhaft getreu sind, ansah. Ich befestigte sie, so sehr ich konnte, in allen Dingen, welche zum Heile nöthig sind; brachte ihnen aber keine Zweifel bei in Betreff jener Punkte, welche zwischen uns und den Armeniern bestritten werden; Sätze, welche ja doch über die Fassungskraft der guten Leute hinauslagen.

So verlassen diese armen Armenier, welche in so großer Unwissenheit über unsere Geheimnisse dahinleben, nach ihrer Trennung vom Papste, auch sehr leicht Jesum Christum und geben sich bei der geringsten Verfolgung von Seiten der Feinde des christlichen Namens dem falschen Mahomed hin. Glaubwürdige Personen erzählten mir, daß einst auf einmal dreitausend dieser Unglückseligen ihrer Taufe entsagten. Dieß geschah unter der Regierung des Perserkönigs Xabas, welcher sie zu dem Schritte nöthigte. Allerdings bereuten hintendrein Mehrere von ihnen ihre Treulosigkeit und verließen das Land, um wieder in die Kirche, welcher sie so feige den Rücken gekehrt hatten, einzutreten.

XIX.

Von Togat nach Smyrna; von Smyrna nach Rom.

Wir reisten vierzig Tage lang in Einem fort durch diese Gebiete der Türken, die mir jedoch nie ein Leid zufügten; sie baten mich sogar ziemlich oft, ich solle für ihre kranken Kinder zu Gott beten, was ich gerne that. Als ich einmal ein kleines Mädchen am Sterben traf, nahm ich den Vorwand, ich wolle es mit ein wenig lauem Wasser waschen, und taufte es, indem ich stille die sacramentalen Worte aussprach. Das Kind starb kurz darauf, und ich hatte den Trost, ihm durch das hl. Sacrament der Taufe die Pforte des Himmels geöffnet zu haben.

Als wir durch diese ausgedehnten Landschaften zogen, war ich erstaunt, daß in all' den Dörfern, durch welche wir reisten, Niemand zu sehen war. Man sagte mir, die Ursache dieser großen Entvölkerung sei der Krieg mit den Venetianern, wegen dessen der Großherr schon alle diese Landschaften von Bewohnern entblößt habe, weil ihm kein anderes Mittel übrig sei, um dieser mächtigen Republik, von welcher Jedermann mit Hochachtung sprach, Widerstand zu leisten. Man fragte mich oft, wie es möglich sei, daß ein so kleiner Staat, wie der venetianische, schon seit so langer Zeit der gesammten Macht der Ottomanen widerstehe; und man versicherte mir, daß seit dem Anfange dieses Kriegs mehr als 400,000 Türken das Leben eingebüßt hätten.

Es ist wunderbar, in welcher Achtung seit jener Zeit der

Namen der Venetianer bei den Türken steht. Ich ermangelte nicht, vortheilhaft von der Macht und der Thatkraft der Republik Venedig zu sprechen, indem ich zu verstehen gab, daß die christlichen Fürsten insgesammt in Kriege verwickelt seien, und daher den Venetianern keine Hülfe leisten können. Letztere schlügen einzig durch ihre eigene Macht die Türken zu Wasser und zu Land.

Nachdem ich ein Jahr, weniger einen Tag, zu Land gereist war, kam ich am 17. März des Jahres 1649 glücklich in Smyrna an, nachdem ich am 18. März des vorigen Jahres 1648 Persien betreten hatte. Ich empfand eine unaussprechliche Freude, daselbst unsere französischen Väter, welche eine schöne Niederlassung in der Stadt besitzen, anzutreffen. Sie nahmen mich mit so viel Liebe auf, daß ich keine Worte finden kann, welche im Stande wären, den Dank, welchen ich ihnen schulde, auszudrücken. Sie wollten, daß ich bei ihnen die Charwoche und die Osterfeiertage verlebte. Ich sah in der That die große Sorgfalt, mit welcher sie sich dem Dienste Aller, die von ihren Arbeiten Nutzen ziehen wollten, hingaben. Sie unterrichteten die kleinen Kinder, welche viel besser belehrt waren, als ihre eigenen Eltern; sie besuchten die Kranken, gingen in die Kerker; und obgleich sie so wenige waren, erfüllten sie doch die ganze große Stadt mit den Werken ihrer Nächstenliebe.

Die Osterfeiertage waren vorüber, gerade zu rechter Zeit fand ich ein genuesisches Schiff. Dieses trug mich glücklich durch das ganze Mittelmeer, das mir nur wie eine recht kleine Meerenge vorkam, im Vergleiche zu jenen unermeßlichen Meeren, durch welche ich gefahren war. Im Archipel trafen wir die venetianische Flotte, sie bestand aus zwanzig vollkommen gut bewaffneten Galeeren und drei großen Galeassen. Dieß ist die Flotte, welche bald darauf die ganze türkische Seemacht auf's Haupt schlug und den Schrecken bis nach Konstantinopel getragen hat.

Wir segelten an Sicilien hin, fuhren an Messina vorbei, wo wir mit Schauder eine ganze Nacht lang den Flammen zuschauten, welche in mächtigen Wallungen aus dem Vulkan von Lipara emporstiegen. Dieß lieferte uns Stoff, um an das ewige Feuer zu denken und unser Leben so einzurichten, daß wir nie dazu verdammt würden. Als wir endlich in der Ferne Genua erblickten, hüpfte mein Herz vor Freude, da ich die schönen Thürme und so viele seltene Denkmäler christlicher Frömmigkeit schaute.

Aber meine Seligkeit war noch viel größer, als ich in unserem Hause angelangt war; hier traf ich meine alten Freunde, mit welchen ich das Noviziat und die Studien zu Rom gemacht hatte. Nachdem wir einander einunddreißig Jahre nicht mehr gesehen, hatten wir eine unbeschreibliche Freude beim Wiedersehen. Das nämliche Glück wurde mir zu Mailand, Bologna und Loretto, an welch' letzterem Orte ich viele meiner früheren Altersgenossen traf.

In jener hl. Kapelle zu Loretto, bei jenem Altare der hl. Jungfrau, von der aller Segen bei meinen Reisen kam, zerschmolz mein Herz vor Freude. Nachdem ich hier meiner lieben Gebieterin während einiger Tage gedankt hatte, ging ich geraden Wegs nach Rom, wo ich am 27. Juni des nämlichen Jahres 1649 ankam. Ich sage nichts von dem Entzücken, von welchem mein Herz überströmte, als ich glücklich angelangt war an jenem Orte, dem erhabensten der ganzen Erde; angelangt nach vierthalbjähriger Reise, unter so vielen Gefahren zu Wasser und zu Land, so vielen Stürmen, so vielen Schiffbrüchen, so vielen Gefängnissen, so vielen Wüsten, so vielen wilden Völkern, so vielen Heiden, so vielen Irrgläubigen und Türken, stets getragen von den Flügeln der Vorsehung, welche mich vertheidigte, mich mit so besonderer Güte bewahrte, daß ich nach allen Mühen ebenso stark und ebenso frisch war wie damals, als ich vor einunddreißig Jahren aus Rom abreiste, um nach Indien zu gehen.

Sogleich nach meiner Ankunft begann ich meinen Zweck, welcher mich vom Ende der Welt hergeführt hatte, in der ganzen großen Stadt bekannt zu machen. Ich hatte das Glück, darüber oft mit dem heiligen Vater zu sprechen, der ein großes Verlangen, uns zu helfen, bezeigte. Alle Tage stand ich an der Pforte der Herrn Cardinäle, um ihnen jene neuen Christengemeinden vor die Seele zu führen; Gemeinden, welche die Hände nach ihnen ausstreckten, damit man ihnen den Weg zum Himmel zeige. Ich mußte mich drei Jahre lang aufhalten, theils um unseren drei General-Congregationen anzuwohnen, theils wegen der Angelegenheiten unserer asiatischen Reiche, welchen Bischöfe und Missionäre nöthig waren, damit nicht so viele Menschen zu Grunde gingen.

Nachdem ich alle Angelegenheiten, welche mich vom entferntesten Lande der Erde herführten, wenigstens so weit als es möglich war, in Ordnung gebracht hatte, begann ich zum dritten Male die nämliche Reise. Aber ich wollte nicht allein für mich zurückkehren, jetzt da ich alt war und schon mit einem Fuße im Grabe stand.

Ich war der Ansicht, daß Frankreich, das frömmste Reich der Welt, mir viele Soldaten bieten werde, welche zur Eroberung ausziehen möchten, um das Morgenland unserem Herrn Jesus Christus zu unterwerfen, und daß ich daselbst insbesondere Bischöfe, welche unsere Väter und unsere Lehrmeister in jenen Kirchen werden sollten, finden könnte. Zu diesem Zwecke verließ ich Rom am 11. September des Jahres 1652, nachdem ich dem hl. Vater die Füße geküßt hatte.

Ich reiste von Marseille über Lyon nach Paris, welches nach meiner Ansicht der Gesammtbegriff oder vielmehr das Urbild alles dessen ist, was ich Schönes in den übrigen Theilen der Welt gesehen habe.

Auf diesem Wege von Lyon nach Paris erfuhr ich wiederum ein ganz besonderes Walten der Vorsehung, welche mir immer als Führerin und Mutter gedient hat. Um in

Frankreich aufzutreten, mußte ich einen Schutzengel haben, welcher meinen Zutritt zum Hofe des (damals) größten Monarchen der Erde befürwortete. Zu Roanne traf ich nun mit Herrn Heinrich von Maupas, Bischof von Puy, Abt von Sanct Dionys, erstem Almosenier der Königin, zusammen. Er hatte die Güte, mich auf dieser kleinen Reise in seiner Gesellschaft zu behalten. Ich sah während elf Tagen an dem großen Prälaten so viele Tugenden und so große Güte, daß ich mein Leben lang das Andenken an einen so hochverdienten Mann in Liebe bewahren und mich rühmen werde, daß diese Bekanntschaft eine der glücklichsten auf allen meinen Reisen ist.

Kaum hatte ich den herrlichen Kreuzzug gegen alle Feinde des Glaubens in Japan, China, Tonkin, Cochinchina und Persien veröffentlicht, als sogleich eine große Anzahl Söhne des hl. Ignatius, beseelt von demselben Geiste, welcher den hl. Franz Xaver in dreihundert Reiche geführt hat, vom Verlangen entbrannten, das Kreuz ihres Herrn zu nehmen und es an den äußersten Enden der Erde aufzupflanzen.

Ich erhielt eine unermeßliche Menge Briefe von unseren Vätern, welche darum baten, in diese glorreiche Kriegerschaar eingereiht zu werden. Unsere sämmtlichen fünf Provinzen in Frankreich waren voll von solch' edelmüthigen Bewerbern; sie schrieben nach Rom, beteten zu Gott, bestürmten unsere Oberen. Zwanzig von ihnen wurden auserwählt, viele Andere werden nach einigen Tagen abgehen, um die Welt zu durchreisen. Alle sind würdig dieses Ehrenamtes, welches sie erst nach vielen Bitten erlangt haben; sind belebt vom Geiste Gottes, welcher sie in jene schönen Reiche einladet. Auf denn, ihr liebe Väter! Jesus ruft uns. Wir sollen Werkzeuge seiner Ehre sein in der Rettung so vieler Völker, welche ihm der Teufel bisher geraubt hat.

Ich gestehe, daß ich unwürdig bin, so große Männer zu begleiten; aber ich freue mich, daß ich mich in einem Kreise

von so seeleneifrigen Aposteln sehe; sie werden die Fehler, welche ich in jenem Erdtheile mir habe zu Schulden kommen lassen, wieder gut machen. Schon bereiten die Schutzengel von Japan, China, Tonkin und den übrigen Reichen die Seelen vor, welchen ihr das Evangelium bringen wollt. Ihr ziehet hin, wie ein Rubini, Sylveira, Capéche, um einen Tod zu suchen, welcher nicht gewöhnlich ist. Ihr ziehet aus, wie ein Xaver, ein Bezer, um das Licht der Gnade in jene Länder zu tragen, von welchen das Licht stammt. An mir ist es, eueren Seeleneifer zu bewundern und nachzuahmen, und mich glücklich zu schätzen, daß ich euch bei diesem hochherzigen Unternehmen einige Dienste leisten kann.

Das erwarten von uns so viele hochgestellte und fromme Personen, welche sich um dieses Werk, als das glorreichste, das man je in Frankreich erlebte, angenommen haben; diese erlauchte Königin, welche uns mehr Beweise ihrer Güte gegeben hat, als wir je durch Dank zu vergelten im Stande sind; eine Schaar der tugendhaftesten Frauen von Paris, welche für uns mit so großem Eifer gearbeitet und durch ihr Beispiel den Beweis geliefert haben, daß die Frauen ein Mittel finden können, den Indiern das Evangelium zu verkündigen, ohne daß sie ihre Häuser und ihre Haushaltungen zu verlassen brauchen.

Und dieses ist noch nicht einmal die Krone unseres erhabenen Planes. Mehrere große und tugendhafte Persönlichkeiten von Paris arbeiten daran, um für uns Bischöfe zu gewinnen. Wir hoffen, daß uns Rom in den nächsten Tagen die frohe Kunde geben wird. Die Herrn Prälaten haben diese Angelegenheit mit ganzem Herzen ergriffen und durch Briefe, welche sie an den Papst schrieben, bezeugt, daß die Frömmigkeit der französischen Bischöfe im Stande ist, das Evangelium an die Enden des Erdkreises zu tragen. Paris soll den Ruhm haben, daß es über den ganzen Ocean hinaus die Fackel der christlichen Wahrheit getragen hat, um so viele

Völker, welche noch in Finsterniß leben, zu erleuchten, daß es Bischöfe weihen sieht, welche keine andere Absicht haben, als sich allen Mühseligkeiten einer weiten Reise und einem Leben voll Arbeit auszusetzen; einem Leben, welchem der Herr aber auch seine schönsten Kronen hinterlegt hat.

So viele fromme Männer, welche keine andere Absicht und keinen anderen Beruf kennen, als Gottes Ehre in guten Werken jeder Art zu verbreiten, haben geglaubt, daß dieses Werk alle übrigen an Verdienstlichkeit übertreffe; sie weihen sich ihm mit so aufrichtigem Herzen, daß wir hoffen, es nächstens vollendet zu sehen. Dieses Werk krönt alle Freude, welche ich in diesem Leben erwarte, und alle meine Pläne, welche ich auf meinen Reisen ohne Ausnahme verfolgte; bei denselben habe ich nichts Anderes gesucht, und in dem vorliegenden Buche suche ich Nichts, als Gottes größere Ehre. Amen.


BIBLIOTECA NAZIONALE V.E.
ROMA



